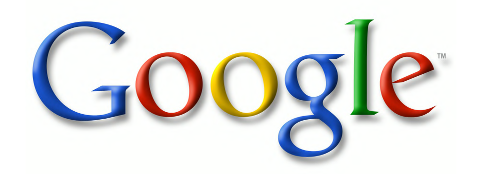
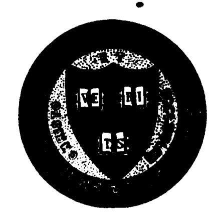






Studium und Studentenleben

vor

vierzig bis fünfzig Jahren

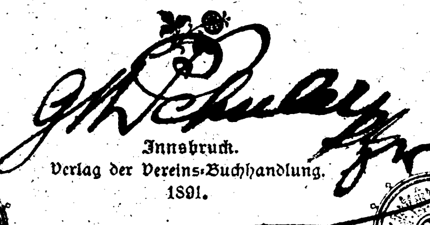
und

eine schwere Prüfung nach absolviertem Universitäts-Studium.

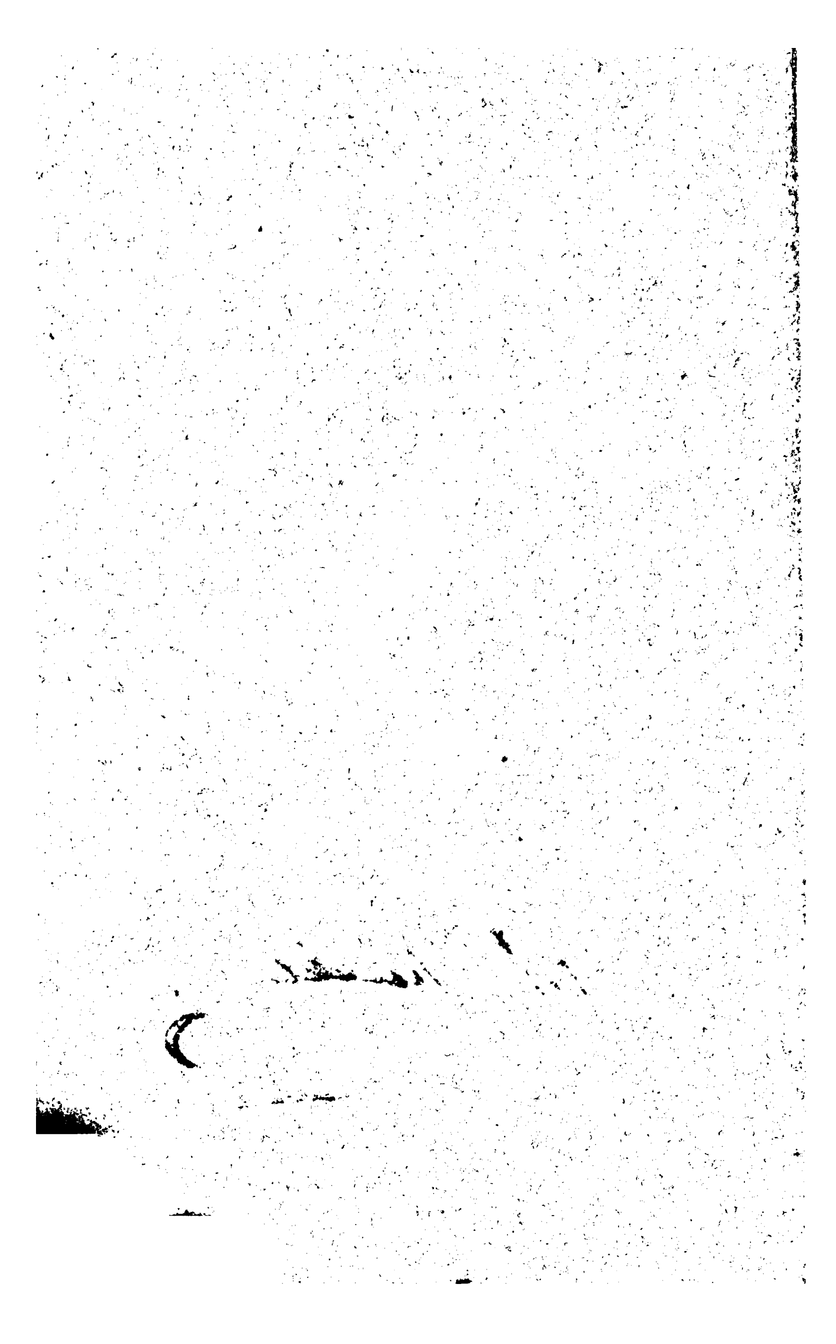
Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts.

Von

Leopold Kist.



Innsbruck.
Verlag der Vereins-Buchhandlung.
1891.






Studium und Studentenleben

vor

vierzig bis fünfzig Jahren

und

eine schwere Prüfung nach absolviertem Universitäts-Studium.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts.

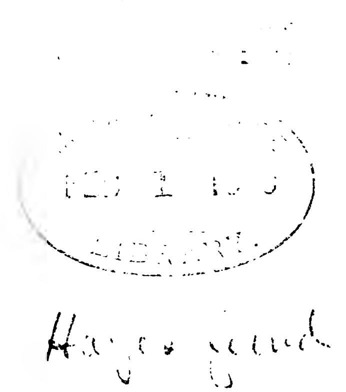
Von

Leopold Kist.



Innsbruck.
Verlag der Vereins-Buchhandlung.
1891.





Vorrede.

Zur Rechtfertigung des Erscheinens dieses Buches nur wenige Worte.

Es erzählt wahr und schlicht, in welchem Geiste die studierende Jugend vor 40—50 Jahren an den gelehrten Mittelschulen und an den Universitäten unterrichtet und erzogen wurde. Es ist zwar speziell nur von 3 solchen Anstalten in demselben die Rede, nämlich vom Gymnasium in Offenburg, vom Lyzeum in Rastatt und von der Universität zu Freiburg im Breisgau; allein die Zustände und Verhältnisse, die damals an den genannten Anstalten obwalteten, waren von jenen nicht **wesentlich** verschieden, die an den Anstalten derselben Kategorie innerhalb und außerhalb der badischen Landesgrenzen herrschten **und größtenteils noch herrschen.**

Es wird wohl jeder vernünftig, ruhig und ernst Denkende, jeder, dem Religion und Sittlichkeit keine hohle Phrasen sind, und dem die Wohlfahrt des Staates und der Kirche, der Familien und Gemeinden am Herzen ligt, nachdem er mein Buch gelesen, von der Überzeugung durchdrungen sein,

daß die Art und Weise des Unterrichtes und der Pädagogik vor 40—50 Jahren durchaus verfehlt, verkehrt und verwerflich war, und es, leider, erfahrungsgemäß noch ist, da die studierende Jugend damals dem Christentum entfremdet, der Religion beraubt und dem Sittenverderbnis überantwortet wurde, und da noch heutzutag der Unterricht und die Pädagogik an vielen gelehrten Mittelschulen und bereits an allen Universitäten Deutschlands und Österreichs, Frankreichs, Italiens und der Schweiz derart beschaffen sind, daß aus denselben nicht gläubige Christen und religiös-sittliche Menschen, sondern moderne Heiden, Aufklärungsapostel, Kulturkämpfer und blasierte Weltmenschen hervorgehen. Dieser Überzeugung entspringt aber naturnotwendig der Wunsch und das Verlangen, die gelehrten Mittelschulen und die Universitäten möchten endlich Träger und Vermittler echter Wissenschaft, Bildung und Gesittung werden; das können sie jedoch nur dann und dadurch werden, wenn und daß der Unterricht und die Erziehung der Studenten auf die christliche Religion gegründet werden, die Professoren vor Religion und Kirche Hochachtung und Ehrfurcht an den Tag legen, sich aller Angriffe auf dieselben strengstens enthalten und ihren Schülern in religiös-sittlicher Beziehung ein gutes Beispiel geben. Und die Mittel und Wege, dieses hohe Ziel zu erreichen? Diese sind: gute Wahlen, infolge deren religiöse,

konservative, charakterfeste Abgeordnete in den Landtag und Reichsrat gesendet werden, die eine durchgreifende Reform auf dem Gesammtgebiete des Unterrichtes und der Erziehung in **allen** Schulen verlangen. Dem entschiedenen Verlangen socher Männer **müssen** die Regierungen gerecht werden, d. h. dieselben werden, dem bestimmt ausgesprochenen Wunsch und Willen des Volkes gemäß, betreffs der Volksschulen, Gymnasien und Universitäten solche Geseze erlassen, welche die Pflege der Religiosität und Sittlichkeit bei der studierenden Jugend vorschreiben und verbürgen, sie werden darum der Hasner'schen und Falk'schen Mißgeburt endlich den Todesschein ausfertigen, die konfessionelle Schule wieder einführen und der Kirche die, derselben aus übel verstandener Staatsräson und Aufklärungssucht entzogenen Rechte auf die Schule zurückgeben.

Der Inhalt dieses Buches bevorwortet auch angelegentlich, und zwar mittelbar und unmittelbar, die Errichtung je einer kath. Universität für Deutschland und Österreich, die als Pflanzschulen unverfälschter Wissenschaft, Humanität und Kultur nicht im Sold des Antichristentums, des modernen Heidentums und überkleisterter Verkommenheit stehen. Er empfiehlt desgleichen die katholischen Studentenverbindungen an den Universitäten als ein wirksames Präservativ gegen Entchristlichung und Verwilderung.

Welcher Geist eine katholische Universität und

katholische Studentenverbindungen beseelt, und durch welche Werke sich derselbe offenbart, das soll ein hier angebrachtes Genrebildchen veranschaulichen.

Nach dem Jahresberichte der katholischen Universität Löwen zählte dieselbe im Studienjahre 1889/90 nicht weniger als 1891 Studenten. Die akademischen Bürger hatten unter sich einen St. Vinzenz-Verein gegründet, der im Jahre 1889 für 9782 Franken Brod, Suppe und Steinkohlen unter die Armen verteilte. Desgleichen wurde ein Patronatsverein gegründet, dessen Tätigkeit sich beispielsweise in einer einzigen Unterabteilung auf 190 Kinder im Alter von 11—16 Jahren erstreckte. Ferner leiteten die Studenten eine Fortbildungsschule für erwachsene Arbeiter, denen sie unentgeltlichen Unterricht erteilten. So lösen katholische Studenten ihrerseits die soziale Frage. Welch ein schreiender Unterschied zwischen diesen akademischen Bürgern und jenen von Prag und Wien, deren, Seite 255 und 449 dieses Buches, Erwähnung geschieht!

Um diese rein historische Abhandlung anziehend und interessant zu gestalten und ihr den Reiz einer Novelle zu verleihen, hat der Verfasser 1, die biographische Darstellungsweise gewählt, und 2, erzählt er, zu guter Letzt, eine wahre Begebenheit, ein merkwürdiges Erlebnis, mit dem sein Universitäts-Studium einen idyllisch-romantischen Abschluß fand. Die schwere Prüfung, der jenes Erlebnis ihn unterwarf, bildete

das poetische, von bengalischem Feuer umflossene finale seines wechselvollen, erfahrungsreichen und bittersüßen Studentenlebens.

Es seie noch extra erwähnt, daß der Verfasser es sich zur Aufgabe und strengen Pflicht gemacht, sowohl das Studium als auch das Studentenleben von Mitte der dreißiger bis gegen Ende der vierziger Jahre durchaus objektiv und mit photographischer Treue zu schildern.

Erstes Kapitel.

Studium und Studentenleben am Gymnasium und Lyzeum.

Ein halbes Jahrhundert ist über die Ereignisse und Zustände hingegangen, die ich in den nachfolgenden Blättern schildern werde. Manche Erinnerungen aus meiner Jugendzeit waren bisher mit einem schwarzen Trauerflor umhüllt, einige dagegen blieben vom poetischen Dufte jenes holdseligen Blütenalters bis auf den heutigen Tag umwoben, und haben die rasch entschwundenen Dezennien die sonnigen Bilder des rosigen Lebensmorgens mit einem goldenen Nimbus umrahmt. Hohes Gras ist über viele meiner Erlebnisse in der Jugendzeit gewachsen, und blieb mir von denselben nur eine nebelgraue Erinnerung zurück, die Jahre des Studiums und der Berufswahl stehen aber noch so frisch vor meinem Geistesauge wie ein Mosaikbild aus früheren Jahrhunderten, das dem Zahn der Zeit getrozt.

Da, wie man mit Recht sagt, die Gegenwart auf den Schultern der Vergangenheit steht, und

dieselbe nur unter genauer Berücksichtigung jener eigentümlichen Verhältnisse, die in der Vergangenheit herrschten, gründlich geprüft, richtig beurteilt und allseitig verstanden werden kann, da die Gegenwart in der Vergangenheit wurzelt, von ihr mächtig beeinflußt wird und eine, fast unveränderte neue Auflage derselben ist, so dürfte es für jedermann von hohem Interesse sein, zu erfahren, von welcher Beschaffenheit das Studium vor 40—50 Jahren war, und welches Bild das damalige Studentenleben dargeboten hat. Das im V. Kapitel angefügte Genrebild ist gleichsam eine, dem wohlwollenden Leser für seine, mir geschenkte Aufmerksamkeit, dedizierte Prämie.

Der Wellenschlag der gewaltigen Revolution, welche die Enzyklopädie Diderots, d'Alemberts und Konsorten auf dem Gebiete des Dogmas und der Moral, der Wissenschaft und Kunst, des Staates und der Kirche, des bürgerlichen und sozialen Lebens heraufbeschworen hatte, überschritt die Grenzen Frankreichs und überflutete alle zivilisierten Länder. Die modernen französischen Ideen und ihre Anhänger rüttelten an den Fundamenten, auf denen Kirche und Staat, Wissenschaft und Kunst, Gemeinde und Familie aufgebaut waren, sie stellten alles in Frage und erklärten allen jenen Einrichtungen den Krieg, einen unversöhnlichen Vernichtungskrieg, einen Krieg bis aufs Messer, die entweder vom Christentum ins Leben gerufen worden waren oder wenigstens ein

christliches Gepräge trugen. Sie übergossen alles, was der Menschheit bisher als von Gott geoffenbarte Wahrheit, als unantastbar, ehrwürdig und heilig gegolten, mit der ätzenden Lauge des Witzes, der Ironie und des Sarkasmus, des Spottes und Hohnes. Sie untergruben den Glauben, verführten das Herz, ertöteten das Gewissen, emanzipierten das Fleisch und stachelten die Leidenschaften auf. Sie leugneten Gott und die Unsterblichkeit der Seele, nannten das Christentum einen raffinierten Betrug und einen grassen Aberglauben und zerstörten jede Autorität, die göttliche und weltliche, die kirchliche und staatliche, die obrigkeitliche und elterliche. Sie fälschten die Geschichte und brandmarkten gläubige Gelehrte als „Dummköpfe“, heilige Männer als „Heuchler“, seeleneifrige Priester als „Fanatiker“ und „Zeloten“, fromme Ordensleute als „Duckmäuser“, Fürsten, die sich „von Gottes Gnaden“ nannten und als treue Söhne der Kirche bewährten, als „Tyrannen“, und Männer, die sich um des Volkes Wohl hohe Verdienste erworben hatten, als „Schurken“, während sie den eigentlichen Schurken, namentlich wenn sie geheimen Gesellschaften angehörten und das Kainszeichen der Wüteriche gegen Tron und Altar auf der Stirne trugen, einen Lorbeerkranz aufs Haupt setzten und sie als „Ehrenmänner, Tugendhelden“ und „Volksfreunde“ priesen und verherrlichten. Die Enzyklopädisten und ihre Nachbeter führten auf allen

Gebieten eine heillose Begriffsverwirrung herbei, sie brachen grundsäzlich und vollständig mit der Vergangenheit und stellten alles Hergebrachte und bisher Gebräuchliche auf den Kopf.

Ein treuer Spießgeselle der Enzyklopädisten war Voltaire, ein mit hohen Geistesgaben ausgestattetes, aber durch und durch verkommenes, frivoles und charakterloses Subjekt, ein in der Wolle gefärbter revolutionärer Geist, der aber trozdem aus Hochmut, Ehrgeiz und Ruhmsucht in demselben Maß und Grad vor den ihm geistesverwandten Fürsten auf dem Bauche kroch und deren Speichel leckte, in welchem er Gott, Christus, seine Kirche und Diener lästerte und mit Kot bewarf. Voltaire und die Enzyklopädisten entronten Gott und vergötterten den Menschen, aber trozdem degradierten sie denselben, indem sie ihn für ein höher organisiertes Tier erklärten und ihm den Zweck und die Bestimmung zuerkannten: allen seinen Lüsten und Leidenschaften zu fröhnen, einen unversöhnlichen Vernichtungskrieg mit der „ultramontanen und symbolgläubigen Schlangenbrut“ zu führen und dann in das alles verschlingende Nichts zurückzukehren.

So hirnverbrannt, unwürdig und trostlos diese Ideen, Ansichten, Behauptungen und Bestrebungen auch waren, so fanden sie dennoch gläubige Schüler, Nachbeter und Verfechter ohne Zahl und zwar nicht blos in Frankreich, sondern in ganz Europa, ja selbst

in Amerika und Australien. Die Enzyklopädie und Voltaires Werke wurden in die Sprachen aller jener Völker übersezt, die Anspruch auf Bildung erhoben, sie wurden selbst dem Volk in Gedichten, Romanen, Novellen und Theaterstücken mundgerecht gemacht und als Prototyp, als Vorbild, Muster und Maßstab aller später erscheinenden Geistesprodukte erklärt. Sie wurden das Evangelium der sogenannten Intelligenz, der Honoratioren, der starken Geister, der Schriftsteller, Beamten, Fürsten und Prinzen. Die Journalisten, Belletristen, Feuilletonisten u. s. w. fügten sich entweder in feiger Resignation oder aus Überzeugung ihren Machtsprüchen, und nahmen alle Logenbrüder und Illuminaten ihre Dogmatik und Moral bereitwilligst als Fundamentallehren an und sezten sie als unumschränkt regierenden Zeitgeist auf den Tron. Signatur und Charakteristik dieses Zeitgeistes sind, in kurzen Worten ausgedrückt: Leugnung Gottes, Vernichtung des Christentums, Vergötterung des Menschen, Untergrabung jeder Autorität, Emanzipation des Fleisches und Einschwärzung der Korruption und des Sittenverderbnisses in alle Klassen und Schichten der Bevölkerung. Diesem Zeitgeist bereiteten zuerst, was man allerdings nicht hätte für möglich halten sollen, die Fürsten einen pompösen Empfang in ihren Residenzen und erklärten ihn für legitim, hof- und salonfähig. Selbstverständlich gingen die französischen Könige Ludwig XIV. und XV.

mit bösem Beispiel voran. Der Hof zu Versailles galt leider während vielen Dezennien als Hochschule „weltmännischer, feiner Bildung und Gesittung", die mit magischer Gewalt namentlich deutsche Fürsten, Prinzen und hohe Prälaten anzog. Nach dem Muster des am französischen Hofe geltenden Kirchen-, Völker-, Staats- und Zivilrechtes ließ man zwar Gott und seine Kirche — auf Wohlverhalten — allergnädigst im Besitze der ihnen staatlich eingeräumten Rechte und Befugnisse, aber man degradierte beide zu staatlich autorisierten Gewalten, die dem Pöbel den Kappzaum anzulegen und denselben in Gehorsam und Tributpflichtigkeit zu halten hätten. Gott und Kirche dienten als unentbehrlicher Apparat, um den weltlichen Tron mit Glanz zu umgeben und in Weihrauchwolken zu hüllen, das Volk in, vor Ehrfurcht und serviler Gesinnung ersterbendem Respekt vor den allerhöchsten königlichen und fürstlichen Majestäten zu erhalten, vor dem Staatsschatze und den aristokratischen Geldkassen auf Schildwache zu stehen und allen dynastischen Unternehmungen dadurch gleichsam einen göttlichen Stempel aufzuprägen und eine himmlische Weihe zu geben, daß denselben ein «Veni sancte spiritus» voraus- und ein «Tedeum» nachgeschickt wurde. Diese, Gott und der Kirche zugewiesene unwürdige Rolle diskreditierte aber beide in den Augen der hinter die Koulissen Sehenden aufs höchste, da sie dieselben als unterwürfige Schlepp-

träger gekrönter Häupter und als Gendarmen der Regierungsbehörden erscheinen ließ.

Allein der Gott, der Religion und Kirche imputierte Beruf: der Hofzeremoniär, der geistliche Büttel und Wauwau zur Niederhaltung revolutionärer Gelüste zu sein, schädigte ihre Autorität und Würde auch in den Augen des Volkes, denn eine Religion und Kirche, die nur aus fürstlicher Gunst und Gnade existenzberechtigt sind, und ein Klerus, der als Staatsdiener gemärkt ist und auch in rein geistlichen Angelegenheiten unter dem Kultusministerium steht, dessen Befehle er devotest vollziehen muß, hat im Volk jeden Boden verloren und alles Ansehen, Glaubwürdigkeit, Vertrauen und Anhänglichkeit bei demselben eingebüßt.

Die kirchlichen Zustände Deutschlands waren zu Ende des lezten und zu Anfang dieses Jahrhunderts höchst beklagenswert. Rationalismus, Pantheismus, falsche Aufklärung, Wissenschaft, Kunst und Presse, Illuminaten- und Freimaurertum, Absolutismus, Bureaukratie und Staatskirchentum hatten miteinander einen Bund geschlossen, um das Christentum und die Kirche zum Falle zu bringen. Die Büreaukratie hatte in Österreich, im VIII. Dezennium des vorigen Jahrhunderts, die Kirchenregierung an sich gerissen und verstieg sich in der Bevormundung des Klerus so weit, daß sie die Priesteramts-Kandidaten in Generalseminarien des Staates schablonenmäßig

nicht nur in unkirchlichem, sondern in rationalistischem Geiste von unchristlichen Professoren heranbilden ließ, daß sie das Brevier einer polizeilichen Revision unterzog und von ihr beanstandete Lesungen streichen ließ, daß sie die Zahl der Kerzen bestimmte, die beim Gottesdienst angezündet werden durften, und daß sie befahl, die Leichname seien nicht mehr in Särgen zu beerdigen, sondern sie müßten in Säcke gesteckt und im Grab mit Kalk überschüttet werden.[1])

Eine große Anzahl bischöflicher Stühle war in Deutschland viele Jahre lang erledigt, und maßten sich protestantische Regierungen die bischöflichen Rechte an, oder sie ließen die bischöflichen Sprengel durch Vikariate verwalten, die sie ihrem staatlichen sogenannten Oberhoheits- und Oberaufsichtsrecht unterstellten. Nach dem modernen Staatsrecht ist der Staat im Besitz aller Rechte, er ist die Quelle des Rechtes, und die Spendung desselben ist ein Prärogativ, ein Monopol der Krone. Nur der Staat kann Rechte verleihen und übertragen, und wer sich vom Staat ein Recht verleihen läßt, der ist eben dadurch ein Staatsdiener, ein Delegierter, ein Offizial, ein Kommissionär oder Funktionär der Staatsgewalt geworden.

Der moderne Staat anerkennt keine von einer „auswärtigen, fremden“ Macht einem seiner Untertanen verliehene Gewalt, keine päpstliche oder bischöfliche Jurisdiktion, kein Kirchenrecht und keine

[1]) Siehe die Belegstellen am Ende des Buches!

Kirchenfreiheit. Den Staatsgesezen sind alle Untertanen, weltliche und geistliche, unterworfen; das Gesez regelt die ganze Maschinerie des Staates, alle Befugnisse und Pflichten sowie den Geschäftskreis sämmtlicher Behörden, Ordinariate, Korporationen und Vereine. Das Gesez ist das „öffentliche Gewissen" der Untertanen, wer dagegen in politischer, religiöser oder sozialer Beziehung ein apartes Gewissen haben will, der wird polizeilich gestraft.

Der vorwiegend protestantische Staat ist ohnehin prinzipiell voll Vorurteilen, Argwohn, Mißtrauen, Abneigung und Eifersucht gegen die katholische Kirche, er vindiziert sich gar gerne das Recht, gegen den „papistischen Aberglauben, die mittelalterliche Finsternis" und „die Greuel des Gözendienstes bezüglich der heiligen Messe, der Heiligenverehrung, des Reinigungsortes" 2c. zu Feld zu ziehen, die Katholiken mit dem Licht des „reinen Evangeliums" aufzuklären und zum Protestantismus hinüberzuziehen. Das Summepiskopat, das jus reformandi und der ehedem zur Schande der Menschheit allgemein in Anwendung gebrachte Grundsaz: «Cujus regio illius et religio» ist ihm altera natura, zur zweiten Natur geworden.

Wenn sich katholische oder evangelische Staaten, durch die Verhältnisse gedrängt, zu Anfang dieses Jahrhunderts, genötigt sahen, mit Rom in Unterhandlungen zu treten, d. h. mit dem Oberhaupt der katholischen Kirche ein Konkordat oder eine Konvention

abzuschließen, und dadurch den Bischöfen die zur Regierung ihrer Diözesen unumgänglich notwendigen Rechte zurückzugeben, so waren sie, nach Abschluß derselben, und nachdem die betreffenden Fürsten ihre Zugeständnisse durch Unterschrift und Siegel bestätigt hatten, stets bemüht, die den Bischöfen gewährten Rechte auf listige, diplomatische Art zu beschneiden, einzuschränken und wieder an sich zu ziehen; was sie mit der einen Hand gegeben hatten, das nahmen sie, nach und nach unter allen möglichen Vorwänden, mit der andern wieder. Auf dem Papier und dem Wortlaute nach waren die eingeräumten Rechte gewährleistet, allein durch nachträglich erlassene Vollzugsverordnungen, Verfügungen, Reskripte und Erlasse wurden alle Zugeständnisse so verklausuliert, restringiert und verkonditioniert, daß sich die Kirche dem Staat gegenüber, gewöhnlich schon kurze Zeit nach Abschluß des Konkordates oder der Konvention ganz in derselben Lage befand wie der arme Lazarus vor der Türe des reichen Prassers. Da dieser Ausspruch einigen Lesern vielleicht zu hart oder selbst ungerecht erscheinen dürfte, so sehe ich mich genötigt, wenigstens ein eklatantes Beispiel von vielen anzuführen, das meinen Ausspruch vollkommen rechtfertigen wird.

Im Jahre 1827 wurde die oberrheinische Kirchenprovinz errichtet, die aus folgenden Bistümern zusammengesezt ist: Freiburg, Rottenburg, Mainz,

Limburg und Fulda. Lange Verhandlungen zwischen den betreffenden Regierungen (Baden, Würtemberg, Nassau und den beiden Hessen) und zwischen diesen schließlich geeinigten Regierungen und Rom waren der Errichtung der genannten Kirchenprovinz vorangegangen. Die dabei beteiligten, sämmtlich protestantischen Regierungen hatten sich dem Papste gegenüber verbindlich gemacht, die in den beiden Bullen vom 16. August 1821 und vom 10. April 1827 enthaltenen und vorher vereinbarten Bestimmungen aufrecht zu erhalten, allein nachdem die bischöflichen Stühle besezt waren, veröffentlichten sie eine nach protestantischen Grundsäzen verfasste Kirchenordnung, die alle, in den Unterhandlungen mit Rom den Bischöfen versprochenen und gewährleisteten Rechte und Befugnisse einseitig und willkürlich einschränkte und erheblich verkürzte. Durch diese Kirchenordnung vom Jahre 1830 reservierten sich die betreffenden protestantischen Regierungen alle wesentlichen Rechte, die sich der Summepiskopat über die protestantische Kirche beigelegt hat: das Majestätsrecht, das Kirchenhoheitsrecht, das Oberaufsichtsrecht und das Staatspatronat. Die Bischöfe waren dadurch zu Staatsdienern herabgedrückt, die sich den jeweiligen Machtsprüchen, Anordnungen und Velleitäten des Ministeriums zu fügen hatten. Sobald der heilige Vater von dieser Kirchenordnung, von diesem Vertragsbruch, von diesen Schach- und Winkelzügen der protestan-

tischen Regierungen, in deren Gebiet sich die 5 bischöflichen Stühle befanden, Kenntnis erlangt hatte, verwarf er dieselben durch die Bulle «Pervenerat non ita pridem» vom 30. Juli 1830 aufs entschiedenste und forderte die Bischöfe auf, die ihnen gewährleisteten unveräußerlichen bischöflichen Rechte energisch zu reklamieren. Doch — mit welchem Erfolg? Die oberrheinische Kirchenprovinz blieb in das Prokrustesbett der erwähnten Kirchenordnung und des protestantischen Summepiskopats eingezwängt, bis endlich der, 1853 im Großherzogtum Baden ausgebrochene Kirchenstreit die Sklavenketten sprengte.

Die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz hatten sich wahrscheinlich an Napoleon I. ein Beispiel genommen, der fürs erste das am 15. Juli 1801 mit dem Papst vereinbarte Konkordat in der Nacht, bevor es von den päpstlichen Bevollmächtigten und von ihm selbst unterschrieben werden sollte, in mehreren Punkten fälschte, was jedoch die päpstlichen Bevollmächtigten bemerkten, worauf sie den richtigen Text wiederherstellten, und der fürs zweite ohne Wissen des Papstes, am 8. April 1802, die sogenannten „organischen Artikel“ veröffentlichte, die mehrere wesentliche Bestimmungen des Konkordates entweder aufhoben oder einschränkten oder illusorisch machten. Vergebens protestierte Pius VII. gegen die „organischen Artikel“, gegen Napoleons Wortbrüchigkeit und machiavellistische Praktiken.

Den „organischen Artikeln" folgten bald noch schlimmere: Die Annektierung des ganzen Kirchenstaates und die Gefangennehmung Pius VII.

Nicht minder verderblich als das bisher Angeführte war für die katholische Kirche die durch den Lüneviller Frieden von 1801 und den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 dekretierte Säkularisierung geistlicher Fürstentümer, zahlloser Kirchengüter und Klöster. Die Klöster waren jahrhundertelang eine Schuzwehr gegen alle, das Christentum bedrohenden feindlichen Mächte, sie waren Pflanzstätten der Bildung, Gesittung und heroischer Tugenden, sie waren Seminare zur Erhaltung und Förderung der Wissenschaften und Künste, sie waren Zufluchtsorte, Asyle der Armen, Verlassenen und Verfolgten, und eben darum war die Aufhebung dieser Segen stiftenden Institute unserer heiligen Kirche ein schwerer Schlag, ein großer Verlust und ein schreiendes Unrecht. Die Einziehung zahlloser Kirchengüter war ein sakrilegischer Frevel, ein an der katholischen Kirche und den Katholiken begangener Raub und ein dem Volk gegebenes Ärgernis, ein böses Beispiel der schlimmsten Art, mit dem sich jeder Dieb und Räuber, jeder Defraudant und Schwindler, jeder Kommunist und Sozialist als mit einer sehr willkommenen Ägide decken kann. Die Annektierung des Kirchengutes läßt sich in keiner Weise rechtfertigen oder entschuldigen, und ist alles, was man zur Verteidigung oder Be-

schönigung derselben anführt, nichts als Phrase, Geflunker und Sophisterei.

Der Habsucht und Ländergier, dem Faustrecht und der Willkür, dem Unglauben und der kirchenfeindlichen, antichristlichen Gesinnung sind die geistlichen Territorien, die Kirchengüter und Klöster zum Opfer gefallen. Man will allerdings geltend machen, die Säkularisierung seie deßwegen beschlossen und ins Werk gesezt worden, um die annektierenden weltlichen Fürsten für ihre von Frankreich erlittenen Verluste an Land, Leuten und Einkommen zu entschädigen, allein fürs erste ist es ein schreiendes Unrecht, sich an dem wohlerworbenen und verbrieften Recht und Eigentum eines wehrlosen Dritten zu vergreifen, sich dadurch schadlos zu halten und daran zu bereichern, und fürs zweite überstieg das säkularisierte Kirchengut weitaus die Verluste der weltlichen Fürsten. Baden hatte z. B. an Frankreich 8 Quadratmeilen, 25.000 Untertanen und 240.000 Gulden Einkünfte verloren, und dafür entschädigte es sich durch Säkularisierung von Kirchengut mit 59¾ Quadratmeilen, 237.000 Untertanen und 1,540.000 Gulden Einkünften!!

Betreffs der Säkularisierung des Kirchengutes und der Aufhebung der Klöster führe ich die Äußerung eines Mannes an, die sowohl vermöge der religiösen und politischen Stellung desselben als auch der Berühmtheit seines Namens wegen schwer ins

Gewicht fällt. Dr. Adolf Pichler, Ritter von Rautenkaar, Universitätsprofessor in Innsbruck, Naturforscher und Schriftsteller, ein zwar liberaler, aber rechtlich denkender Mann, veröffentlichte, im Jahrgang 1888 des „Tiroler Fremdenblatt", einen Aufsaz mit der Überschrift: „Von Verona über den Gardasee nach Klausen". Er kommt in Verona in ein Klostergebäude, dessen Mönche von der italienischen Regierung gewaltsam vertrieben worden sind. Der liberale Naturhistoriker stellt nun über die Klosteraufhebung folgende Reflexion an:

„Ohne Frage gehören die Besiztitel, welchen die Hierarchie ihre Güter verdankt und verdankte, zu den legitimsten und ältesten der Welt, und um so größer war der Rechtsbruch, der sie einfach kassierte. Fürsten und Regierungen, welche nicht wagten, das Eigentum der Privaten anzutasten, strichen das Erbe des Klerus lachend ein, da aber unrecht Gut kein gut tut, so war der Raub bald verschleudert, und die Kassen füllten sich nicht. Man erwidere nicht: die Mönche entsprachen den Absichten der Stifter längst nicht mehr, sie prassten und schwelgten vom Überfluß, der eigentlich den Armen gehört. — Warum wendet ihr das nicht auf den üppigen Sohn des reichen Vaters an, der seine Millionen mit schmuzigen Händen auf der Börse zusammenscharrte, der vielleicht als Wucherer brave Familien an den Bettelstab brachte? — Ihr

deutet entrüstet auf den trägen Müßiggang der Mönche, unsere Zeit fordere die Arbeit, die harte, trockene Arbeit. Wir wollen die Berechtigung nicht von Fall zu Fall untersuchen, sondern nur fragen, ob die zahllosen Faulenzer in den Kaffeehäusern und an den Spieltischen auch Mönche seien? Muß denn jeder von der Wiege bis an den Sarg ein Rad in der ungeheueren rasselnden, prasselnden, schnurrenden, menschenverschlingenden Weltfabrik sein? Ihr rühmt die Freiheit des Individuums als eine der größten Errungenschaften der Neuzeit und mißgönnt einem armen Mönch, der bei seinem Kohl und Wasser im Beichtstuhl vielleicht hundert kranke Herzen getröstet hat, sein Dasein!

Nicht wahr, das klingt sehr reaktionär im Munde eines liberalen Professors der Geologie, der doch von so vielen Revolutionen zu erzählen weiß? Das Blättchen ist nur auf einer Seite schwarz, auf der andern rot, sehr rot. Höher als jedes verbriefte Recht, und wär es tausend Jahre alt, steht das urewige Recht der Menschheit, der Vernunft, der Humanität: ihr habt die Klöster dem Zeitgeist geschlachtet, um euch von ihrer Habe zu mästen, seht euch vor, daß der Zeitgeist nicht auch euch fasse, denn er ist konsequent wie der Instinkt und zieht die Folgerungen seiner Prinzipien mit eherner Logik. „Die Erde ist Gottes!" verkündet die Bibel; „die Erde ist der Menschheit!" fügt das moderne Bewußtsein ergän-

zend bei. Schaut nach Apulien, auf die Kampagna Roms, einer besitzt Quadratmeilen, die er mit Schafen beweidet, während Hunderte von Menschen, die Weib und Kind gerne durch ihre Arbeit erhielten, die Hände müßig hängen lassen müssen. Da schleicht der Bandit und fängt den possidente und preßt ihm die goldenen marenghi als riscatto aus den Nägeln. Seht ihr dort die Tränen des irischen Pächters, den der britische Lord mitleidslos vom Kartoffelfelde treibt? — Er greift zur Büchse, und jener zahlt ihm die Tränen mit Blut.

Seid doch konsequent! „Die Erde ist Gottes und der Menschheit!“ Nicht uns gehört sie, und wenn ihr die Mönche, welche sich freilich nicht wehren konnten, als Drohnen verjagtet und euch ihr Gut in Käufen, die man wenigstens als Scheinkäufe bezeichnen kann, aneignetet, so denkt doch an das „Heute mir, morgen dir!“ Der Großgrundbesitz der Kirche wär dem Gemeinwohl schädlich, doch der eurige? — Vorläufig drückt der Fluch desselben nur Italien und England, nicht Deutschland und Österreich, darum dürfen wir unbeanstandet von der Sache reden, wir glauben sogar, daß sich die Gefahr durch eine billige Grundentlastung mit Geld und ohne Blut beschwichtigen läßt; wurden doch Leibeigenschaft, Zehnt und Roboten abgetan und die Grundvesten des Staates nicht erschüttert! — So manche Äußerung jedoch, die ich in Italien aus dem Munde von Co=

lonen und Arbeitern hörte, läßt mich schließen, daß der Zeiger der Uhr bereits auf die elfte Stunde vorgerückt ist, und ein Brand in Italien würde sich wohl schwerlich auf die Grenzen beschränken“. Ja, es ist und bleibt ein gewagtes und gefährliches Raisonnement: «Ôte — toi, que je m'y mette!» Heb dich hinweg, damit ich mich an deinen Plaz sezen kann! Kommunisten, Nihilisten und Anarchisten lechzen längst darnach, dieses verhängnisvolle Wort in Taten umzusezen.

Abgesehen von dem schweren Verluste, welchen die katholische Kirche durch die Säkularisierung von Kirchengut in materieller Beziehung erlitten hatte, war jener noch weit empfindlicher und schmerzlicher, den sie dabei auf dem Gebiete der Erziehung, der Bildung und Gesittung des Volkes beklagen mußte. Infolge der Aufhebung der Klöster gingen die Klosterschulen ein, die Bildungs- und Erziehungsanstalten der Jesuiten, Benediktiner und Piaristen wurden geschlossen, und an ihre Stelle traten rein weltliche Staatsschulen, an denen nach und nach lauter Laien als Klassen-Professoren und Direktoren angestellt wurden. Diese Herrn betrachteten es als ihre Hauptaufgabe, die studierende Jugend dem Christentum und der katholischen Kirche zu entfremden und für das klassische Heidentum und die moderne, vom Katechismus, Kultus und „Formelnkram“ emanzipierte Religion der Humanität zu be-

geistern. Das Erziehungs-Programm dieser Herrn lautete also: die Schule ist von der Religion, die Wissenschaft vom Glauben, der Mensch von Gott und die Erde vom Himmel zu trennen. Die Kirche, die bisher eine Erlösungs- und Heilsanstalt für den Himmel war, muß eine, der Zeit und der Wissenschaft angepasste Lehr- und Bildungsanstalt für die Erde werden. Die Schule hat die Aufgabe: **aus Christen Menschen zu machen.** Nach diesem Programm und Manifest wurde die studierende Jugend unterrichtet und erzogen, als ich das Gymnasium in Offenburg und das Lyzeum in Rastatt besuchte.

Nach diesen einleitenden allgemeinen Bemerkungen gehe ich zur detaillierten Schilderung der Zustände an den genannten Staatsanstalten über.

Da mir, anläßlich dieser Schilderung, möglicherweise der Vorwurf gemacht werden könnte, ich hätte mich an dem Grundsaz versündigt: «De mortuis nil nisi bene», so entgegne ich zu meiner Rechtfertigung folgendes: ich habe nicht sowohl die Personen des damaligen Schulregiments, als vielmehr dieses selbst im Aug. Ich werfe mich nicht zum Richter meiner Professoren auf, ich klage nicht ihre Person, ihre persönlichen Ansichten, Grundsäze und Richtung an; ich breche nicht den Stab über sie und werfe ihnen denselben nicht vor die Füße, sondern den damaligen Zeitgeist, das verkehrte System, die falsche Aufklärung, die Kirchenstürmerei und die antchrist-

2*

liche Gesinnung, die als epidemische Seuche in ganz Deutschland und noch weit darüber hinaus grassierten, diese will ich schildern, diese klage ich an und verurteile ich, und zwar mit Fug und Recht. Wir alle sind Kinder unserer Zeit, sie drückt uns ihr Gepräge auf, und niemand vermag sich gegen dieselbe hermetisch abzuschließen und ihrem Einfluß gänzlich zu entziehen. Meine Professoren waren von dem revolutionären Geist der damaligen Zeit beleckt, der auf dem religiösen, politischen und sozialen Gebiet unumschränkt herrschte. Durch den Revolutionssturm in Frankreich, durch die religionsfeindliche Richtung in der Wissenschaft, durch die Belletristik, die josefinischen Neuerungen, die Tätigkeit der Loge und des Illuminatenordens, die Opposition hervorragender Kirchenfürsten gegen Rom, die Feldzüge Napoleons innerhalb Deutschlands und die Umgestaltung des deutschen Reiches war alles aus Rand und Band gekommen, in ein völliges Labyrinth geraten und zu einen Chaos geworden. Es galt damals als unumstößliche Wahrheit: der Gebildete bedarf keiner positiven Religion und die Moral keiner Dogmatik als Fundament; das Christentum hat sich überlebt, es ist ein überwundener Standpunkt. Diesen Grundsäzen huldigten die damaligen Professoren, diese Ansichten waren ihr Kredo, und sie hielten sich für verpflichtet, auch ihren Schülern dasselbe allmälig, von Stufe zu Stufe, einzutrichtern. Ich

wenigstens glaube, dass sie bona fide in der angeführten Weise ihre Schüler gelehrt und erzogen haben; ich bin überzeugt, daß sie es sich zum Verdienste anrechneten und vermeinten, der Menschheit dadurch eine große Wohltat zu erweisen, daß sie die studierende Jugend und in ihr die zukünftigen Kirchen- und Staatsdiener „der mittelalterlichen Finsternis, dem mönchischen Aberglauben und der päpstlichen Tyrannei“ entrissen, dieselbe ins Reich des Lichtes und der Aufklärung führten und der Vernunftreligion teilhaftig machten; und eben darum werfe ich keinen Stein auf sie, und zwar um so weniger, da sie wohl alle im Grabe ruhen.

Wenn der Grundsaz: «De mortuis nil nisi bene» allgemein und folgerichtig durchgeführt werden müsste, dann hätte es mit der Geschichtschreibung entweder ein Ende, oder sie würde zu einem Gewebe von Lug und Trug, Scheinheiligkeit und Lobhudelei. Was der Öffentlichkeit angehört und der Geschichte anheimfiel, kann keinen Anspruch auf das Privilegium verstorbener Privatpersonen erheben: daß man an ihrem Grab aus der Lethe trinke und dadurch alle ihre Thorheiten und Schwächen, ihre Mißgriffe und Fehltritte vergesse. Doch nichts destoweniger werde ich mich so viel als möglich der Diskretion befleißigen und nur dann Namen nennen, wenn sonst die Steine reden würden.

a. Von den Schulgesezen, deren Vollzug und Einfluß auf die studierende Jugend.

Die Schulgeseze, die zu Anfang eines jeden Studienjahres den versammelten Studenten in Gegenwart aller Professoren vorgelesen wurden, waren durchaus tadellos, sie proklamierten als Zweck der Studienanstalt: eine religiös-sittliche Bildung und Erziehung zu vermitteln und schrieben den Besuch des Gottesdienstes an allen Sonn- und Feiertagen sowie an einem Werktage jeder Woche, unter Beaufsichtigung der Schüler durch einen Professor, vor. Sie verpflichteten zu zweimaligem Empfang der heil. Sakramente der Buße und des Altares, zu einem anständigen, gesezten Betragen, zu Gehorsam, Fleiß und Ordnungsliebe. Sie verboten den Schülern des Gymnasiums das Tabakrauchen, den Besuch des Wirtshauses; den Studenten aller gelehrten Mittelschulen den Besuch des Theaters und Tanzbodens, Nachtschwärmerei, Teilnahme an Studentenverbindungen, den sogenannten Korps, Fechtübungen mit Rappieren und Säbeln, Duelle und leichtsinnige Kontrahierung von Schulden. Der vorgeschriebene Stundenplan trug der Erteilung des Religionsunterrichtes Rechnung, auch die Erstkommunikanten erhielten speziellen Religionsunterricht. Diese Geseze und Anordnungen waren unstreitig sehr weise, und wenn sie von den Studenten befolgt und von den

Professoren strenge gehandhabt und durchgeführt worden wären, so hätten die guten Folgen nicht ausbleiben können. Aber eben daran fehlte es: am guten Willen der Studenten, sie zu befolgen, am guten Willen der Professoren, sie zu handhaben, und an der Vorbedingung, sie durchführen zu können — am Muster und Vorbild der Professoren, wovon später die Rede sein wird.

Die Geseze waren in der Theorie vortrefflich, aber in der Praxis zeitigten sie keine Früchte, sie schienen nur dazu erlassen worden zu sein, um zur Übertretung derselben zu reizen. Sie blieben ein toter Buchstaben, der auf dem Papiere stand, sie gingen der studierenden Jugend nicht in Fleisch und Blut über, weil von Seite der Vollzugsorgane die Wachsamkeit und der heil. Ernst fehlten, und weil sie deßwegen von Seite der Studenten aktiven und passiven Widerstand fanden. Was St. Paulus im Brief an die Römer, V. 20. und VII. 7. vom Gesez des alten Bundes geschrieben: „Das Gesez ist aber noch dazu gekommen, damit das Maß der Sünde überhandnehme“, und: „Was sollen wir sagen? Ist das Gesez Sünde? Das sei ferne! Aber ich erkannte die Sünde nur durch das Gesez, denn ich hätte nichts von der bösen Lust gewußt, wenn das Gesez nicht gesagt haben würde: Du sollst nicht gelüsten,“ und was der allbekannte Vers des Dichters Ovid behauptet: «Nitimur in vetitum cupimusque negata,»

das bewahrheitet sich in vollstem Maße am Verhalten der Studenten den Gymnasial- und Lyzealgesezen gegenüber. Das «Non licet» empört sie, und das Verbotene übt einen unwiderstehlichen Reiz auf sie aus. Sie halten es für eine Ehrensache, auf recht kluge, verschlagene Weise die Geseze zu umgehen, und rühmen es als eine Heldentat, ihre Vorgesezten irre geleitet, hinters Licht geführt und zum besten gehalten zu haben. Sie huldigen durchaus der Ansicht: sie seien eine ganz eigene Menschengattung, der weitaus der erste Rang unter allen Kategorien der Gesellschaft gebühre, ihnen seie alles erlaubt, sie seien niemand verantwortlich, und niemand habe im Grund genommen ein Recht, sie in ihrer Freiheit zu beschränken, sie zur Rechenschaft zu ziehen oder zu bestrafen. Sie sind dem Irrwahne verfallen: Religion seie Aberglauben und eine Erfindung der Priester, die Erbsünde eine Fabel, Beten eine pharisäische Heuchelei, Gehorsam eine unwürdige Sklaverei, Demut eine Gemütskrankheit, Keuschheit ein der Natur angetaner widerrechtlicher Zwang und der einzige Zweck des Menschen: sich des Lebens zu freuen und jede Lust, die man sich verschaffen kann, in vollen Zügen zu genießen.

«Venit mors velociter,
Rapit nos atrociter,
Nemini parcetur —
Gaudeamus igitur!»

Ja, «Gaudeamus igitur!» ist die Devise, das Motto und der refrain aller Wünsche und Hoffnungen, alles Denkens, Sinnens und Trachtens der Studenten. Ihr Jahr ist ein mit jedem Tag wiederkehrender Sonntag «Jubilate», der nur zur Vermeidung eines lästigen Einerleis vom Sonntage «Cantate» abgelöst wird. (Der Sonntag «Jubilate» ist der dritte, und der Sonntag «Cantate» der vierte nach Ostern. Jubilate heißt: jauchzet! und cantate heißt: singet!) Der Student ist gewöhnlich ein flotter Bursch, ein Renommist, ein Wizbold und ein Biervertilger von Profession; er ist leichtsinnig und keck, zur Ausübung loser Streiche stets aufgelegt, in der Wahl der Mittel zur Führung eines burschikosen Lebens nicht skrupulös, und wenn ihm das Geld vorzeitig ausgeht, schreibt er Brandbriefe an die Eltern und „pumpt bei den Philistern". Kein Mensch läßt sich mehr von der Tradition beherrschen und von den Gewohnheiten und Gepflogenheiten seiner Standesgenossen beeinflussen als der Student. Die Schüler der untern Klassen betrachten mit Neid und Eifersucht das Gebaren jener der oberen Abteilungen, und frühzeitig ahmen sie deren Gewohnheiten nach. Mag ihnen das Tabakrauchen auch noch so verpönt werden, mögen sie sich auch noch so sehr davon überzeugen, daß es der Gesundheit schädlich ist, die Nerven angreift, Erbrechen und Speichelfluß verursacht und die Lunge belästigt,

gleichviel: es wird praktiziert! Mag das Bier auch noch so widerlich schmecken, das Kneipen Geld und Zeit kosten und der Kazenjammer seine verderblichen Wirkungen äußern, was ligt daran! «Nitimur in vetitum», wir sind infolge der Erbsünde auf das Verbotene erpicht und jagen dem nach, was uns verwehrt wird. Nichts beeinträchtigt das ernste Studium so sehr wie das Korpsburschenwesen, nichts ist so ungereimt wie das sogenannte Biercomment, und nichts so verderblich wie das Commersieren, allein trozdem werfen sich die Studenten diesen drei Wegelagerern und Banditen tollkühn in die Arme und lassen sich von denselben plündern und an Leib und Seele jämmerlich malträtieren. Wer zählt die Opfer an Geld, Zeit, Gesundheit und Lebensglück, die alljährlich dem Korpsburschenwesen und dessen Appendix dargebracht werden! Wie mancher legt auf der Kneipe den Grund zu einem langen, unheilbaren Siechtum! Wie mancher vertändelt mit den Korpsburschenlappalien die kostbarsten Jahre seines Lebens, fällt dann durchs Examen und wird als Schwindler oder verkommener Schreiber eine Plage der Menschheit! Wie viel Geld, Tränen und Seufzer werden nicht dem Vater und der Mutter durch leichtsinnige, verschwenderische und gewissenlose Söhne, die an Gymnasien und Lyzeen, statt Suitisierens und Kommersierens, studieren sollten, ausgepresst! Wie mancher, zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Jüngling

und wie manch eminentes Talent gehen durch Trunksucht, Ausschweifung und die kostspieligen und äußerst schädlichen Alfanzereien und den lächerlichen und nicht genug zu beklagenden Trödel des Korpsburschenwesens zu Grund und verloren! Es wäre in sehr vielen Fällen mehr am Plaz und sehr gerechtfertigt, die Studenten „Bibenten, Ludenten“ oder „Prodigenten“ zu heißen.

Es wird vielleicht manchen Leser befremden, daß hier vom Korpsburschenwesen die Rede ist, während es sich doch nur um das Leben und Treiben der Studenten an den Gymnasien und Lyzeen handelt, wo derartige Verbindungen strenge verboten sind. Ja freilich, verboten waren derartige Verbindungen und zudem unter Androhung schwerer Strafe, allein trozdem florierten dieselben, und zwar nicht wie die Nachtviolen, sondern am hellen Tage. Jeder Volksschüler in Rastatt wußte, daß die Studenten mit weißen Müzen der Korpsverbindung der Markomannen und jene mit grünen Müzen der Korpsverbindung der Teutonen angehörten. Ja selbst an dem schwachbesuchten Gymnasium in Offenburg war eine Burschenschaft, die Farben trug, eine eigene Kneipe besuchte und sich im Rappierfechten übte. Alle Schüler der oberen Klassen an beiden genannten Anstalten gehörten den dort bestehenden Burschenschaften entweder als Burschen und „Füchse“ oder wenigstens als Mitkneiper an. Der Art war das Studentleben

der damaligen Zeit beschaffen, und kein Hahn krähte darnach, sofern nur keine gar zu grobe Exzesse vorkamen. Kamen aber solche vor, so wurden einige abschreckend wirken sollende Exempel statuiert, einer wurde allenfalls relegiert, zwei bis drei hatten das consilium abeundi zu unterschreiben, und ein halbes Duzend wurde mit dem Carcer bestraft. Daß die Betroffenen aber mit ihrer Abstrafung renommierten und von sämmtlichen Schülern der Anstalt als Märtyrer einer eisernen und barbarischen Disziplin bedauert, angestaunt und glorifiziert wurden, ist wohl selbstverständlich.

Die Studenten erfreuten sich von jeher großer Privilegien, zahlreicher Dispensen und weit gehender Exemtionen. Das Publikum bringt bei ihnen einen andern Maßstab in Anwendung als bei den übrigen Menschenkindern. Es beurteilt ihre Fehltritte mit größter Schonung und Nachsicht, es verteidigt ihr schlimmes Betragen und nimmt dasselbe in Schuz. Mit dem verkehrten Grundsaz: „Die Jugend hat keine Tugend“ und: „Die Jugend muß austoben“ bemäntelt es arge Exzesse der studierenden Jugend. Es nennt gar vieles „Studentenstreiche“, was in die Rubrik „Ausgelassenheit, Frechheit, Gemeinheit, Roheit, Ungebundenheit, Gottlosigkeit, Trunksucht, Verschwendung, Lügenhaftigkeit und Frivolität“ gehört. Viele Eltern übersehen an ihren studierenden Söhnen ein durchaus tadelnswertes und strafwürdiges

Betragen, sie schweigen, wo sie laut und ernst mahnen, warnen und strafen sollten. Besonders in religiös-kirchlicher und sittlicher Beziehung lassen sie denselben einen viel zu großen Spielraum und üben keine Kontrole. Sie meinen: gläubiger Sinn, Religiösität, Gebet, Besuch des Gottesdienstes, Demut, Ehrfurcht vor geistlichen und weltlichen Vorgesetzten und Gehorsam gegen göttliches, kirchliches und obrigkeitliches Gebot seien mit dem gelehrten Studium, mit der Wissenschaft und dem Studentenleben unvereinbarlich. Und aus dieser falschen Ansicht entspringen dann die ärgsten Übel, Übel die später fast ohne Ausnahme nicht mehr gut gemacht werden können.

Da ich in diesen Blättern wiederholt von Studentenstreichen, von erlaubten und unerlaubten rede, so will ich zur Orientierung der geneigten Leser zwei Exempel derselben anführen, das eine wird sie mit einem noch erlaubten oder mindestens leicht verzeihlichen (wenigstens vor dem Forum von Nicht-Skrupulanten) und das andere mit einem unerlaubten, höchst verwerflichen Studentenstreiche bekannt machen.

Die Heupyramide.

Im Juli, an einem Sonntag, kehrten wir, sämmtliche Schüler der Unter- und Oberquinta, (mit alleiniger Ausnahme des Bernhard Jülg, der stets hinter seinen Büchern saß, sich mit eisernem Fleiße

der Erlernung alter und neuer Sprachen hingab, ein berühmter Linguist und Polyglott wurde und als Professor der Philologie an der Universität zu Innsbruck, am 14. August 1886, starb) von einem Ausfluge nach Walteswveier, respektive nach einer Kneiperei alldort, nach Offenburg zurück. Nachdem wir die Kinzigbrücke überschritten hatten, marschierten wir der Vorstadt zu, wobei wir uns zwischen 2 Wiesen befanden, auf denen das dürre Heu zu Schobern aufgehäuft war und des andern Tages abgeführt werden sollte. Zu unserer Linken war die größere Wiese, „Angel“ genannt, die städtisches Eigentum und an viele Pächter zu gleichen Teilen (so viel ich mich erinnern zu können glaube) vergeben war. Nun machte einer von uns den Vorschlag: „Wie wär's, wenn wir heute Nacht alle oder wenigstens den größeren Teil dieser Heuschober zusammentrügen und eine mächtige Heupyramide oder einen babylonischen Turm aus Heu errichteten? Infolge dessen müssten die Besitzer dieser zahllosen Heuschober morgen wegen der proportionalen Verteilung ihres Eigentums in Streit geraten, und das Großherzogliche Oberamt, das Amtsrevisorat, das Bürgermeisteramt, das städtische Rentamt, das Notariat, die Advokaten, Geometer und Ingenieure, Gemeinderat und Bürgerausschuß, Gendarmen und Polizeidiener würden sich ins Mittel legen und ganz Offenburg strömte, wie bei dem jüngst abgehaltenen

landwirtschaftlichen Gaufest, auf den „Angel“, um die neueste architektonische Erfindung: die Erbauung einer Heupyramide anzustaunen und Zeuge der obrigkeitlichen Heuverteilung zu sein? Das wäre ein Geniestreich primae qualitatis und ein Hauptspaß, vor dem 100 andere Witze und Schwänke die Segel streichen müssten. He da: wer ist von der Partie? Wer hilft mit, eine moderne Cheopspyramide zu bauen?

„Frisch Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk die Meister loben,
Dann rasch den nerv'gen Arm erhoben!“

Dieser Vorschlag, dem sogar die ehrwürdige Toga des Dichters „der Glocke“ umgehängt war, wurde mit Applaus und einstimmig angenommen, und sogleich schritten wir zur Ausführung des großen Werkes, da es soeben auf dem Pfarrturme 10 Uhr geschlagen hatte, und der Himmel unser Unternehmen zu begünstigen schien, er war nämlich leicht mit Gewölk bedeckt und hüllte dadurch die Ausführung unserer nächtlichen Arbeit in ein geheimnisvolles Dunkel.

Wir marschierten — 13 Mann hoch — in nördlicher Richtung, etwa 500 Schritte auf dem „Angel“ vorwärts, entledigten uns dann unserer Röcke und beauftragten einen unter uns, der klein und schwächlich war und sich darum nicht unmittelbar an der

anstrengenden Arbeit beteiligen konnte, unsere Röcke gegen die östliche Peripherie der Heuschober, an den Endpunkt einer Seilerbahn, in jene Gegend nämlich zu tragen, wo wir, nach getaner Arbeit, abziehen wollten, ferner bei denselben Wache zu stehen und uns bei der geringsten Wahrnehmung eines verdächtigen Umstandes, ein Warnungszeichen zu geben.

Schon während des Marsches zum Platze des Turmbaues hatten wir uns verabredet, möglichst wenig, und selbst dieses Wenige sehr leise zu reden, bezüglich unseres Unternehmens gegen jedermann reinen Mund zu halten, im Falle eines gegen uns sich erhebenden Verdachtes oder einer Untersuchung absolut nichts zu verraten, während des Baues keinen Tabak zu rauchen, um den Ausbruch einer Feuersbrunst zur Unmöglichkeit zu machen, und des andern Tages, also morgen, nicht mit denselben Kleidungsstücken im Gymnasium zu erscheinen, mit denen wir den Turm gebaut, weil sonst der penetrante Heuduft uns sehr leicht verraten könne. Keinen von uns beschlich auch nur eine Idee von Furcht, keiner dachte im entferntesten an die Möglichkeit, wir könnten als die Urheber des von uns ausgeführten Streiches ermittelt und dann mit Carcer, mit einer schlechten Sittennote, um Geld oder selbst mit bürgerlichem Gefängnis bestraft werden — weit entfernt davon! Das originelle Projekt übte einen so bestechenden, verführerischen, ja bezaubernden Reiz auf uns aus,

daß der kalt berechnende Verstand sich gar nicht getraute, Einsprache zu erheben, und Vorsicht und Klugheit es gar nicht wagten, ihren Dachsbau zu verlassen. Religiöse Rücksichten, Anstände, Bedenken und Erwägungen gab es aber schon damals keine für uns, diese „Fußangeln kühner Mannestaten“ gefährdeten unsere Wege nicht. Wären wir etwa in eine Untersuchung verwickelt worden und in die Klemme gekommen, so hätten wir unbedenklich ein Dutzend sogenannte Notlügen auf die leichte Achsel genommen und der Frau Justitia durch den haarscharfen Beweis eines alibi ein Schnippchen geschlagen; doch, wie gesagt, an all Das dachten wir nicht einmal.

Wir arbeiteten bis nach Mitternacht, und zwar mit solchem Fleiß und Eifer, mit solcher Lust und Lieb', als gelte es, einer gefräßigen Feuersbrunst oder einer drohenden Überschwemmung entgegenzutreten. Elf Mann trugen das Heu herbei, und einer nahm es in Empfang, stampfte es so fest als möglich zusammen, legte zur Ersteigung der Pyramide eine äußere Wendeltreppe an und förderte den romantisch-phantastischen Bau bis zur respektabeln Höhe von 25 Fuß. Der Heuarchitekt war der Sohn eines Bauers und hatte sich in der Landwirtschaft schöne Kenntnisse erworben, die er nunmehr am rechten Fleck, quoad Heubehandlung, bestens verwertete.

Endlich, als die Glocke die erste Stunde nach Mitternacht verkündete, war das große Werk voll-

endet, vollendet ohne Unglück, Störung und Überfall. Wir traten ehrerbietig vor die imposante Pyramide und freuten uns ob des Gelingens unsrer kühnen Tat, und derjenige, der auf den glücklichen Gedanken verfallen war, eine Heupyramide zu erbauen, und uns durch die angeführten Schiller'schen Verse zur sofortigen Realisierung seines Projektes angefeuert hatte, trat vor uns hin und sprach die geflügelten Worte:

„In der Freiheit heil'gem Schuz
Freut sich jeder seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Truz.
Arbeit ist des Jünglings Zierde
Ruh und Schlaf der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns das Hemd voll Schweiß.
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.
Viele Pächter werden hadern
Und von schwerer Schuld salbadern,
Die ihr Heu hier aufgetürmt.
Viele Rechen, Gabeln, Händ'
Dir, traun, bereiten schnelles End'
Turm von Babel, Schmerzenkind!"

Dann sangen wir pianissimo e affettivo:
„Wir weinen und wünschen dann Ruhe hinab
In unseres Kindes gar jämmerlich' Grab."

Gewiß ein würdiger und rührender Abschied von unserem corpus delicti, und ein Erguß episch-lyrischer Poesie, der dem Spruch alle Ehre machte: «Aurora musis amica», „Morgenstund hat Gold im Mund."

Nun marschierten wir der Stelle zu, wo sich unsere Röcke befanden, und ein Wachposten von uns aufgestellt worden war. Aber ach, schon von weitem hörten wir den sauberen Wächter schnarchen! Wenn es Vorsicht und Klugheit nicht dringend erheischt hätten, denselben aufzuwecken und mitzunehmen, so würden wir ihn, zur Strafe für seine Pflichtvergessenheit, den Armen des Morpheus nicht entrissen haben.

Die große Waschpritsche in der Nähe der Johannesbrücke lud uns nicht vergeblich ein, im Mühlbach ein erfrischendes Bad zu nehmen. Ha, welch eine Vergeltung, welch ein Genuß, die uns in den Fluten dieses Seitenarmes der Kinzig zu teil wurden für schwere Arbeit und überstandene Gefahr!

Um keinen Verdacht zu erregen, betraten wir die Stadt vereinzelt, jeder begab sich so leise als möglich in seine Wohnung und pflegte dort noch 3—4 Stunden der Ruhe.

Als wir uns einige Minuten vor 8 Uhr ins Gymnasium begaben, durchschwirrte das Gerücht von einem Heuattentat alle Straßen und Gassen der Stadt, es hatten sich da und dort Gruppen gebildet,

die aufs lebhafteste über den babylonischen Turm auf dem „Angel“ debattierten und sich über die mutmaßlichen Erbauer desselben den Kopf zerbrachen. In hellen Haufen strömte jung und alt zum Kinzigtore hinaus oder rannte auf den alten Friedhof, der einen freien Totalanblick des „Angels“ gewährte, um das architektonische Wunderwerk in Augenschein zu nehmen. Einer der Pächter, ein sehr rabiater jähzorniger, allgemein gefürchteter Bürger, rannte, heftig mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd, an mir vorüber und sagte, zornglühenden Gesichts: „Raus muß es kommen, was für Schelme, Strolche und Schurken eine solche Bosheit ausgeübt, und wenn's mich 100 Gulden kostet!“

In einem so spießbürgerlichen Amtsstädchen, wie Offenburg, mit seinen circa 3500 Seelen, war die über Nacht aus dem Boden gewachsene Heupyramide ein Ereignis und eine Merkwürdigkeit erster Größe, fast so merkwürdig wie gegenwärtig der Pariser Eiffelturm. Auch die Professoren unterhielten sich schon von diesem Wunderwerk, und als unser Klassenvorstand, der zugleich Direktor war, unser Lehrzimmer betreten, pflanzte er sich in ganz auffälliger, feierlicher Weise vor uns auf, fixierte und durchbohrte uns gleichsam mit einem höchst mißtrauischen, argwöhnischen Blick, hob drohend den Zeigefinger seiner Rechten empor und sagte mit furchtbarem Ernste: «Quos ego, si condidistis turrim in angelo!»

d. h.: Ich will Euch, wenn Ihr den Turm auf dem „Angel" erbaut habt! Allein wie ein Pfeil an einer ehernen Mauer ohnmächtig abprallt, und der Bliz-strahl wirkungslos am Blizableiter hinabgleitet, so der inquisitorische Flammenblick unseres Vorgesezten an unserer Physiognomie, die vom Nimbus unverdächtiger Harmlosigkeit, Unbefangenheit und kindlicher Unschuld umstrahlt war. Es ist selbstverständlich, daß die 3 Professoren, vor denen wir von 8—11 Uhr im Feuer exerzieren mussten, uns aufs strengste in den betreffenden Gegenständen examinierten, um dadurch etwa dahinter zu kommen, ob wir zum Turmbau die ganze Nacht verwendet hätten und infolge dessen geistig abgespannt wären. Wir hielten uns aber sehr wacker und gaben ihrem gegen uns geschöpften Verdacht keine Nahrung.

Während wir uns im Gymnasium befanden, ging es auf dem „Angel" ungemein lebhaft zu. Sehr viel Volk, alle Behörden und die öffentliche Macht — Polizei und Gendarmerie — hatten sich vor der Heupyramide versammelt. Der erste Eindruck, den sie auf alle hervorbrachte, war: ein gewaltiges Staunen. «Obstupuer' omnes.» Dann aber verlieh man seiner Ansicht, Meinung und Überzeugung Ausdruck: aus welchem Grund die Pyramide errichtet worden sein dürfte, und schließlich gab man seine Mutmaßung zum besten: wessen Hände wohl bei Erbauung derselben im Spiele gewesen. Die Majori-

tät sprach sich dahin aus, sie, die Pyramide, verdanke ihr Dasein einer heiteren Laune, sie seie ein Wiz, ein guter Einfall, ein Scherz oder ein lustiger Schwank. Die Minorität aber hielt dafür: sie seie eine Fopperei der Pächter und ein ausgeklügelter Kniff, dieselben wegen der Teilung des Heues hinter einander zu bringen. Einige waren der Ansicht: die Erbauer der Pyramide wollten die löblichen Behörden der Justiz und Verwaltung alarmieren, verhöhnen und ihnen eine Nase drehen. Zu diesen Klubisten zählte namentlich der damalige Bürgermeister, der ein sehr schneidiger Jurist und Polizeimann war, jedes Vergehen zum Verbrechen stempelte und sogleich die Schärfe des Schwertes in Anwendung gebracht wissen wollte — kurz: jeder Zoll an ihm, vom Scheitel bis zur Ferse, ein Gesezes-Paragraph! Sein Widerspiel und Gegenpart war der Oberamtmann, ein sehr humaner und jovialer Herr. Als derselbe schweißtriefend vor der ominösen Pyramide angekommen war (der gute Herr war nämlich ein Monstrum an Korpulenz, die Peripherie seines Mittelleibes, d. h. der Umfang seiner Taille, entsprach dem Längenmaß seines Leibes), schüttelte er sich vor Lachen und sagte: „Fürwahr, ein köstlicher Einfall und ein origineller Wiz!" Der neben ihm stehende Bürgermeister fiel ihm aber als hochernster Jurist sogleich in die Rede und ergänzte dieselbe, als echter, verknöcherter Rechtsfanatiker und „findiger" Polizei-

mann,: „Aber auch eine originelle Bosheit und Perfidie, die es offenbar darauf abgesehen hatten, die Pächter gegen einander zu hezen und der Obrigkeit, wegen Verteilung des Heus, arge Verlegenheit zu bereiten. Überdies weiß man gar nicht, was in diesem Heukolosse steckt.“ — „Jedenfalls“, erwiderte der Oberamtmann, „steckt der Rössleswirt von Urloffen *) nicht darin, und was die Verteilung des Heues anbelangt, so bietet dieselbe durchaus keine Schwierigkeiten dar, und wird dieselbe auch keine Kosten verursachen; ich werde nämlich einige sachverständige Gemeinderäte und Ausschußmänner beauftragen, das aufgetürmte Heu pro rata unter die Pächter zu verteilen, wodurch allem Streit, allen Unkosten und einer Kriminal-Untersuchung vorgebeugt wird. Heute Abend noch wird dieser Heuturm der Vergangenheit angehören, und das europäische Gleichgewicht wieder hergestellt sein.“ Und so kams, so geschahs. Damit aber das Andenken an diese originelle

*) Dieser Rössleswirt war ein Raubmörder, der kurz vor seiner Verurteilung zum Tode einen Fluchtversuch unternahm. Er sprang aus dem Fenster der Kanzlei des Oberamtmannes von Offenburg auf die Straße, rannte, bei schon eingebrochener Dunkelheit, durch mehrere Gassen und verbarg sich unbemerkt in dem Heustocke des Posthalters Alexander. Dort wurde er aber bald entdeckt, und nach kurzer Zeit fand seine Enthauptung auf dem „Angel“ statt. just so ziemlich auf dem nämlichen Plaze, wo jezt die Heupyramide stand.

Heupyramide nicht im Strome der Zeit untergehe, habe ich den famosen Studentenstreich, dem sie ihre Errichtung verdankte, diesen Blättern einverleibt.

Ein hoher Festtag im Studentenkalender oder flotte Spazierfahrt nach Baden-Baden.

Die Hundstage fallen sonst regelmäßig in die Monate Juli und August, im Jahre 1842 aber fielen sie extraordinärer Weise in den Monat December und zwar in unsere Weihnachtsferien, sintemalen wir Markomannen zu Rastatt damals sammt und sonders auf dem Hunde waren. Sollte aber darob ein zartbesaiteter, gefühlvoller Leser uns bemitleiden, so müsste ich ihm, zur Steuer der Wahrheit, insinuieren, daß seine Teilnahme übel angebracht wäre, denn wir litten, troz unserer drückenden Hundsnot, dennoch keinen Durst, da unser Korpskneipenwirt ein sehr humaner Mann war, den wir in dankbarer Anerkennung dieser schäzbaren Eigenschaft „Kneipvater“ nannten. Er kreditierte uns sehr willig, und wenn etwa der Zahlungstermin ohne Tilgung der Schuld vorüberging, so war er kein lästiger Mahner und herzloser Presser. Wir asen, tranken und rauchten also auf Kredit und ließen einstweilen die Kreide für uns zahlen.

Wir hatten gerade das Lied gesungen: „Ich war Brandfuchs noch an Jahren 2c.“, als die Türe geöffnet wurde, und der Briefträger erschien. Er hielt

eine sogenannte Zeichnungsschachtel in die Höhe und rief: „Herr Studiosus B., 67 Gulden 30 kr. von D. Bitte, den Empfang zu bescheinigen!“ Da schrie B., die Schachtel hastig ergreifend, mit gierigen Blicken verschlingend und kräftig schüttelnd, so daß man die Geldstücke in derselben klirren hörte: „Vivat und Viktoria!“ Und wir stimmten alle ein: „Vivat und Viktoria!“ und sangen dann:

„Und kommt der Wechsel heute,
So sind wir reiche Leute
Und haben Geld wie Heu,
Doch morgen ists vorbei!“

„Zum Zipfel zum Zapfel zum Kellerloch 'nein,
Alles muß versoffen sein.
Solche Brüder müssen wir haben,
Die versaufen was sie haben:
Strümpf und Schuh', Strümpf und Schuh',
Wir laufen dem Teufel barfuß zu.“

Nun brachte der Kneipvater eine in Tinte getauchte Feder und reichte sie dem Studiosus B., der den Empfang der Geldsendung bescheinigte und denselben zu gleicher Zeit ersuchte, dem Briefträger einen halben Gulden Trinkgeld zu geben. Nachdem solches geschehen war, kommandierte B.: „Zwei Fäßchen Bier, jedes zu 30 Maß, auf meine Rechnung!“ Da 15 Korpsburschen, Füchse und Mitkneiper gegenwärtig waren, kamen 4 Maß auf die

Person. (Die meisten Lyzeisten brachten die Weihnachtsferien in ihrer Heimat zu, weßwegen die Korpskneipe an dem betreffenden Abende blos von 15 Markomannen besucht war.) B. löste nun die Siegel der Zeichnungsschachtel, die, infolge des langjährigen Gebrauches, derart mit Siegellack überzogen war, daß nur noch an wenigen Stellen etwas Holz sichtbar war. B. öffnete dann die Schachtel und, o gaudium, in Werg gebettet, lag das Studenten-Christkindlein — 25 Kronentaler, nach damaligem Geld: 67 Gulden und 30 Kreuzer, und nach gegenwärtiger deutscher Reichs-Währung 115 M. 71 Pf. — Unter dem Geld lag der, die Geldsendung begleitende Brief. Als dieser zum Vorschein kam, riefen mehrere Stimmen: „Vorlesen, zur Erbauung vorlesen! Wir sind in der besten Gemütsverfassung, epistolam moralem, lacrimosam et lamentabilem mit Andacht anzuhören und begierig zu Herzen zu nehmen!“ B. brachte es aber doch nicht über sich, den Brief, dessen Inhalt er sehr wohl, nach Maßgabe früher empfangener Episteln, erraten konnte, vorzulesen; er reichte denselben daher dem zu seiner Rechten sitzenden Kameraden, damit dieser ihn vorlese. Zum Verständnisse dieses Briefes muß ich bemerken: B's Vater war ein ziemlich wohlhabender Bauer, der aber 9 Kinder hatte. Damit er nun zur Erhaltung seines studierenden Sohnes nicht Acker um Acker verkaufen oder Schulden kontrahieren musste, ersuchte

er seinen Bruder, der ebenfalls ein wohlhabender Bauer war, aber, obgleich verehelicht, keine Kinder hatte, zur Bestreitung der Kosten für das Studium seines Sohnes, so lange Geld zu leihen, bis derselbe sein Ziel erreicht, d. h., wie die ganze Familie erwartete, die erste heilige Messe gelesen haben würde. Bereitwillig entsprach der Bruder diesem Ansuchen, ja, er erbot sich von freien Stücken, bis zur Vollendung des Studiums den ganzen fraglichen Betrag als unverzinsliches Darlehen vorzuschießen und sich selbst an den erwachsenden Kosten mit 1000 Gulden von seinem eigenen Vermögen zu beteiligen, unter der Voraussezung nämlich, daß sein Neffe Priester werde. Auch die 8 Geschwister des Studenten wollten für denselben ein freiwilliges Opfer bringen, soferne er Theologie studieren sollte, ein jedes derselben verzichtete zu Gunsten desselben auf 100 Gulden bei dereinstiger Teilung des elterlichen Vermögens.

Der Brief des Onkels lautete dem Sinne nach also:

Lieber Neffe!

Auf dein Ansuchen vom 20. d. M. und auf Grund der von dir namhaft gemachten Verbindlichkeiten und zu leistenden Zahlungen an die Verwaltung des Lyzeums, deinen Hausherrn, Kostgeber, Schuster und Buchhändler übersende ich hiemit 25 Kronentaler. Mit Befremden mache ich aber die Wahrnehmung, daß sich deine Ausgaben von Jahr

zu Jahr erheblich steigern, obgleich der Preis für Quartier, Kost, Holz, Licht, Kleider, Wäsche und Schulgeld sich wesentlich gleich bleibt. Der erhöhte Aufwand kann also nur durch Leichtsinn und Verschwendung, durch kostspielige Liebhabereien und das unsinnige und verderbliche Burschenwesen veranlasst werden. Bedenke doch, daß du noch 8 Geschwister hast, die du durch deine Verschwendung benachteiligst und verkürzest! Streng genommen übersteigt die für dich aufgewendete Summe schon jetzt dein Betreffnis am elterlichen Vermögen, nun hast du aber noch 6 Jahre zu studieren, was noch einen Kostenaufwand von wenigstens 1800 Gulden verursachen wird. Wo soll das hinaus und wie soll das enden? Zwinge doch deinen Vater, deinen tiefbekümmerten, mit Arbeit, Kreuz und Sorgen schwer beladenen Vater nicht, die Hand von dir abzuziehen, denn sonst wartet deiner ein schreckliches Schicksal — ein versickter Student, ein Taugenichts, ein Winkeladvokat oder ein armseliger Schreiber zu werden. Sei haushälterisch und sparsam mit dem Gelde — dem sauer verdienten Lohne der schweren Arbeit und des vergossenen Schweißes deines Vaters! Ferne seie es von uns, dich karg zu halten oder dir eine erlaubte Freude und Erholung zu mißgönnen, Ausschweifung und Schwelgerei sind aber keine erlaubte Freude und Erholung — am allerwenigsten für einen Jüngling, der sich dem heiligen Priesterstande widmen will.

Lieber Neffe, gehe doch in dich, habe Gott vor Augen, sei gewissenhaft, vernachlässige das Gebet nicht, und schlag die guten Lehren der Religion, der Kirche, deines Onkels und deiner Eltern nicht in den Wind! Pfarrer H. von U—st *) war neulich hier und erkundigte sich bei mir nach deinen Fortschritten und deinem Betragen. Auch er war der Ansicht, du brauchtest zu viel Geld und seiest ein leichtsinniger Korpsbursche, aber kein fleißiger Student. Er hat mir noch ganz besonders aufgetragen, dir ernstlich ins Gewissen zu reden. Solches glaubt hiemit getan zu haben

Dein um Dich sehr besorgter
und tief bekümmerter Onkel.

Dieses Schreiben rief ein sardonisches Gelächter und einige recht frivole Bemerkungen hervor. Meinte doch einer: „Diese Philister sind eben alle über Einen Leist' geschlagen! Neulich schrieb mir mein Alter eine jämmerliche Epistel, die mit der soeben angehörten fast ad verbum übereinstimmt; ich ließ mir aber den guten Humor dadurch nicht rauben und verscheuchte alle aufsteigenden Grillen mit der Strophe des bekannten Liedes „Krambambuli“:

*) Ein exemplarischer Priester, der früher in O. Pfarrer war, den Vater des Studenten B. animiert hatte, denselben studieren zu lassen und diesem dann 2 Jahre lang Privatunterricht erteilte, wodurch er ihn in die Tertia des Lyzeums zu Rastatt brachte.

„Ihr dauert mich, ihr arme Thoren,
Ihr liebet nicht, ihr trinkt nicht Wein;
Zu Eseln seid ihr auserkoren,
Und dorten wollt ihr Engel sein?
Sauft Wasser, wie das liebe Vieh,
Und meint, es sei Krambambuli!“

Diese empörende Roheit und infame Verleugnung eines jeden kindlichen Gefühles wurde als echte Burschengesinnung bejubelt und beklatscht und die angeführte Strophe fortissimo gesungen.

Dann erhob sich der Senior, gebot silentium und sprach: „Ich glaube ganz und gar im Sinne des teuern Onkels zu handeln, wenn ich den venerablen Mitbrüdern den gewiß sehr zeitgemäßen Vorschlag mache: Da der liebe Onkel seinen Neffen, wie er selbst sagt, nicht karg halten will und ihm eine Freude und Erholung gönnt, die besonders jetzt in den Weihnachtsferien sehr am Platze ist, so vermute ich mit Fug und Recht, daß er auch sein placet erteilen wird, wenn uns sein Neffe durch einen Ausflug nach Baden-Baden einen genußreichen und wonnevollen Tag verschafft. Die übersendeten 25 Kronentaler bieten unserem Mitbruder, der jetzt allein auf einem grünen Zweige sitzt, Gelegenheit, seiner Großmut an uns armen Teufeln, die wir jämmerlich auf dem Hunde sind, freien Spielraum zu gewähren. Bruder B. sichert sich dadurch ein ruhm-

volles Andenken in den Annalen der Markomannia und wird unseren innigen Dank ernten."

Kaum hatte der Senior als Cicero pro domo ganz klassisch also gesprochen, so erhob sich B., schritt langsam und feierlich von seinem Plaze zu jenem des Seniors, verneigte sich, zog die Schachtel aus seiner Brusttasche, stellte sie auf den Tisch und sagte mit Pathos: „Diese 25 Kronentaler lege ich freudig auf den Altar der Markomannia!" Dann öffnete er die Schachtel, nahm den Brief seines Onkels, schob ihn in die Brusttasche und deklamierte:

„Für mich nehm ich fürlieb mit diesem echten Blech,
Mit diesen Talern aber zahl ich uns're Zech."

„Im Namen der Markomannia", erwiderte hierauf der Senior, „nehme ich dieses großmütige, echt brüderliche Geschenk zu dem Zwecke an, uns morgen einen recht fidelen Tag zü verschaffen. Auf unseren Mitbruder aber wollen wir aus Dankbarkeit sogleich feierlich einen Salamander reiben."

Nachdem dieses hochwichtige Kneipgeschäft erledigt war, beauftragte der Senior den Fuchsen M.: sogleich 3 viersizige, zweispännige Kutschen auf morgen zur Fahrt nach Baden-Baden zu mieten. Die Abfahrt wurde auf morgens 7 Uhr anberaumt und als Ort der Zusammenkunft das linke Ufer der Murg bei der Ankerbrücke bestimmt.

Des andern Tag, praecis 7 Uhr, fuhren wir

von der Ankerbrücke ab. In jeder Kutsche saßen 4 Markomannen, die 3 Füchse aber mussten sich mit dem Siz auf dem Bock, neben dem Kutscher, begnügen. Während der Fahrt, die 2 Stunden dauerte, wurden Lieder verschiedenen Inhaltes gesungen. Um den geneigten Leser mit den damals üblichen Liedern bekannt zu machen, führe ich zuerst jene Gesänge an, die nicht banalen, trivialen oder frivolen Inhaltes waren, dann sollen auch einige der zweiten Kategorie namhaft gemacht werden.

1. „Was ist des Deutschen Vaterland."
2. „Wenn alle untreu werden."
3. „Wo Mut und Kraft in deutscher Seele flammen."
4. „Auf ihr Brüder, laßt uns wallen!"
5. „Du Schwert an meiner Linken."
6. „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude."
7. „Freiheit, die ich meine."
8. „Preisend mit viel schönen Reden."
9. „Wir hatten gebauet."
10. „Denkst du daran, mein tapf'rer Lagianka?"
11. „Schon dreißig Jahre bist du alt."
12. „Steh ich in finst'rer Mitternacht."
13. „An der Sale fernem Strande."
14. „So leb' denn wohl du stilles Haus!"
15. „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein."

16. „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang."
17. «Gaudeamus igitur.»
18. „Ein freies Leben führen wir."
19. „Ich weiß nicht, was soll das bedeuten."
20. „Prinz Eugen, der edle Ritter."
21. „Ich war Brandfuchs noch an Jahren."
22. „Drei Lilien, drei Lilien."
23. „Morgenrot, Morgenrot."
24. „Ich lobe mir das Burschenleben."
25. „In einem kühlen Grunde."
26. „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust."
27. „Sah ein Knab ein Röslein steh'n."
28. „Überall bin ich zu Hause."
29. „Aennchen von Tharau."
30. „Brüder! zu den festlichen Gelagen."
31. „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein."

Der teils faden teils banalen oder trivialen Lieder gab es eine schwere Menge, z. B.

„Was kommt dort von der Höh?"
„Es steht ein Wirtshaus an dem Rhein."
„Was fang ich armer Teufel an?"
„Ça ça geschmauset!"
„Ich hab den ganzen Vormittag."
„Der Papst lebt herrlich in der Welt."
„Ich nehm mein Gläschen in die Hand."

„Ich und mein Fläschlein sind immer beisammen."
„Ich bin der Fürst von Thoren."
„Bin kein Freund von Traurigkeit."
„Krambambuli, das ist der Titel."
„Es geht ein Biercomment an unser'm Tisch herum."
„Als Noë aus dem Kasten war."
„Die Binzgauer wollten wallfahrten geh'n."

Schiller hat mit seinem Ausspruch:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder!"

den Nagel nicht auf den Kopf getroffen, sondern sich entschieden auf die Finger geklopft, denn böse Menschen haben allerdings Lieder, Lieder, die das treue Spiegelbild ihrer Seele und ihres Herzens sind. Schiller selbst legte in seinem Schauspiel „die Räuber" ein Lied in den Mund der Banditen, das der adäquate Ausdruck ihrer Denk- und Sinnesart war. Wie der Mensch, so sein Lied.

Nach 8 Uhr fuhren wir durch O., den Vaterort B's, der sich, um nicht gesehen zu werden, in die Kutschenecke drückte und mit dem Vorhange des herabgelassenen Türfensters sein Gesicht fast ganz bedeckte, doch konnte er sich nicht enthalten, dann und wann einen verstohlenen Blick auf die Gasse zu werfen, auf der ein reger Verkehr herrschte, weil die Bauern den prachtvollen Tag dazu benützten, Dung auf die Felder oder Jauche auf die Wiesen zu führen,

ja bisweilen begegneten wir einem Bauer, der mit dem Pfluge aufs Feld fuhr. Da, auf einmal, ganz in der Nähe der Pfarrkirche, prallt B. so rasch zurück, daß die Kutsche in ihren Fugen kracht, und als hab ihn eine Viper gebissen. Er entfärbt sich und bedeckt sein Gesicht mit dem Vorhang. „Was ist Dir, wo fehlt's?“, frag ich B., der mir gegenüber sizt, „Du zitterst ja, wie Aspenlaub, und siehst aus, wie der Tod an der Fahne! Ist etwa das magere Bäuerlein mit den entzündeten Augen, das tiefgebückt neben den klapperdürren Schindmähren dahinhumpelt, dein Vater, dessen 25 Kronentaler wir heute in der Bäderstadt Baden-Baden flott verjubeln werden?“ Stumm nickte B. mit dem Haupt. Ja, ja, B's Vater war eine Jammergestalt, ein fac simile der teuern Zeit, wangenlos, citronengelb, mit spärlichem, schloßweißem Haupthaar! Ich bin überzeugt, das arme Bäuerlein wäre plözlich vom Schlag gerührt worden, wenn man ihm gesagt hätte: „Ihr Sohn sizt dort in jener Kutsche und hält heute 14. seiner Mitbrüder in Baden-Baden, vermittelst der ihm übersendeten 25 Kronentaler, zechfrei, namentlich bezahlt er die 3 Kutschen für die heutige Fahrt mit 22 fl. 30 kr. Heute wird alles bis auf den lezten Heller durchgejagt, von den kontrahierten Schulden wird aber kein Deut abgezahlt, in den Osterferien dagegen wird der hoffnungsreiche Sohn dem lieben Onkel so lang zusezen, bis er fürs

erste und zweite Quartal blanke 50 Kronentaler blecht." Werfen wir übrigens einen Schleier auf dieses düstre Schattenbild des Studentenlebens! Mir war für einige Zeit der Humor verdorben, ich fühlte einige heftig schmerzende Stiche unter den Rippen — man heißt sie gewöhnlich Gewissensbisse — und ich schämte mich, die gegenwärtige Partie mitzumachen, wodurch ich der Mitschuldige an einer großen Freveltat wurde.

Bald hatten wir O. und Badenscheuern im Rücken und langten um 9 Uhr in Baden-Baden an. Dort ging es hoch her in Saus und Braus bis abends 9 Uhr. Dann wurde heimkutschiert. Als wir bei der Ankerbrücke, nachts elf Uhr ausstiegen, überreichte der Senior B. die Schachtel und sagte mit lallender Zunge: „Herzallerliebster Bruder!

Diese Schachtel macht Dir kund:
Ich bin geleert bis auf den Grund.
Der teure Onkel füll' mich wieder,
Dann zahl ich Deine Schulden bieder.
Zeus lohn' Dir, Bruder, Deine edle Tat,
Wie Dus fürwahr verdienest früh und spat!
Streich den Tag mit Rotstift an in fastis
Mira fecit in crumenis vastis.»

Das Lustspiel war aus, im Grund genommen war's aber ein eigentliches, wahrhaftiges Trauerspiel. Ja, der Leichtsinn, die Verschwendung, die Gewissen-

losigkeit und grausame Behandlung der Eltern von Seite so vieler Studenten ist unverantwortlich und himmelschreiend, und troz all Dem hat man den traurigen Mut, solche Frevel „Streiche“ zu nennen!

Die Hausherrn, bei denen Studenten wohnen, halten sich durch die Bank nicht für verpflichtet, das Leben und Treiben derselben zu überwachen und sie mit Liebe und Ernst zurechtzuweisen. Sie dulden deren Nachtschwärmerei und Trunksucht und ziehen sie durch falsches Zeugnis unbedenklich aus der Patsche, wenn sie mit den Gesezen in Kollision geraten sind. Wenn der Student nur sein monatliches Quartiergeld bezahlt, im Hause kein Skandal macht und an der Zimmereinrichtung nichts verderbt; so erteilt er dem Herrn Studiosus das Prädikat „vorzüglich“.

Auch die Direktoren und Professoren der gelehrten Mittelschulen sehen gewöhnlich bei den Exzessen der Studenten durch die Finger, weil sie die Anstalten nicht in üblen Ruf bringen und sich keine Vorwürfe von Seiten des Unterrichtsministeriums, des Oberstudien- oder Oberschulrates zuziehen wollen. Das Verhältnis der Direktoren und Professoren zu den Studenten ist in der Regel ein ganz verkehrtes. Von einem väterlich-liebevollen, herablassenden Benehmen findet man an den genannten Anstalten

gewöhnlich keine Spur. Pedanterie, Wortklauberei und Silbenstecherei werden als Hauptsache der Jugendbildung betrachtet, und wenn einmal eine flagrante Gesetzesübertretung zur Anzeige kommt, die geahndet werden muß, so wird der Missetäter mit drakonischer Strenge behandelt. Dadurch erscheint aber jedes Vergehen als eine persönliche Beleidigung der Vorgesetzten und die verhängte Strafe als eine Befriedigung der Rachsucht des Direktors oder des Klassenvorstandes, und aus diesem Grunde verfehlt dann die Strafe ihren Zweck. Blos den geistlichen Rat Loreye, Direktor des Lyzeums zu Rastatt, der aber zwei Jahre früher pensioniert worden war, als ich an die genannte Anstalt kam, rühmten die Studenten als einen wahren Pädagogen, der sie mit väterlich-liebevoller Gesinnung,. mit Wohlwollen, Herablassung und Humanität behandelt habe. Sie rühmten ihn ferner als einen Mann, der große Menschenkenntnis und einen feinen Takt besaß, und der sowohl durch seine, Ehrfurcht gebietende und Zutrauen erweckende äußere Erscheinung als auch durch seine, zum Herzen dringenden liebevoll-ernsten Ermahnungen und Warnungen eine magische Gewalt über sie ausgeübt habe. Loreye galt als unübertrefflicher Mentor, als Studentenvater, als nobler Charakter und integer vitae scelerisque purus, exemplarisch als Mensch, Priester, Lehrer, Erzieher und Direktor. Der große Abstand zwischen ihm und

seinem Nachfolger trat durch die traurige Tatsache um so greller hervor, daß die Studenten der oberen Klassen dem Leztern, der die erste Zeit nach seiner Anstellung als Lyzeums-Direktor in einem Privatquartier wohnte, sämmtliche Fenster einwarfen.

Leider war mir niemals das Glück beschieden, unter einem Klassenprofessor oder Direktor zu stehen, der in religiöser Beziehung als Vorbild und Muster zu betrachten gewesen wäre. Geistliche und weltliche Professoren huldigten der seichten Aufklärung, sie waren entweder josefinisch, unkirchlich und rationalistisch angekränkelt oder entschieden antichristlich, kirchenfeindlich und modern heidnisch gesinnt. Sie räumten dem klassischen Heidentum entschieden den Vorzug vor dem positiven Christentum ein und suchten das leztere dadurch zu verdrängen, daß sie das erstere als die höchste Stufe der Bildung und Gesittung verherrlichten und anpriesen. Die römische und griechische Mythologie war, nach ihrer Ansicht und Behauptung, voll erhabener Ideen und stellte aller Welt die nachahmungswürdigsten Ideale vor Augen. Auch nicht ein einziger Professor führte uns in den wahren Sinn, in die eigentliche Bedeutung und das richtige Verständnis der heidnischen Götterlehre ein. Die Ethik der heidnischen Philosophen wurde als Musterbild, als Norm und Maßstab der Gesittung für alle Zeiten erklärt. Duzendmal wurden die Schiller'schen Verse zitiert:

gewöhnlich [illegible] ... du? Kehre wieder,
und Silber[illegible] ... der Natur!
Jugendbild[illegible] ... [illegible]enland der Lieder
flagrante [illegible] ... [illegible]haste Spur.
geahndet [illegible] ... [illegible] das Gefilde,
drakonischer ... [illegible] sich meinem Blick;
aber jedes ... [illegible]enswarmen Bilde
der Vor[illegible] ... [illegible] nur zurück!
Befriedi[illegible] ... [illegible] sind gefallen
Klassen[illegible] ... [illegible] schauerlichem Wehn,
dann [illegible] ... [illegible]ern unter allen,
Rat [illegible] ... [illegible]erwelt vergehn."
aber [illegible] ... „Götter Griechenlands."

als [illegible] ... [illegible] des Heidentums, von dem
Stude[illegible] ... [illegible], von den unzüchtigen Festen
väterli[illegible] ... [illegible] Göttinen, von dem grenzenlosen
Herab[illegible] ... [illegible] Griechen und Römer, von ihrer
rühm[illegible] ... [illegible]dlung der Sklaven u. s. w. wurde
Men[illegible] ... [illegible]schwiegen, was sich dagegen, seit
der [illegible] ... [illegible]ristentums, an Laster und Ver-
Zutr[illegible] ... [illegible]den ließ, wurde mit hämischer
durch [illegible] an den Pranger gestellt und auf
[illegible] ... Heidentums geschrieben. Für alle
über [illegible] Mißbräuche und Pestbeulen, die im
[illegible] ... christlichen Jahrhunderte sich zeigten,
[illegible] Christentum seine „Schein- und Werk-
[illegible] ... Priester, Mönche und

[illegible]

[illegible]

Es gibt andere Sprichwörter: „Verba movent, exempla trahunt.“ „Longum iter per praecepta, breve et efficax per exempla“ und: „Regis ad exemplum totus componitur orbis.“ Niemand wird die Wahrheit und die hohe Bedeutung dieser Sprichwörter in Abrede stellen. Wo das gute Beispiel fehlt, da bleiben die besten Gesetze ein toter Buchstaben, da verhallen alle weise Lehren, alle Mahnungen und Warnungen im Winde. Wenn die Aufsichts- und Vollzugsorgane, die Hüter und Wächter der Geseze, die Richter und die das Strafmaß bestimmenden Personen entweder blind sind oder selbst verbotene Wege gehen und ein böses Beispiel geben; dann ist die Autorität dahin, der Gehorsam untergraben, das Gesez ein lächerlicher Popanz, und die Verkommenheit hüllt sich in den Mantel der Heuchelei.

Am guten Beispiel fehlte es aber an den gelehrten Mittelschulen zu der in Frage stehenden Zeit.

„Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenswärmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück!
Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn,
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn."

„Götter Griechenlands."

Von den Greueln des Heidentums, von dem grassen Aberglauben, von den unzüchtigen Festen vieler Götter und Göttinen, von dem grenzenlosen Sittenverderbnis der Griechen und Römer, von ihrer barbarischen Behandlung der Sklaven u. s. w. wurde wohlweislich still geschwiegen, was sich dagegen, seit Einführung des Christentums, an Laster und Verkommenheit auffinden ließ, wurde mit hämischer Schadenfreude an den Pranger gestellt und auf Rechnung des Christentums geschrieben. Für alle Verirrungen, Mißbräuche und Pestbeulen, die im Verlauf der christlichen Jahrhunderte sich zeigten, wurde das Christentum, seine „Schein- und Werkheiligkeit", Papst, Bischöfe, Priester, Mönche und

Nonnen verantwortlich erklärt. Als Grund aller Übel, die der Menschheit anhaften, wurde der Mangel an moderner Aufklärung und Kultur hingestellt.

Den Ansichten der Professoren entsprach ihr Lebenswandel. Ich rede hier nur in so weit von demselben, als er allen sichtbar zu Tag trat und notorisch war, und nur aus dem Grund, weil der Lebenswandel der Vorgesezten auf die Jugend überhaupt, aber ganz besonders auf die Studenten, eine unberechenbar große Wirkung ausübt.

Es sind goldene Sprüchwörter: «Verba docent, exempla trahunt», «Longum iter per praecepta, breve et efficax per exempla» und: «Regis ad exemplum totus componitur orbis». Niemand wird die Wahrheit und die hohe Bedeutung dieser Sprüchwörter in Abrede stellen. Wo das gute Beispiel fehlt, da bleiben die besten Geseze ein toter Buchstaben, da verhallen alle weise Lehren, alle Mahnungen und Warnungen im Winde. Wenn die Aufsichts- und Vollzugsorgane, die Hüter und Wächter der Geseze, die Richter und die das Strafmaß bestimmenden Personen entweder blind sind oder selbst verbotene Wege gehen und ein böses Beispiel geben; dann ist die Autorität dahin, der Gehorsam untergraben, das Gesez ein lächerlicher Popanz, und die Verkommenheit hüllt sich in den Mantel der Heuchelei.

Am guten Beispiel fehlte es aber an den gelehrten Mittelschulen zu der in Frage stehenden Zeit.

Wir wußten sehr wohl, daß kein weltlicher Professor an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst besuchte, und daß keiner zur österlichen Zeit die heiligen Sakramente der Buße und des Altares empfing. Doch was sag ich: „keiner!“ Ich muß, bezüglich des Besuches des Gottesdienstes und des Empfanges der heiligen Sakramente, widerrufen. Wir wurden nämlich an jedem Sonn- und Feiertag, vor- und nachmittags, sowie am Mittwoch von einem kontrolierenden weltlichen Professor abgelesen und in die Kirche geführt. Derjenige nun, den die Reihe traf, dieses Geschäft zu besorgen, wohnte allerdings dem Gottesdienste bei, aber er betrug sich so unehrerbietig, linkisch und Ärgernis gebend, daß es weit besser gewesen wäre, wenn er die Kirche nicht betreten hätte. Ich überzeugte mich unzählige Male davon, daß keiner dieser Kirchenbesuchs-Kontrolore ein christliches Zeichen von sich gab. Sie besprengten sich nicht mit Weihwasser, machten weder eine Knieverbeugung noch ein Kreuzeszeichen, bedienten sich keines Gebetbuches, knieten weder bei der Wandlung noch bei der Erteilung des Segens mit dem Hochwürdigen Gute und schlugen nicht an die Brust. Sie duckten sich bei der Wandlung und bei der Erteilung des Segens, wie Schmuggler, die Kontrebande bei sich haben, vor Zollgardisten, nieder, oder sie legten den Oberkörper recht breit und plump auf die Kirchenbank — kurz: sie legten so recht auffallend an den Tag, daß sie mit dem

Christentum völlig gebrochen und aufgehört hatten, katholische Christen zu sein.

Was nun den Empfang der heiligen Sakramente zur österlichen Zeit anbelangt, so muß ich zur Steuer der Wahrheit konstatieren, daß der Direktor des Lyzeums — ein Pedant sondergleichen — sich verpflichtet fühlte, den, seiner Obhut anvertrauten Zöglingen ein „gutes“ Beispiel zu geben, weßwegen er mit ihnen zur Beicht und Kommunion ging. In Anbetracht der Art und Weise aber, wie er beichtete, muß vom kirchlichen Standpunkt aus entschieden erklärt werden, daß sein vermeintlich gutes Beispiel ein schweres Ärgernis für die Studenten war, und daß es ohne allen Zweifel besser gewesen wäre, wenn auch er „die österliche Andacht“, wie man den Empfang der heiligen Sakramente zur österlichen Zeit damals nannte, nicht verrichtet hätte. Die Begriffsverwirrung, Zerfahrenheit, Oberflächlichkeit, Religions-Mengerei, Verwässerung und Nivellierung wurde damals so allseitig und tiefgreifend praktiziert, daß man über wesentliche Punkte des Glaubens im Unklaren war und infolge dessen ein schreiendes Sakrilegium bona fide als gutes Beispiel ansah. Ich würde nicht fürchten, durch die Erzählung des Nachfolgenden eine schwere Sünde zu begehen, wenn es nicht am hellen Tage, ganz öffentlich und vor vielen Zeugen geschehen wäre — ja, Gott seis geklagt: es war damals so ziemlich allerorts in

Süddeutschland gebräuchlich, allgemein zu beichten — denn um das handelt es sich — obgleich unsere heilige, katholische Kirche solche Beicht als Sakrilegium gebrandmarkt und wiederholt erklärt hat, daß kein Beichtvater ein Beichtkind, das allgemein gebeichtet hat, giltig absolvieren kann. Doch damals standen die Entscheidungen der Konzilien, der Päpste und Kirchenväter sehr niedrig im Kurs und waren so wohlfeil wie Brombeeren. Also zur Sache!

An einem Beichttage stand ich in einem bunt zusammengewürfelten Trupp von großen und kleinen Studenten, die auf Kommando zu beichten hatten, vor einem hochaufgeklärten Beichtvater, unter dessen Philosophenmantel der Priester den Erstickungstod gefunden. Dieser philosophische Beichtvater saß in dem bedeutend erhöhten Chor der Schloßkirche zu Rastatt in einem freistehenden Sessel, und stützte seinen linken Arm auf einen sogenannten Betstuhl. Auf diesen Betstuhl kniete der Reihe nach jeder Student und beichtete halblaut secundum consuetudinem: „Ich habe gesündigt in Gedanken, Worten und Werken und bitte um Absolution!“ Hierauf erfolgte an einen Jeden derselbe philosophische, rhetorisch aufgeputzte Zuspruch über Menschenwürde und Menschenbestimmung, der mit einer Aufforderung zu fleißigem Studium schloß und so laut erteilt wurde, daß der ganze Pönitententrupp denselben Wort für Wort vernahm. Nun stand unmittelbar vor mir der

oben erwähnte Direktor, und war ich selbstverständlich sehr begierig, zu erfahren, ob der weltliche, gelehrte Herr dem geistlichen, gelehrten Herrn auch allgemein beichten werde, und ob dann der geistliche, gelehrte Herr dem weltlichen, gelehrten Herrn dasselbe philosophische Distelnfutter vorwerfen und ihn zu fleißigem Studium ermahnen würde — gerade wie die Studenten der verschiedenen Klassen. Und richtig: so geschahs! Auf die allgemeine Beicht des Direktors folgte eine Paränese (Ermahnung), die einem Plato, Seneka oder Cicero alle Ehre gemacht hätte, aber, weil Zuspruch eines katholischen Priesters, eines Beichtvaters, keine andere Bezeichnung verdiente, als „Phrasengeklingel“ und „Wortschwall“. Es ist übrigens leicht begreiflich, daß jeder Zuspruch auf ein allgemeines Sündenbekenntnis den Charakter der Verschwommenheit und Abgeblasstheit, der Phrasenhaftigkeit und anthologischen Ornamentik an sich tragen muß, daß er den unsichtbaren Nagel unmöglich auf den Kopf treffen und weder hauen noch stechen kann, also auch rein umsonst und vergeblich ist, aber dennoch war es, wie aus dem erwähnten Vorgange ersichtlich ist, damals an den gelehrten Mittelschulen allgemein gebräuchlich, generaliter zu beichten und darauf von dem sogenannten Beichtvater generalissime angesalbadert zu werden. Es wird wohl kaum nötig sein, extra zu erwähnen, daß auch ich meine Sünden nicht im Detail, sondern nur

en gros an den Mann brachte. Nachdem mich einst ein gelehrter Beichtvater, ein geistlicher Professor, dem ich nach Vorschrift der Kirche speziell beichten wollte, in ächter Unteroffiziers-Manier also apostrophiert, respektive angeschnauzt hatte: „G'schwäz! Was brauch ich denn das zu wissen!“, da sattelte ich nolens-volens um und avansierte zur Generalität. Daß ein junger Mensch unter sotanen Verhältnissen mit der kirchlichen Übung bricht und in seiner bisherigen religiösen Überzeugung tief erschüttert wird, kann wohl niemand fraglich und wunderbar erscheinen, aber darüber wird jeder Leser staunen, wenn ich drei Tatsachen hier festnagle, die man allerdings nicht für möglich halten sollte. Der oben erwähnte gelehrte, geistliche Beichtvater hat sogar ein Lehrbuch der christlichen Religion herausgegeben, das den Titel führt: „Der christliche Glaube, nach den Grundsäzen der katholischen Kirche (!) dargestellt für höhere Unterrichtsanstalten und gebildete Christen überhaupt, von Dr. Josef Beck.“ In diesem Lehrbuch der christlichen Religion „nach den Grundsäzen der katholischen Kirche“ sind manche der wichtigsten Abschnitte höchst oberflächlich behandelt und unrichtig dargestellt. Bei der Taufe z. B. wird die Erbsünde nicht einmal erwähnt, beim Sakrament der Beichte nicht angegeben, wie die Beicht beschaffen sein muß, bei den Sakramenten überhaupt nicht angegeben, daß einige, und welche, dem Empfänger ein

unauslöschliches geistliches Merkmal einprägen &c.
Aber troz alldem erhielt dieses Buch, das in Rom ohne allen Zweifel auf den Index gekommen wäre, vom General-Vikariat Freiburg und vom „Königlich Großbritannisch-Hannover'schen Konsistorium", in den Jahren 1835 und 1836, das Imprimatur! Doch damit nicht genug! Der Verfasser des erwähnten heterodoxen Katechismus fiel später von der katholischen Kirche ab, er hing den Talar für immer an den Nagel und begab sich in den Ehestand! Ja, das sind traurige Schattenbilder aus jener kläglichen Zeit, da die Diözese Freiburg nichts Anderes denn eine badisch-katholische Territorialkirche nach protestantischem Zuschnitt wår, die geknebelt in den Polypenarmen einer Regierung lag, die das positive Christentum als Irrtum und Wahn, als Aberglauben und Knechtschaft von sich geworfen und darauf hinarbeitete, die Katholiken und den Klerus von Rom loszureißen und der protestantischen Kirche einzuverleiben. Das sind häßliche Mißgeburten, die das byzantinische Staatskirchentum — das falsche System von der Allgewalt des Staates und der allseitigen und unbedingten Unterordnung der Kirche unter die Staatsgewalt — zu Tag gefördert hat.

Dr. Beck stand bei den Studenten in sehr hohem Ansehen, er galt ihnen als unantastbare Autorität, weil er 1. im Rufe eines großen Gelehrten und aufgeklärten Mannes stand, 2. ein eigentümliches Talent

besaß, durch sein Auftreten und Benehmen zu imponieren, 3. eine äußerst ansprechende, geistreiche Physiognomie, namentlich ein schönes, großes, seelenvolles Aug besaß, und 4. mit einer hinreißenden Beredsamkeit ausgerüstet war. Je höher aber Becks Ansehen und Autorität war, desto verheerender waren die Wirkungen seiner verkehrten Ansichten und Grundsäze und seines bösen Beispiels, das er der studierenden Jugend durch den Abfall von der katholischen Kirche gab.

Als Professor W., der Hauptlehrer der Oberquinta zu Offenburg, im Begriffe war, sich zu verehelichen, wurde er an die Christenpflicht erinnert, vor der Kopulation die heiligen Sakramente der Buße und des Altares zu empfangen. Gegen diese, einen „aufgeklärten, freisinnigen und klassisch gebildeten Mann entwürdigende und tief erniedrigende Zumutung“ sträubte sich W. aufs heftigste und erklärte, daß er „diesem mittelalterlichen Tröbel, dieser schlauen Erfindung der Mönche, schon längst keine Gewalt mehr über seine, von religiösem Vorurteil und Aberglauben emanzipierte Person einräume und denselben deßwegen auch bei seiner Verehelichung durchaus keine Konzessionen machen werde. Die Ehe seie ihm etwas rein Menschliches, rein Bürgerliches, das mit Religion und Kirche absolut nichts zu schaffen habe.“ Bei dieser Erklärung und Willensäußerung W's wäre es wohl auch geblieben, wenn

schon damals die bürgerliche Trauung obligatorisch eingeführt gewesen wäre, und wenn nicht der Vater der Braut ebenso bestimmt erklärt hätte: „Wenn mein eventuell zukünftiger Schwiegersohn sich der kirchlichen Vorschrift unterwirft, dann werde ich ihm meine Tochter J. zur Frau geben; unterwirft er sich derselben aber nicht, dann mag er sich anderswo ein Weib suchen, das sich ebenfalls über den ‚mittelalterlichen Trödel‘ der heiligen Sakramente hinwegsezt.“ Dieser kategorische Bescheid veranlasste W., sich zum Empfang der heiligen Sakramente der Buße, des Altares und der Ehe zu bequemen. Ob aber Gott dadurch verherrlicht oder schwer beleidigt wurde, ob es unter den erwähnten Verhältnissen nicht entsprechender gewesen wäre, wenn W., der Darwinist vom reinsten Wasser gewesen, sich lediglich nach Affenart in den Ehestand begeben hätte, das ist unschwer zu beurteilen. Das erwähnte Intermezzo der Verehelichung W's, das sogleich an die große Glocke gehängt wurde, hat s. Z. in Offenburg vielen Staub aufgewirbelt, und stritt man sich damals in allen Gesellschaften pro und contra, weitaus die Majorität entschied aber zu Gunsten W's, und zu dieser gehörten selbstverständlich die Studenten des Gymnasiums, denn sowohl die Gelbschnäbel der untern Klassen als auch die in den Flegeljahren sich befindenden Quintaner stellen sich jederzeit prinzipiell (dieses Wort ist hier zu übersezen: „nach Schöpsenart“)

auf die Seite des „Lichts, der Aufklärung, des Fortschrittes und der Freiheit.“ Es herrschte damals in Offenburg überhaupt ein sehr revolutionärer Geist auf dem religiösen und politischen Gebiete. Wer übrigens weiß, daß der damalige Pfarrektor und Dekan, der geistliche Rat M. und sein erster Adjutant K., Inhaber des Prädikatur-Benefiziums und zugleich Professor und Religionslehrer am Gymnasium dortselbst, Freimaurer waren, der wird sich nicht darüber wundern, daß die ehemalige freie Reichsstadt Offenburg, in der sich vor der Säkularisierung 2 Klöster, ein Franziskaner- und ein Kapuzinerkloster, befanden, ein Brutnest josefinischer Neuerungen und revolutionärer Bestrebungen geworden. So unerhört es heutzutag wäre, wenn katholische Priester dem Geheimbund der Freimaurer angehörten, so galt es damals durchaus nicht als etwas Unerhörtes, daß diese und jene Priester Logenbrüder waren. Was Wunder, wenn Untergeordnete das sich erlaubten, respektive zu Schulden kommen ließen, womit ihre Vorgesezte ohne alle Scheu und ungestraft vor aller Welt renommierten und prangten! War ja selbst Karl Theodor, Freiherr von Dalberg, der Bischof von Konstanz, Erzbischof von Mainz, Fürstprimas des Rheinischen Bundes, Großherzog von Frankfurt und Marionette in Napoleons Händen gewesen, Logenbruder, von vielen andern Bischöfen in Deutschland und Österreich gar nicht zu reden! Auch der

oben erwähnte Professor W. trug mit Stolz sein weißes Schurzfell aus Schafleder.

Den Schülern des Gymnasiums und denjenigen des Lyzeums von der Prima bis einschließlich der Oberquinta *) war der Besuch des Wirtshauses strengstens verboten, wogegen prinzipiell gar nichts einzuwenden ist; allein wenn manche Professoren selbst tägliche Wirtshausbesucher, wahre Kneipgenies und „Übersizer“ sind, wenn sie am Nachmittag in angeheitertem Zustande Unterricht erteilen und am Mondtag mit allen Anzeichen eines „Kazenjammers“ vor den Schülern in der Klasse erscheinen; so geben sie denselben schweres Ärgernis und verleiten sie zum Besuchen des Wirtshauses, zum Kneipen und „Über-

*) Im Jahre 1839 wurde eine neue Klassen-Einteilung und Benennung an den gelehrten Mittelschulen eingeführt und das Studium an denselben um ein Jahr verlängert, also von 8 auf 9 Jahre ausgedehnt. Philosophie wurde als Propädeutik in den 2 obersten Klassen des Lyzeums gelehrt, und der Universitäts-Bürger hatte blos während 3 Semestern ein sogenanntes Philosophikum zu hören, d. h. irgend ein Fach, das nicht zu der von ihm gewählten Fakultät gehörte. Vom Jahre 1839 an zählte man die Klassen von unten beginnend nach aufwärts. Der Student trat in die Prima ein und absolvierte dann Jahr um Jahr die Sekunda, Tertia, Unterquarta, Oberquarta, Unterquinta, Oberquinta, Untersexta und Obersexta. Später hat man aus einem schwer zu enträtselnden Grunde diese Ordnung umgekehrt, so daß der Student jezt als Primaner das Obergymnasium absolviert.

sitzen", denn «exempla trahunt». Ich hatte in der Sekunda einen geistlichen Professor, der täglich um 2 Uhr direkt aus einer Bierbrauerei und mit brennender Tabakspfeife ins Gymnasium kam. In der Unter- und Oberquinta hatte ich einen weltlichen Professor, der nachts nie vor 11 Uhr das Wirtshaus verließ und öfters so betrunken war, daß er zu Boden fiel und des andern Tages mit Schrammen und Beulen im Gesicht in die Klasse kam. Der Unterricht war dann ein wahres Martyrium für uns, indem der halbkranke, „bekazenjammerte" Professor seine üble Laune und seinen Ärger an uns ausließ, uns mit nicht wiederzugebenden Schimpfnamen belegte und uns horrende Strafpensa diktierte. Derselbe Professor hob als Direktor des Gymnasiums das Verbot des Wirtshausbesuches für die Unter- und Oberquintaner unbefugter Weise auf und erlaubte uns (ich war damals Oberquintaner), anständige Gasthäuser zu besuchen. Nur Winkelkneipen sollten wir meiden, uns nicht betrinken und das Studium nicht vernachlässigen. Es ist selbstverständlich, daß in dieser Lizenz auch das Tabakrauchen inbegriffen war. Es wurde uns erlaubt, auf dem Zimmer und in der Kneipe zu rauchen, nur sollten wir uns vor dem Übermaße hüten und keinen schlechten Kanaster rauchen. Als wir einst an einem Sonntag Nachmittag in Elgersweier, $^{3}/_{4}$ Stunden von Offenburg entfernt, gekneipt hatten und singend,

mit dem Korpsburschenband der Markomannia auf der Brust, das Wirtshaus verließen, sahen wir von ferne unseren Direktor in Begleitung seiner Frau und Schwägerin uns entgegenkommen. Wir retirierten nun schleunigst in das Wirtshaus und flohen durch den Garten über Hecken und Stauden, wähnend, der Direktor habe uns nicht bemerkt. Des andern Tags aber ging derselbe mit uns ins Gericht. Er schalt uns als Feiglinge und Heuchler und diktierte einem Jeden etliche Stunden Carcer-Strafe, *nicht weil wir das Wirtshaus besucht und dasselbe singend und Tabak rauchend verlassen,* **„sondern ihn, vor Frau und Schwägerin, durch unsere Flucht als Despoten und Tyrannen blamiert hätten“.** Derart war damals die Erziehung und Disziplin am Gymnasium in Offenburg beschaffen!

Ein geistlicher Professor, der an demselben Gymnasium angestellt war, betrank sich oft dermaßen, daß er nicht etwa blos heimgeführt, sondern in völlig bewußtlosem Zustand heimgeschleppt werden musste. Ich selbst begegnete einst diesem Professor, als ich nachts um elf Uhr von einer Exkursion nach Hause ging. Ein badischer Justizbeamter, Graf E—g, der selbst stark „benebelt“ war, strengte sich in der Gymnasiumsgasse vergeblich an, den kolossalen Professor, den seine Beine nicht mehr tragen konnten, die vierstufige Treppe vor der Gymnasiumskirche hinauf zu schleppen. Ich erbot mich, da ich damals

18 Jahre alt, groß und stark war, und da ich meines Lehrers in seinem traurigen Zustand mich erbarmte, denselben wohlbehalten ins Gymnasium zu befördern und in seiner Wohnung abzuliefern. Graf E—g nahm mein Anerbieten mit Dank an, und nun führte ich meinen Professor, unter Aufbietung aller Leibeskräfte, in seine Wohnung und übergab ihn dort seiner Wirtschäfterin, die von dem trostlosen Zustand ihres Herrn wenig erbaut war. Einige Zeit darauf fiel derselbe vom katholischen Glauben ab, wurde protestantisch und begab sich in den Ehestand.

Am Lyzeum in Rastatt sah es, als ich dort studierte, in dieser Beziehung nicht besser aus.

Derjenige Professor, der uns Mathematik, Geometrie ꝛc. lehrte, kam gewöhnlich schon am Vormittag stark angeheitert in die Klasse und handierte dann mit Lineal und Zirkel an der Rechentafel wie ein Haspel. Er bekümmerte sich wenig darum, ob wir seine Arithmetik und Algebra, seine Sinus- und Kosinus-Berechnung verstanden oder nicht. Er hastete und jastete in alkoholischer Begeisterung von Aufgabe zu Aufgabe, ohne sich darüber zu verlässigen, ob wir imstande wären, der Windsbraut seiner mathematischen und geometrischen Evolutionen und Deduktionen zu folgen. Selbstverständlich war der Gewinn, den wir aus solchem Unterrichte zogen und ziehen konnten, sehr gering.

Ein geistlicher Professor, der über die Satyren des Horaz nachmittags Unterricht erteilte, kam jederzeit mit hochgerötetem Angesicht in die Klasse. Da er propter nimium «est, est» *) gewöhnlich das Gleichgewicht verloren hatte, schlich er, an der ersten Bankreihe sich haltend, stets hin und her. Ich kann es mir nicht versagen, eine jokose Episode aus einer dieser Unterrichtsstunden zu erzählen.

In einer Satyre kam das Wort «anus» vor. Der Student, der dieses Wort zu übersezen hatte, verdolmetschte es mit „altes Weib". Professor G. war aber mit dieser Bezeichnung nicht zufrieden, er behauptete, es gebe einen viel passenderen terminus technicus für anus. Er forderte nun einen nach dem Andern auf, den gewünschten Kunstausdruck anzugeben. Jeder zerbrach sich den Kopf, das fragliche Epitheton zu erraten. Allein Professor G. war mit den Leistungen unseres Scharfsinnes und Humors keineswegs zufrieden, er schüttelte bei jeder Antwort den Kopf und inquirierte immer schneller und hiziger. Nachdem ein Jeder seinen Senf zu dem fraglichen Worte gegeben, war der richtige Ausdruck für anus noch immer ein ungelöstes Problem und in einen

*) Diese Anspielung bezieht sich auf eine Anekdote, die in Büschings „Erdbeschreibung" und in Daniels „Handbuch der Geographie" bei der Erwähnung des Ortes Montefiascone, in Italien, erzählt ist.

mysteriösen Schleier gehüllt. Doch will ich, bevor das große Geheimnis enträtselt vor das Publikum tritt, dasselbe mit der außerordentlich originellen Frageweise Professor G's bekannt machen. Solches geschieht aber durchaus nicht in der Absicht, diese katechetische Methode zur Nachahmung zu empfehlen, sondern vielmehr in der Intention, alle gelehrten und ungelehrten Schulmeister vor derselben ernstlich zu warnen.

Professor G. hatte es sich angewöhnt, jede seiner Fragen mit sogenannten expletivis, mit Flickwörtern und Lückenbüßern, einzuleiten, die sich Schlag auf Schlag wiederholten und dadurch zu einem höchst lächerlichen Bombaste anschwollen. Er katechisierte wörtlich folgendermaßen: „Nu (nun) so, Herr A, also denn, was heißt anus?“ A. antwortete: „Megäre.“ G. schüttelte den Kopf und fragte den Nächsten: „Nu so, Herr B. also denn unter anderen, was heißt anus?“ B. antwortete: „Hetäre.“ G. schüttelte energisch den Kopf und fragte den Nächsten: „Nu so, Herr C., also denn, wenn mer (wir) so wollen, da hier, was heißt anus?“ C. antwortete „Xanthippe.“ G. schüttelte unmutig den Kopf und fragte den Nächsten: „Nu so, Herr D., also denn da hier, wenn mer so wollen, unter anderen, was heißt anus?“ D. antwortete: „Alte Schachtel.“ G. schüttelte unwillig den Kopf und fragte auf die schon bekannte Weise den Nächsten. E. antwortete: „Altes Ripp.“ Ungeduldig schüttelte G. abermals den Kopf.

Nachdem G. alle examiniert hatte, und der ganze thesaurus vocabulorum und das cornu copiae unsrerseits erschöpft waren, ohne daß der gewünschte Ausdruck gefunden worden wäre, sagte G., durch so viele Fehlschüsse gereizt und erbittert: „Nu so denn also da hier, anus heißt, wenn mer so wollen, unter andern: **Vettel**; das ist also da hier der richtige Ausdruck für anus. Nu so denn, da hier, warum ist denn keinem der Herrn Obersextaner dieser adäquate Ausdruck für anus unter andern, wenn mer so wollen, eingefallen?“ Mit dieser „Alte-Weiber- und-Betteljagd“ waren aber mehr als 20 Minuten der kostbaren Zeit verloren gegangen.

Ich will dieses klägliche Kapitel mit einem schweren Fall beschließen, der sogar einen Beinbruch zur Folge hatte.

Professor S., Klassenvorstand der Obersexta, vergaß sich bei einem Ausflug nach Rheinau so sehr, daß er, nach Rastatt zurückkehrend, weil stark bezopft, halt- und steuerlos im Zickzack dahinlavierte. Bei der protestantischen Kirche riß ihn das supra modum genossene Alkohol so unglücklich zu Boden, daß er einen Beinbruch erlitt, der ihn viele Wochen ans Krankenbett fesselte. Infolge dieser für eine Erziehungsanstalt höchst ärgerlichen Kalamität, trat an derselben ein fast herrenloses Interregnum ein, während dessen ein verhängnisvolleres Saufrittertum als jenes im Mittelalter die Hauptrolle

spielte — eine großartige Lumperei und Kneiperei nämlich.

Im Hinblick auf die geschilderten tatsächlichen Verhältnisse an den erwähnten 2 Anstalten, denen noch mehrere angereiht werden könnten, ist es selbstverständlich, daß die bestehenden, jährlich zweimal den Studenten vorgelesenen Geseze ein toter Buchstaben bleiben mussten. Jene Statuten und der Lebenswandel der Studenten standen in demselben schreienden Mißverhältnis zu einander wie die zwei einzigen §§. eines humoristischen Vereines, dem ich auf der Universität einige Zeit angehörte. §. 1 lautete also:

Pflichten der Vereinsmitglieder.

„Alle Mitglieder schulden dem Vereins-Präsidenten, der disketionäre Gewalt über Leib und Leben sämmtlicher Vereinsgenossen besizt, unbedingten Gehorsam.

§. 2 proklamierte die Rechte der Vereinsmitglieder

in folgender Fassung:

Jedes Vereinsmitglied besizt absolute Freiheit; es darf denken, reden und treiben, was ihm beliebt.

Einen ganz ähnlichen Kontrast bildeten damals die Statuten und die Lebensweise der Studenten.

Der geniale Dichter Göthe, dessen Aussprüche, wo es sich nicht gerade um Religion und strenge

Moral handelt, als Autoritätsbeweise gelten können und angeführt werden dürfen, sagt in der ersten Abteilung seiner „Sprüche in Prosa“: „Wie soll nun aber ein junger Mann für sich selbst dahin gelangen, dasjenige für tadelnswert und schädlich anzusehen, was jedermann treibt, billigt und fördert? Warum soll er sich und sein Naturell nicht auch dahin gehen lassen?“ Mit diesen Worten bricht Göthe den Stab über das schlechte Beispiel und anerkennt die Fruchtlosigkeit der weisesten Gesetze, wenn sie dem jugendlichen Menschen nicht durch gutes Beispiel verkörpert gegenüber treten.

b. Vom Religions-Unterrichte am Gymnasium zu Offenburg und am Lyzeum zu Rastatt.

Die Erteilung eines **gründlichen** Religions-Unterrichtes an den gelehrten Mittelschulen ist absolut notwendig und von höchster Wichtigkeit. Die das Studium beginnenden Knaben sind in der Regel 10—11 Jahre alt und darum sowohl im Katechismus als in der biblischen Geschichte nur unvollständig und oberflächlich unterrichtet. Es fehlt ihnen das klare Verständnis, der Überblick, die Anschaulichkeit und die auf Gründe und Beweise sich stützende Überzeugung.

Es muß den Studenten während ihres Aufenthaltes am Gymnasium und Lyzeum ein vollständiger

Unterricht über die christliche Religion, über Dogmatik und Moral, Kultus und Kirchenjahr, nebst Symbolik und einem Abriß der Kirchengeschichte vorgetragen werden. Mit aller Sorgfalt und allem Fleiße ist die Dogmatik zu behandeln, sie ist durch klare, unumstößliche Beweise der Bibel, der Tradition, der Vernunft und Geschichte gegen Zweifel und Anfechtung sicher zu stellen. Die Moral ist in ihrer Erhabenheit, Schönheit und Würde vorzuführen und durch interessante, packende, geschichtlich beglaubigte Beispiele anschaulich zu machen. Die christliche Religion muß als höchste Stufe der menschlichen Erkenntnis, als Schlüssel zum Verständnis des Ursprungs, des Zweckes und der Bestimmung des Menschen, als Fundament eines soliden Charakters, als Rettungsanker in allen Stürmen des Lebens, als untrüglicher Wegweiser in allen sich erhebenden Zweifeln, als Richtschnur bei allem Tun und Lassen, als Schuzwehr und Waffe gegen alle Versuchungen, die Welt, Fleisch und Satan bereiten, als Trägerin echter, wahrer Kultur und Sittlichkeit, als Hort des Seelenfriedens und als Unterpfand der zeitlichen und ewigen Glückseligkeit geschildert werden. Mit heiliger Begeisterung, mit tiefer Ergriffenheit, mit Liebe und Ernst, mit Feuer und Nachdruck müssen die erhabenen Lehren und sittlichen Vorschriften des Christentums vorgetragen, erklärt, begründet und dem Geist und Herzen der Zöglinge

eingeprägt und eingepflanzt werden. Dem Christentum muß das antike und moderne Heidentum gegenüber gestellt und nachgewiesen werden, wie armselig und trostlos dieses im Vergleich mit jenem ist, damit die Schüler das Glück schäzen lernen, Glieder der wahren, von Jesu Christo gestifteten Kirche zu sein. «Contraria juxta se posita magis elucescunt», sagt mit Recht der Lateiner, d. h. einander gegenüber gestellte Gegensäze treten um so besser hervor.

Durch Wort, Muster und Vorbild des Religionslehrers müssen die Schüler über das schale, sündhafte und verderbliche Bausch- und Bogenleben der verkehrten Weltkinder emporgehoben und für Gott und die Tugend gewonnen werden. Der Religionslehrer muß durch würdevolles Benehmen, durch väterliche Herablassung, durch makellosen Wandel und erbauliche Feier des Gottesdienstes den Zöglingen voranleuchten, imponieren, Ehrfurcht abringen und deren Hochachtung, Zutrauen, Liebe und Anhänglichkeit erwerben. Er muß vor denselben so lehren und vor ihren Augen so wandeln, daß sie die feste Überzeugung gewinnen, daß er selbst von der Wahrheit der göttlichen Offenbarung durchdrungen ist und sich gewissenhaft bestrebt, sein Leben mit den Vorschriften der heiligen Religion in Einklang zu bringen. Wenn der christliche Religions-Unterricht an den gelehrten Mittelschulen in dieser Art und Weise während 9 langen Jahren erteilt

würde, dann verließen dieselben höchstens vereinzelte Schüler als moderne Heiden, im Ganzen und Großen aber giengen gläubige, überzeugungstreue, sittliche Christen aus denselben hervor.

Der Hauptgrund, warum die Studenten zu meiner Zeit am Gymnasium zu Offenburg und am Lyzeum zu Rastatt dem Christentum völlig entfremdet wurden, war der höchst dürftige, schablonen- und handwerksmäßig erteilte Religions-Unterricht, die Aufklärungs-Manie und unkirchliche Richtung der Religionslehrer sowie der Mangel am guten Beispiel von Seite der geistlichen und weltlichen Professoren.

Es genügt durchaus nicht, daß dem Religions-Unterricht im Studienplan wöchentlich 2 Stunden eingeräumt sind, sondern der ganze Unterricht an den gelehrten Mittelschulen muß auf das Christentum basiert werden, er muß vom Geist des Christentums durchweht, getragen und verklärt werden. Es ist ein verhängnisvoller Mißgriff, die Religion als ein einzelnes, für sich bestehendes Fach, als einen blosen Lehrgegenstand, der mit den andern Gegenständen in keiner Verbindung steht und auf dieselben keine Rücksicht zu nehmen und keinen Einfluß zu üben hat, zu erklären und als solchen zu behandeln, obgleich die Religion ihrem Wesen und Berufe nach es verdient, als die Seele des ganzen gelehrten Unterrichtes und der wissenschaftlichen Bildung betrachtet und hochgeschätzt zu werden. Es rächt sich bitterlich, wenn man der Re-

ligion nicht gestattet, einen Einfluß auf die profanen Unterrichtsgegenstände auszuüben, und ihr keinen Wirkungskreis hinsichtlich der Bildung und Erziehung der studierenden Jugend einräumt, wenn man dieselbe vielmehr als fünftes Rad am Wagen, als Aschenbrödel, als einstweilen noch zu duldende Absurdität behandelt, bei jeder Gelegenheit an die Wand drückt und hinter die Kirchenmauern verbannt. Einsichtige erfahrene Männer haben den hohen Wert der Religion und ihre unschäzbaren Verdienste um Wissenschaft und Kultur, um Bildung und Erziehung der Menschheit klar erkannt und öffentlich anerkannt. Der gelehrte, Geschichtschreiber und Staatsmann, Guizot, sagt, obgleich er Protestant war, in seinem Werke: «Cours de l'histoire moderne»: „Alle großen Fragen, für welche die Menschheit ein Interesse hat, regte die katholische Kirche an; sie hat sich um alle Probleme, um alle Wechselfälle, welche über die Menschen kommen, bekümmert; ihr Einfluß auf die neuere Zivilisation war deßwegen auch sehr groß, größer als ihre heftigsten Gegner und ihre größten Verteidiger ihn dargestellt haben. Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß Europas ganze Entwicklung in Wissenschaft und Sittlichkeit wesentlich auf der christlichen Gottesgelehrtheit beruht, welche die Geister beherrscht und leitet. Alle Anschauungen tragen das Gepräge dieser Gottesgelehrtheit, alle politischen und geschichtlichen Fragen werden vom

Standpunkt der Gottesgelehrtheit aus aufgefaßt. Der Geist der Theologie ist gleichsam das Blut, das durch die Adern der Welt fließt bis zu Bacon und Descartes. Dieser Einfluß war höchst segensreich, denn er hat nicht nur die geistige Bewegung in Europa genährt und befruchtet, sondern auch ein System aufgestellt, das unendlich höher stand als alles, was die alte Welt gekannt hat."

Julius Simon, Philosoph und Staatsmann, Mitglied der Regierung nach dem Sturze Napoleons III., Deputierter, Senator, Mitglied der académie française und zweimal Minister, der durchaus liberal und in religiöser Beziehung aufgeklärt war, erkannte dennoch als praktischer Kopf und scharfsinniger Sozialpolitiker, daß die Moral ohne Dogmatik und die Humanitäts-Religion im Philosophen-Mantel keinen Halt und Bestand hat. Als der französische Unterrichts-Minister Paul Bert gegen die Klöster wütete, das Christentum aus den Schulen verdrängte und in denselben einen gottlosen Katechismus einführte, da trat Simon mit aller Entschiedenheit und mit männlichem Freimut gegen diese verderbliche Neuerung in die Schranken und rief Bert und seinen Spießgesellen zu: „Ihr habt kleine Handbücher der Moral und der Bürgerpflichten verfaßt. Ihr wähnet also, daß die Lehren der Moral die Religion als solche und jede positive Religion ersetzen werden. Das Evangelium soll dem Diktat des Herrn Paul

Wert Plaz machen. O Ihr Thoren, betrügt doch Euch selbst nicht! Es wird Euch nicht gelingen, Frankreich zu entchristlichen! 1793 wandte man dazu noch schärfere Mittel (die Guillotine) an, und es gelang dennoch nicht. Noch vor dem Abschluß des Konkordates (1801) war der Gottesdienst schon in 35.000 Pfarreien wiederhergestellt. Nein, es wird Euch nicht vollständig gelingen (das Christentum zu vernichten), aber eines werdet Ihr allerdings erreichen: Ihr werdet schwache Geister beunruhigen, die Gleichgiltigen in sittlichen Todesschlaf einlullen und dem Missetäter einen Vorwand liefern, seine schlechten Neigungen zu befriedigen. Ihr wähnet, gegen die Religion zu kämpfen, allein Ihr kehret Euere Waffen gegen die Tugend. In einer Gesellschaft, wie Ihr sie anstrebet, würde jedes Opfer eine Narrheit sein, und Hingebung und Begeisterung keinen Sinn mehr haben. Wenn der Feind heranrückt, und Frankreich zu seinen Söhnen sagen wird: ‚Gehet für mich in den Tod‘, dann werden sie antworten: ‚Wir müssen erst wissen, ob der Gegner uns mit 60 centimes per Stunde bezahlt.‘ Ach, meine Herrn, Sie vollbringen eine ominöse Arbeit! Und wenn ich Ihnen versichere, daß jeder Ihrer Fortschritte und jede Ihrer Laisierungen für Frankreich so viel wie eine verlorene Schlacht bedeutet, so sage ich Ihnen nur die Wahrheit, die klare und traurige Wahrheit“.

Das sind ernste und nicht genug zu beherzigende Worte.

Der hochberühmte Feldherr Wellington sagte einst im englischen Oberhause, als es sich um den Unterricht in den Staatsschulen und um den Anteil handelte, der bei demselben der Religion und Moral zuerkannt werden müsse: „Ich bin kein Schulmeister und fälle über Lehrmethoden kein Urteil, in Einem Punkte aber erlaube ich mir, meine Überzeugung, und zwar mit allem Nachdruck, dahin auszusprechen, daß, wofern nicht die Religion zur Grundlage des Unterrichtes gemacht wird, es Euere Schuld ist, wenn es in Zukunft nur um so viel mehr gescheite Teufel in der Welt geben wird.“

Ja, der Religion gebührt der Vorrang unter allen Fächern des Studienplanes! Die profanen Wissenschaften dienen entweder zur formellen Geistesbildung, oder sie vermitteln nützliche Kenntnisse zur ersprießlichen Erlernung des sogenannten Brodfaches auf der Universität, sie befähigen den Jüngling, in das Verständnis der Natur und ihrer Kräfte einzudringen, sie machen ihn bekannt mit dem Entwicklungsgang verschiedener Völker, mit ihrer Religion, ihren Taten und Kriegen, ihrer Blüte und ihres Zerfalles. Sie sezen ihn in den Stand, die Werke der Griechen und Römer in der Ursprache zu lesen. Aber durch all Das wird sein Herz nicht veredelt und geheiligt und sein Willen zur Übung der Tugend

nicht angespornt. Durch all Das werden ihm keine geläuterten sittlichen Grundsäze eingepflanzt, und wird die Bildung eines soliden Charakters außeracht gelassen oder vernachlässigt. Der Jüngling bleibt sich selbst überlassen, er wird ein Wildling, er verkommt und verwahrlost. Die einseitige Verstandesbildung führt zum Dünkel und Hochmut und die von der Religion emanzipierte Wissenschaft zum Unglauben und zur Gottlosigkeit in der Theorie und Praxis. Nur die christliche Religion adelt und heiligt das Herz, macht gewissenhaft und wahrhaft sittlich und erzieht den Jüngling zu einem charakterfesten Mitglied der Kirche und der menschlichen Gesellschaft. Sie verleiht ihm Gnade, Kraft und Mut, damit er siegreich gegen alle Versuchungen kämpfen und seine überirdische Bestimmung — ein Kind der ewigen Seligkeit zu werden — erreichen kann. Und eben darum gebührt dem Religions-Unterricht der Vorrang vor jeder profanen Disziplin, sie mag heißen, wie sie will. Ihm fällt die Lösung der schwierigen Aufgabe zu: die Studenten zu gläubigen, tugendhaften Christen zu erziehen. Christ sein im Glauben und Leben, in Wort und Tat ist entschieden mehr wert als blos Mensch, routinierter Mensch sein; der echte Christ steht, vom richtigen Standpunkt betrachtet und mit dem richtigen Maßstab bemessen, höher als der blos wissenschaftlich Gebildete, der blos gründlich Gelehrte, und mögen sie auch noch so feine Manieren,

gute Dressur und Schliff besizen, denen aber die religiös-sittliche Würde, das feste Fundament und der innere Gehalt fehlen. Ohne Religion, Gewissenhaftigkeit und Moralität ist alle wissenschaftliche Bildung und Gelehrtheit gleißender Schein, Flitter und Tand, die dem Menschen, rücksichtlich seiner eigentlichen Bestimmung, rein gar nichts nüzen. St. Paulus schreibt im I. Brief an die Korinther: „Wenn ich die Sprachen der Menschen und Engel redete, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich die Gabe der Weissagung hätte und wüßte alle Geheimnisse und besäße alle Wissenschaft, und wenn ich alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versezen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ St. Paulus versteht hier unter Liebe: die göttliche Tugend der Liebe, die von der christlichen Religion ins Menschenherz gepflanzte und groß gezogene Liebe oder, was das Nämliche ist: den in Liebe tätigen Glauben oder das lebendige, in Taten umgesezte Christentum. Echter Christ sein, ist also die Hauptsache, ist die erste Pflicht und verleiht den höchsten Wert, alles Andere ist dem Christen nur Mittel, sein Ziel diesseits und jenseits zu erreichen. Ludwig IX., Frankreichs heiliger König, schäzte seine Christenwürde weit höher als seine Regentenwürde. Ein gründlich Gelehrter und zugleich der größte Dichter seiner Zeit war der Spanier

Lope der Vega, und dieser hochberühmte Mann, den die Spanier gleichsam als Abgott verehrten, sagte am Ende seines Lebens: „Der wahre Ruhm besteht in der Tugend, und ich würde gerne allen Beifall, der mir zuteil geworden ist, um den Preis hingeben: ein einziges gutes Werk mehr getan zu haben.“

Aus dem Erwähnten geht hervor, daß der Religions-Unterricht als der erste, vorzüglichste, nützlichste und notwendigste Gegenstand des Studienplanes zu betrachten und zu behandeln ist, daß alle andern Fächer im Grund genommen nur Hilfswissenschaften zur Begründung, Befestigung und Verteidigung der christlichen Religion sind. Die eigentliche Philologie (die Sprachwissenschaft), die naturhistorischen Fächer, die Geschichte, Philosophie, Mathematik, Geometrie ꝛc. sind ebenso viele Vorschulen und Stufen, die zum Heiligtum der Religion hinanführen. Ich weiß wohl, daß gegen diese Behauptung weitaus von der Majorität der Professoren als gegen eine der greuligsten Häresien mit Entrüstung Protest erhoben wird, und solches wäre gewiß auch zu jener Zeit, als ich studierte, geschehen, sofern sich jemand erdreistet hätte, den Religions-Unterricht primo loco zu setzen und die profanen Wissenschaften als Hilfstruppen desselben zu erklären; allein nichtsdestoweniger ist und bleibt meine Behauptung eine unumstößliche Wahrheit. Als Bürgen und Gewährsmann für die Richtigkeit

meiner Behauptung führe ich 2 Aussprüche des grundgelehrten und hochberühmten Trithemius an, der uns gediegene Werke hinterlassen hat, die sich mit Philosophie und Theologie, Naturgeschichte und Medizin, Geschichte und Literatur befassen. In seiner Schrift: «De vera studiorum ratione», folio 2, stellt er als Ziel aller Wissenschaft das Streben nach Erkenntnis Gottes und die Selbstvervollkommnung hin. Er sagt: „Wie kann man ruhen wollen oder müßig sein, wenn man bedenkt, wie viel es jeden Tag für uns selbst und für andere zu tun gibt, wie hinfällig unser Leben ist, wie rasch der Tod aller Arbeit, mit welcher wir durch die göttliche Gnade und die Verdienste Jesu Christi unser Heil wirken sollen, ein Ende macht! Ob wir mit dem Worte oder mit der Feder wirken, stets sollen wir bedenken, daß wir Prediger der Wahrheit und Verkündiger der Liebe sind, und daß diese Liebe in uns selbst Frieden wirken und Heil und Segen, soweit dieses in unseren Kräften steht, über andere verbreiten muß. Dann werden dem Schriftsteller auch die schwersten Arbeiten erträglich und leicht, und drückende Mühen süß und erfreulich sein. Eine Wissenschaft, die nicht aus diesem Geiste geboren ist, führt zum Bösen, verunreinigt unser Herz, verbittert unser Wesen und verwirrt die Welt.“ In einem Briefe an seinen Bruder schildert er den Zweck der Wissenschaft fol-

gendermaßen: „Die wahre Wissenschaft ist diejenige, die zur Erkenntnis Gottes führt, die Sitten verbessert, die Gelüste einschränkt, die Neigungen läutert, die Einsicht alles Dessen, was zum Heil der Seele notwendig ist, befördert und das Herz zur Liebe des Schöpfers entzündet.“

Auch der große, geniale Astronom und Mathematiker Kepler, der ein durch und durch gläubiger, religiöser und frommer Protestant gewesen, hatte dieselbe erhabene Ansicht vom Zweck der Wissenschaft als eines Mittels zur Offenbarung der Eigenschaften Gottes und zu seiner Verherrlichung und als einer Stufenleiter zur Erkenntnis Gottes und zur wahren Weisheit und Tugend. Er dankte am Schlusse eines jeden größeren von ihm verfassten Werkes Gott für die ihm verliehenen Talente und Gnaden und sprach den Wunsch aus, daß es zur Verherrlichung der heiligen Dreifaltigkeit gereichen möge. Solch ein Epilog — wohl den meisten Gelehrten von heutzutage eine Absurdität — lautet:

„Es bleibt nun nur noch übrig, daß ich Augen und Hände von der Beweistafel hinweg zum Himmel erhebe und den Vater des Lichtes andächtig und demütig anflehe. Herr und Schöpfer, der du durch das Licht der Natur in uns die Sehnsucht nach dem Licht der Gnade erweckest, damit du uns durch dasselbe in das Licht der Glorie versezest, ich sage dir Dank, daß du mich durch deine Schöpfung erfreut

hast, da ich entzückt war über die Werke deiner Hände! Siehe, hier habe ich ein Werk meines Berufes vollendet durch die Geisteskraft, die du mir verliehen; ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen geoffenbart, welche diese Beweise lesen werden. So viel mein beschränkter Geist von deiner Unendlichkeit zu fassen vermag, hab ich ihnen geoffenbart. Mein Geist bestrebte sich, so wahr als möglich zu philosophieren. Habe ich aber eine Äußerung getan, die deiner unwürdig ist; so offenbare es mir, damit ich es verbessere. Bin ich durch die bewunderungswürdige Schönheit deiner Werke zu verwegenen Behauptungen verleitet worden, oder sollte ich meine eigene Ehre bei den Menschen gesucht haben, als ich dieses Werk verfasste, das zu deiner Verherrlichung bestimmt war; so verzeihe es mir gnädig und barmherzig. Endlich schenke mir die Gnade, daß dieses Werk zu deinem Ruhme und zum Heil der Seelen gereiche und niemand schade." Welch echte Weisheit und tiefe Demut sprechen nicht aus diesen Worten eines großen Gelehrten und frommen Christen! Dagegen zu jener Zeit, da ich studierte, und noch viel mehr heutzutag!

Ich kann es mir nicht versagen, zwei Manifeste anzuführen, aus welchen aufs schlagendste hervorgeht, welchen Plaz man heutzutag der Religion, respektive dem Christentum, und welchen man der vom Christentum emanzipierten Wissenschaft und

Bildung, der sogenannten Aufklärung und Freigeisterei anweist.

Bekanntlich hat sich Rudolf, Kronprinz von Österreich, am 30. Januar 1889, auf seinem Jagdschloß zu Meyerling, bei Baden, entleibt. Ich enthalte mich jedweder Äußerung und Bemerkung über dieses tragische Ende eines, durch Gottes Vorsehung so hochgestellten und mit so glänzenden Anlagen des Geistes ausgestatteten Prinzen und führe diesbezüglich blos das Urteil einer Zeitschrift an, die auf dem Gebiete der Pädagogik in Österreich als tonangebend betrachtet werden kann.

Die „Freien pädagogischen Blätter" sprachen sich, in Nr. 6 vom 9. Februar 1889, über den Kronprinzen Rudolf folgendermaßen aus: „Der tote Kaisersohn war ein Mann des Lichts! In ihm lebte ein machtvoller Drang zur Erkenntnis und zur Wahrheit. Die Liebe zur Natur, das stete Streben, die sich in ihr vollziehenden Ereignisse, die Lebensweise der die Natur bevölkernden Lebewesen zu ergründen — das war ein Grundzug seines Wesens. Die Natur in ihrer hohen Schönheit, mit dem Reichtum und der Vielgestaltigkeit ihres Inhaltes macht nur auf edle Gemüter Eindruck. Der Naturfreund ist immer auch ein guter Mensch. Von jeher war die Natur dem Menschen eine Brücke nach oben, eine Stufenleiter zu jener Höhe, auf der die schaffende Kraft, die Gottheit, tront. Jawohl, echte Reli-

giosität, die über die Kleinheit und Enge menschlicher Sazungen weit hinaushebt, ist dem Toten, an dessen Bahre wir trauernd stehen, tief in die Seele geprägt gewesen. In seinem edlen Drange nach Wahrheit hat der Kronprinz Rudolf alle Fesseln gebrochen, welche Herkommen und Vorurteil über seine Wege spannten. Er umgab sich mit Männern, die ihm in der Liebe zur Natur und in dem Trachten nach Erkenntnis ihrer Gestaltung und ihrer Geseze verwandt waren. Wo eine solche Übereinstimmung vorhanden war, da konnte ein Unterschied nach Lebensstellung, Glaubensbekenntnis und anderen Rücksichten eine Trennung nicht erzwingen. Das Werk, in welchem die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild zur Darstellung gelangt, ist ein unvergängliches Denkmal der freien Welt- und Lebensanschauung Rudolfs. Er hat die Mitarbeiter an diesem Werke berufen ohne Ansehen aller Äußerlichkeiten, sie hatten den inneren Beruf, und das war ihm alles und genug. Was wäre ein Prinz, der an den Stufen des Trones solch klaren Blick und solchen festen Willen bekundet, uns erst als Kaiser geworden!" Es wäre der reinste Luxus, für diejenigen, denen das Herz am rechten Fleck sizt und die christliche Religion keine Chimäre ist, zu diesem Artikel eines hochliberalen Blattes einen Kommentar zu schreiben, die Andern aber bedürfen

einer gründlichen Operation, zu deren Vornahme diese Blätter nicht berufen sind.

Das zweite zeitgenössische Manifest steht, aus Stein gemeißelt, auf dem campo dei Fiori zu Rom.

Auf Pfingsten 1889 wurde in Rom zu Ehren des, am 17. Februar 1600, nach den damals bestehenden weltlichen und kirchlichen Gesezen, als Häretiker und politischer Revolutionär verbrannten Giordano Bruno, der ein italienischer, apostasierter Dominikaner gewesen, anläßlich der Enthüllung seines Monumentes, ein großartiges Fest von Seite der Logenbrüder, der Ungläubigen und Republikaner gefeiert. Alle liberalen und mit dem Christentum auf gespanntem Fuß lebenden Zeitungen stimmten einen Preisgesang auf den abgefallenen welschen Mönch an. Ein Tiroler Blatt bezeichneter Kategorie, das als publizistisches Organ der Weltstadt Meran einen gewissen Ruf hat, die „Meraner Zeitung“, brachte in Nr. 133, einen Artikel, der die Überschrift trug: „Zum Andenken eines Märtyrers“, und in welchem der Gottesleugner G. Bruno ein Held genannt wird, der den Gottesbegriff seiner dogmatischen Hülle und Zieraten entkleidete, und der zur Erkenntnis gelangte, daß ein dogmatischer Gottesbegriff, wie wir ihn aus dem Oriente überkommen hatten, und wie ihn Rom als Grundstein seiner Herrschaft geformt und ausgebaut hatte, ungenügend seie, um bei fortschreitender

Erkenntnis **des Werdens und Waltens der Natur** den moralischen Halt zu bieten, dessen die, von den Schlacken der Unwissenheit und Unkenntnis gereinigte Menschheit bedarf. So belobigt ein Tirolerblatt einen eidbrüchigen Mönch, der ein offenkundiger Gottesleugner, ein politischer Revolutionär und ein unsittlicher Mensch gewesen. Die hochliberale italienische Zeitung «Il Capitano Fracassa» nennt die Hauptschrift J. Brunos «Il Candelajo» eine: „Schweinerei“, und der liberale Exminister Ruggiero Bonghi, Gelehrter, Publizist und Staatsmann, nennt J. Bruno: „den gemeinsten und schmuzigsten Schriftsteller seiner Zeit“. Der Schweizer Reformator Calvin vertrieb J. Bruno aus Genf, „weil derselbe mit der Leugnung des persönlichen Gottes ein verwegenes Spiel treibe.“ In Helmstädt, in Deutschland, wurde er von der lutherischen Behörde als Gottesleugner und unsittlicher Mensch exkommuniziert. J. Bruno nennt Luther in seinen Schriften: „den Größten der Großen, den Erlöser der Welt, den neuen Herkules“, den Papst dagegen: „den Tyrannen und Vikar der Hölle, eine blutdürstige Bestie, den Höllenhund mit drei Köpfen.“ Er preist Luther, weil er die Adeligen aufgefordert, die Bauern wie tolle Hunde und wilde Bestien tot zu schlagen, und nennt das deutsche Volk: „das Schwein der Schweine“. (Und ein deutsches Blatt lobhudelt dieses welsche Lästermaul! Wo bleibt

denn da das Ehrgefühl und das nationale Selbstbewußtsein?) Die blutdürstige Königin von England, Elisabeth, nennt J. Bruno: „eine Nymphe, eine Göttin, von himmlischer Substanz, ein göttliches Wesen, würdig, nicht blos England, sondern die ganze Welt zu regieren“, (welch ekelhafte Schmeichelei, Speichelleckerei und Niederträchtigkeit!) Er nennt Jesum Christum: „einen Betrüger, der nicht blos das Kreuz, sondern den Galgen verdient habe; die heilige Schrift eine Träumerei, den Esel das Sinnbild der Heiligen und das Christentum einen Feind des Erdenglückes.“ J. Bruno verwarf nicht nur den Zölibat, sondern auch die Monogamie „als ein der Natur angetanes Unrecht“, und empfahl und rechtfertigte die Vielweiberei! Diese Lehren finden sich in J. Brunos zahlreichen Schriften, namentlich in dem Buche «Il Candelajo», «Spaccio della Bestia trionfante», «De Monade», «Dell' Infinito», «Della causa», «La cena», «Le Cabale» etc. Diesem Scheusal wurde in Rom ein Denkmal gesezt! Dieses Scheusal feiert und verherrlicht eine Tiroler Zeitung als Märtyrer! Ich finde, offen standen, daß es gegenwärtig noch um einige % schlechter mit der Religion und dem Christentume steht, als zu der Zeit, da ich in Offenburg und Rastatt studierte.

Ach, wie mancher junge Mann besizt eine exquisite, feine Bildung und gründliche Kenntnisse in vielen und verschiedenen Fächern! Er spricht geläufig

mehrere Sprachen, er weiß mit Sicherheit über die neuesten Resultate des Studiums und der Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Medizin, Chemie, Physiologie, Mechanik, Physik, Technologie ꝛc. zu reden, er hält seine Hand am Pulse der Zeit und marschiert in der vordersten Reihe der aufgeklärten, starken Geister, der Ehrenmänner par excellence, doch da kommt eine schwere Versuchung über ihn und unterwirft seine sogenannte Moral, seine philosophisch-ethischen Grundsäze der Feuerprobe. Er soll dem Sittengeseze ein Opfer bringen, sich selbst verleugnen und beherrschen, der Sinnenlust widerstehen, dem verlockenden Gesange der Sirenen sein Ohr verschließen und den geleisteten Eid der Treue halten. Da bebt aber der klägliche Biedermann, der armselige Tugendheld im durchlöcherten Philosophenmantel entsezt zurück, er winselt und klagt wie ein verhätscheltes Kind, und weil er zu feig ist, heldenmütig zu kämpfen, so entschließt er sich, als Memme vom Kampfplaze zu fliehen, er greift zum Strick, zum Dolch oder zum Revolver. Der wahre Christ dagegen hält stand in jeder Versuchung, und seine Tugend bewährt sich als echt und unerschütterlich in der Feuerprobe der schwersten Prüfung.

Der Religions-Unterricht muß darum an den gelehrten Mittelschulen mit der größten Sorgfalt und Gründlichkeit erteilt werden. Viele Studenten stammen

aus Familien, die in religiöser Beziehung ein trostloses Bild darbieten, in denen kein gläubiger Sinn, keine Religiosität, keine Zucht und Ordnung herrschen. In sehr vielen Familien, namentlich in den sogenannten besseren Familien, in jenen der Honoratioren, der Beamten, der Reichen, ist das tägliche, gemeinschaftliche Gebet außer Gebrauch gekommen, Indifferentismus oder modernes Heidentum führt das Szepter, der Vater hat sich von Christentum und Kirche emanzipiert, die Mutter ist eine Modedame — um nicht zu sagen: eine Modenärrin — die Gesellschaften gibt und besucht, der Theater, Oper, Konzerte und Bälle mehr am Herzen liegen als ihre Kinder und deren Erziehung; die Dienstboten aber bringen nicht selten das frivolste Lasterleben in Wort und Tat den Kindern zur Anschauung. Es dreht sich in gar vielen Familien alles um Vergnügen, Genuß, Sinnentaumel, Kabale, Liebesabenteuer und Verschwendung. Freilich ist es unendlich schwer, den Söhnen solcher Familien durch den Religions-Unterricht eine andere Denk-, Sinnes- und Lebensart beizubringen, sie aus der religiösen Verwilderung und dem sittlichen Moraste herauszuziehen, sie der christlichen Religion zu gewinnen und für die Tugend zu begeistern. Allein immerhin ist das, was auf dem Spiele steht — die unsterbliche Seele —, eines Versuches zu ihrer Rettung wert.

Doch auch dann, wenn die Studenten aus ent-

schieden christlichen Familien stammen, ist es unerläßlich notwendig, daß der ihnen zu erteilende Religions-Unterricht an Gründlichkeit und Sorgfalt nichts zu wünschen übrig läßt, denn wer ist drohenderen Gefahren für Religion und Tugend ausgesezt als die studierende Jugend? Ein einziger fauler Apfel steckt viele gesunde an, und gerade so: ein einziger ungläubiger und verkommener Student verführt oft viele gläubige und unverdorbene Kommilitonen. Es ist ein wahres Wort: „Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten", aber am meisten bewahrheitet es sich bei jungen, unerfahrenen, leicht verführbaren Menschen. Es sind mir mehrere Fälle bekannt, daß religiös und sittlich verlotterte Studenten **alle** Kameraden ihrer Klasse verführt haben. Dieser drohenden Gefahr kann nur ein mit heiligem Eifer erteilter Religions-Unterricht vorbeugen.

Einer nicht minder drohenden Gefahr sind die Studenten sehr oft dadurch ausgesezt, daß sie in einer größeren Stadt, ohne alle Aufsicht, lediglich sich selbst überlassen sind. Ich habe schon früher erwähnt, daß sich der sogenannte Hausherr um den sittlichen Wandel der bei ihm wohnenden Studenten nicht im mindesten bekümmert. Dasselbe muß auch von den Klassenvorständen gesagt werden, zu meiner Zeit wenigstens hielt sich ein Professor niemals verpflichtet, seine Schüler in ihrem Quartier zu be-

suchen. Durch unangemeldete Visiten könnte aber sehr viel Gutes gestiftet und Schlimmes verhütet werden.

Auch die freie Disposition über Geld und sehr oft auch, per fas et nefas, über Kredit ist bekanntlich eine große, den Studenten drohende Gefahr. Der junge Mensch kennt weder den wahren Wert des Geldes noch den weisen Gebrauch desselben, überdies gibt es überall arme Schlucker, Schmarozer und Speichellecker, geldgierige Hetären und eitle Puppen, die sich wie Kletten an einen Jüngling hängen, der gut bei Kassa ist. Alle meine Studiengenossen, die von Haus aus viel Vermögen hatten, gingen höchst verschwenderisch mit dem Gelde um, ließen sich ausbeuten, ergaben sich dem Trunke, studierten wenig und kamen nicht ans Ziel. Überdies endeten etliche sehr übel — als Schwindler oder Selbstmörder. Arme Studenten dagegen, die sich mit Ach und Krach, mit Kosttagen, Stipendien, Bettelgeld und Erteilung von Privatunterricht durchschlagen mussten, waren gewöhnlich fleißig und solid. Auch in dieser Beziehung ist dem Religionslehrer ein Feld dankbarer und reicher Tätigkeit geboten.

Unberechenbar groß ist ferner das Unheil, das die Mythologie bei der studierenden Jugend anrichtet. Würde sie gleich von vorhinein vom Religionslehrer oder dem Klassenvorstand der Prima (alten Stils) und dann in den nachfolgenden Klassen stufenweis in das richtige Verständnis, in den Sinn

und Geist, in die Idee und Bedeutung der heidnischen Götterlehre eingeführt und zugleich mit Ekel und Abscheu vor den olympischen Lappalien und Unflätereien erfüllt werden, dann wäre der schädliche Einfluß der heillosen Mythologie neutralisiert. Zu meiner Zeit geschah aber gerade das Gegenteil: Die ganze olympische Sippschaft stand in hohen Ehren, man ließ keine Gelegenheit vorübergehen, in mythologischen Tropen zu reden, so daß man hätte glauben können, die genannten Anstalten befänden sich in Athen oder Rom, und gehöre ihr Kalender der aera ante Christum natum an. Die ganze Denk- und Lebensweise wurde nach und nach durch die Lektüre der lateinischen und griechischen Klassiker, durch Stilübungen und Konversation heidnisch. Man kehrte allerdings nicht wie z. B. Julianus Apostata zum grassen Heidentum zurück, aber man hielt die Kulturstufe, auf welcher die heidnischen Griechen und Römer gestanden, für viel höher als jene, auf welcher gläubige Christen stehen. Man löste die christlichen Dogmen in Mythen und Allegorien auf und erklärte die von der Kirche eingeführten Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten für Aberglauben, Überspanntheit, Auswüchse, Mißbräuche und phantastisches Wesen. Zu dieser modernen, antichristlichen Geistesrichtung hatten namentlich Göthe, Schiller und Wieland sehr Vieles beigetragen, da sie gewöhnlich mit tiefster Verachtung vom Christentum und

der christlichen Kirche sprachen, für das klassische Altertum schwärmten und das rein Menschliche und Ästhetische vergötterten.

Göthe spricht in seinem Briefe aus Cento, den 17. Oktober 1786 (siehe: „Italienische Reise“, IV. Band, Seite 324. Ausgabe der Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart, 1877) in vollem Ernste von einer „katholischen Mythologie“ und zwar anläßlich der Beschreibung eines Ölgemäldes von Guercino, das Maria mit dem Jesuskinde darstellt. Seite 303 sagt er, bei der Beschreibung eines Gemäldes von Titian, im Dome zu Verona, das die Himmelfahrt Mariä darstellt: „Die Himmelfahrt Mariä im Dom, von Titian, ist sehr geschwärzt, der Gedanke lobenswert, daß die angehende Göttin nicht himmelwärts, sondern herab nach ihren Freunden blickt.“ Und Seite 332 sagt er ganz unverfroren: „Die Gunst der Menschen wie die der Dämonen besucht uns nicht immer zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgeregt, etwas auszubilden, was gar nicht an der Zeit ist. Dem Mittelpunkt des Katholizismus (dem Vatikan) mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christentum alle Spur verloschen ist; ja wenn ich mir es in

seiner Reinheit vergegenwärtige, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemütlichen Anfängen **ein unförmliches, ja barockes Heidentum lastet.**" So charakterisiert Göthe, der hochberühmte, der von zahllosen vergötterte Göthe das Christentum, die christlichen Glaubenslehren und speziell die katholische Kirche! Und ist es nicht eigentliche Heuchelei, wenn Göthe die Apostelgeschichte scheinbar lobt und auf Kosten der 4 Evangelien herausstreicht, obgleich ihm sehr wohl bekannt war, daß zwischen allen Teilen des Neuen Testamentes die größte Harmonie, Einheit und Übereinstimmung herrschen? Bezeugt denn die Apostelgeschichte, die der Verfasser des dritten Evangeliums — der heilige Lukas — schrieb, nicht an unzähligen Stellen die Gottheit Jesu Christi, die Stiftung der christlichen Kirche, deren Leitung durch die dritte göttliche Person — den heiligen Geist —, die Wunder, welche die Apostel im Namen Jesu wirkten, das Martyrium der ersten Blutzeugen, die ihren Glauben an Jesum Christum, als den wahrhaftigen Sohn Gottes, mit ihrem Blute besiegelten, und namentlich die Bekehrung des heiligen Paulus, seinen standhaften Glauben an Jesum, den Sohn Gottes, seine Opfer und Leiden? Wer kann das leugnen? Es ist also eine hohle Phrase und eine schön klingende Tirade, wenn Göthe behauptet, das Christentum erscheine nur in

der Apostelgeschichte in seiner Reinheit, und die **gemütlichen** Anfänge des Christentums seien mit einem **unförmlichen, ja barocken Heidentum** belastet worden, d. h. die katholische Kirche lehre und übe ein unförmliches, barockes Heidentum.

Göthe schrieb, am 3. Februar 1787, aus Rom an den Herzog Karl August von Weimar: „Von dem Theater und den kirchlichen Zeremonien bin ich gleich übel erbaut. Die Schauspieler geben sich viele Mühe, um Freude, und die Pfaffen, um Andacht zu erregen, und beide wirken auf eine Klasse, zu der ich nicht gehöre. Beide Künste (!) sind in ein seelenloses Gepräge ausgeartet. **Auf alle Fälle ist der Papst (Pius VI.) der beste Schauspieler, der hier seine Person produziert,** die andern Menschen, die nicht öffentlich gaukeln, treiben meistens ihr Spiel im stillen.“ Das ist Göthe'sche Kritik und Toleranz! So beurteilt Göthe, der Gelehrte, der Klassiker, der Humanist, der Ästhetiker und Staatsmann, Papst Pius VI.! Höhnisch, wegwerfend und verächtlich nennt er das Oberhaupt der katholischen Kirche, den Stellvertreter Jesu Christi, den Nachfolger des heiligen Petrus — Pius den VI., einen heiligmäßigen, von schwerem Kummer und Sorgen tief niedergebeugten Greis von 72 Jahren (der später, 1799, in französischer Gefangenschaft, zu Valence, sterben musste, weil er die unveräußerlichen Rechte der Kirche gegen die gottlosen Häupter der

Schreckensherrschaft in Frankreich heldenmütig verteidigte) einen **Schauspieler, einen Komödianten und Gaukler, der seine eigene Person produziert!** Als Attila, der Barbar, der Hunnenkönig, im Jahre 452, an der Spize eines gewaltigen Kriegsheeres gegen Rom zog, um diese herrliche Stadt zu plündern und höchst wahrscheinlich in einen Schutthaufen zu verwandeln, da trat ihm Papst Leo, der Große, entgegen und beschwor ihn unter Bitten und Drohungen, Rom zu verschonen und umzukehren. Und das Unglaubliche geschah: Attila, die Geißel Gottes, der Wüterich, dem sonst nichts imponierte, den nichts ergriff und rührte, beugte sich vor der erhabenen Erscheinung, vor der, Ehrfurcht und heilige Scheue einflößenden Persönlichkeit des Papstes, er gab sein Vorhaben auf, Rom zu erobern, zu plündern, zu zerstören, er kehrte um, und Rom war gerettet; Göthe aber nennt Papst Pius VI., in Rom selbst, das die Päpste zu einem Palladium aller Wissenschaften und Künste umgewandelt, in Rom, mit dem sich keine andere Stadt der Welt in dieser Beziehung messen darf, einen Schauspieler und Gaukler! Quousque tandem, Weimarane, abutere patientia nostra!

Die erwähnten Aussprüche Göthes sind leider von der sogenannten, dem Christentum teils entfremdeten, teils feindselig gesinnten modernen Gesellschaft zum Dogma erhoben worden. Das positive Christentum hat sie (die moderne Gesellschaft) als Aber=

glauben, Ammenmärchen, Gözendienst und Heidentum zu den Toten geworfen und an dessen Stelle entweder den Deismus, den Pantheismus oder Materialismus, den Kultus der Kunst, der Ästhetik, der reinen Menschlichkeit, des sogenannten heiteren Lebensgenusses und der „gesunden Sinnlichkeit“ gesezt. Diese Religion eigener Erfindung und Fabrikation, eigenen Geschmackes und zeitgemäßer Mode nennt sie die „geläuterte Religion der Biedermänner, der Ehrenmänner, der starken Geister, der aufgeklärten Tugendhelden des XIX. Jahrhunderts“. Die einzige Schranke, die sie noch als berechtigt anerkennt, das einzige Korrektiv und Präservativ, das sie den Bekennern ihrer bankerotten Dogmatik und Moral mit auf den Weg durchs Leben gibt, ist die Devise: Maß halten, Extreme, Extravaganzen und gemeinschädliche Exzesse vermeiden, den guten Ton bewahren und sich vor jeder Kollission mit dem Kriminal- und Strafkodex hüten, denn «omne nimium vertitur in vitium!» Diese jämmerliche Religion stand schon damals, als ich an den genannten Anstalten studierte, in höchstem Flor, sie war die herrschende, die allein mustergiltige und durch unantastbare Privilegien geschüzte Religion. Die alte, positiv christliche Religion, der sogenannte Kirchenglauben, die von Weihrauch duftenden Priester und von Weihwasser triefenden Devotionalien, Heiligenbilder und Kerzen, Rosenkränze und Palmen, Gebetbücher und Bruderschafts-

zettel waren in die Rumpelkammer geworfen und hatten nur noch als Kuriositäten und Antiquitäten des finstern Mittelalters Wert. Selbst der Name „Christus“ und das Wort „Christentum“ waren aufs strengste verpönt, sie wurden niemals von einem Biedermann und Lichtfreund ausgesprochen. Man hatte Furcht und Scheu vor ihnen wie vor einer ansteckenden Krankheit. Man berief sich darum niemals auf Christus und das christliche Sittengesez, auf eine Bibelstelle, ein Gebot Gottes oder gar auf ein Kirchengebot, einen Kirchenvater oder ein Konzilium. Wehe demjenigen, der es gewagt hätte, auf so plumpe Weise ins finstere Mittelalter zurückzufallen und sich an der Majestät des XIX. Jahrhunderts zu versündigen, er wäre als Finsterling, Römling, Obskurant und Pfaffenknecht in den Bann getan worden! Man vermeinte damals, die Welt ließe sich viel zweckmäßiger mit Kants kategorischem Imperativ, mit dem von der Vernunft, der Naturreligion, den Illuminaten und Logenbrüdern aufgestellten Sittengeseze und einigen prägnanten Sentenzen heidnischer Klassiker, als mit dem mosaischen Dekalog und dem Hirtenstab der Kirche regieren. Eine einzige Kraftstelle aus Anakreon, Äschylus, Euripides, Sophokles, Pindar, Homer, Plutarch, Plato, Tacitus, Livius, Horaz, Plinius, Seneca oder Cicero fiel bei ihnen viel schwerer ins Gewicht als die ganze heilige Schrift, es wurde jener ein durchschlagenderer

Erfolg zugeschrieben als allen Aussprüchen der Kirchenväter und Konzilien. Unter derartigen Verhältnissen läßt es sich allerdings nicht verkennen, daß ein eigentlicher Religionslehrer einen sehr schweren Standpunkt einnahm, allein niemand wird in Abrede stellen, daß es trozdem seine heil. Pflicht und Schuldigkeit war, sich dem hereingebrochenen Verderben mit aller Macht und Kraft entgegenzustemmen und noch zu retten, was gerettet werden konnte, ja gerade der geschilderte unsäglich traurige Zustand und die der studierenden Jugend drohende Gefahr: der religiös-moralischen Anarchie anheimzufallen, mussten die damaligen Religionslehrer auffordern, sich um so mehr mit allem Eifer der religiösen Pflege der ihnen anvertrauten Jugend hinzugeben.

Von besonders verderblicher Wirkung war damals die oft und bestimmt ausgesprochene Behauptung: Religion und Wissenschaft seien unvereinbarliche Gegensäze, die Religion seie eine Feindin der Wissenschaft, der Aufklärung und des Fortschrittes; Gelehrsamkeit, echte Bildung und Gesittung müssten daher naturnotwendig mit der am Alten hängenden Religion in Konflikt geraten; Religion und Wissenschaft ständen in umgekehrtem Verhältnisse zu einander, sobald nämlich die Religion, namentlich der Glauben zunehme, müsse die Wissenschaft eine rückgängige Bewegung machen; schreite dagegen die Wissenschaft vorwärts, so müsse die Religion, der Autoritäts-

und Wunderglauben, der Formelnkram und die Betschwesterei das Hasenpanier ergreifen, sich zurückziehen, einschrumpfen und endlich verschwinden. Man hielt damals an dem Vorurteile fest: ‚Kein, durch Talent und wissenschaftliche Bildung hervorragender Gelehrter seie ein gläubiger Christ gewesen oder könne ein gläubiger Christ sein. Gervinus, Professor der deutschen Literatur und Geschichtschreiber, sagt in seinem Werke: „Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen“, II. 329.: „Kein Mann von Bedeutung erscheint in unserer Literatur, der nicht die Fessel der positiven Religion abgeschüttelt hätte.“ Das ist leider rücksichtlich der deutschen Literatur, bis auf wenige Ausnahmen, wahr, obgleich das positive Christentum keine Fessel, sondern nur eine dem Geist, dem Herzen und Willen vom Sohne Gottes, vom Erlöser der Menschheit, gesezte, wohltätige Schranke ist, und obgleich ein gläubiger, frommer und sittenreiner Christ, sofern er das nötige Talent, die erforderliche Ausbildung und den unentbehrlichen Fleiß besizt, sehr wohl imstande ist, eine Koriphäe in der Literatur zu werden. Man dehnt aber die Behauptung des genannten Professors der deutschen Literatur auf alle Männer der Wissenschaft aus und versteigt sich zu dem Ausspruche: „Kein gründlich gelehrter, wissenschaftlich gebildeter Mann war ein gläubiger Christ und konnte ein solcher sein.“ Wir Studenten bekamen

diesen Ausspruch in verschiedenen Variationen zu hören und verrannten uns durch denselben in den heillosen Wahn: das Christentum seie ein absolutes Hindernis, wissenschaftliche Forschungen anzustellen und zu allseitiger Geistesbildung zu gelangen. Man bezeichnete es als unsere Pflicht und Aufgabe, uns von jedem religiösen Vorurteil, von mittelalterlichem Aberglauben und starrem Festhalten an konfessioneller Beschränktheit loszumachen, uns lediglich an den nüchternen Verstand zu halten und vom natürlichen Licht der Vernunft leiten zu lassen. Religiöse Befangenheit und mönchische Frömmelei seien ein Bleigewicht, das den freien Geistesflug hemme und das Herz in schmachvolle Ketten schlage. Nur beschränkte Geister, Flach- und Plattköpfe ließen sich am Gängelbande kirchlicher Sazungen und römischer Despotie führen. Solche Äußerungen ungläubiger Professoren verfehlen bei studierenden Jünglingen ihre Wirkung nie, sie fallen gleichsam wie eine brennende Lunte in ein gefülltes Pulverfaß. Nichts erschüttert so tief die religiöse Überzeugung eines Jünglings und untergräbt so sicher seine sittlichen Grundsäze als Spott und Hohn, die gegen Christentum und Kirche geschleudert werden, und der ihm vorgehaltene Köder schrankenloser Freiheit. Welcher Student rechnet es sich nicht zur Schmach an, zu den beschränkten Geistern gezählt und als Flach- und Plattkopf verzollt zu werden? Welcher Student

möchte an dem verpönten mittelalterlichen Aberglauben festhalten, das Sklavenjoch der römischen Hierarchie tragen, sein Herz in schmachvolle Ketten schlagen lassen und als Obskurant, Ignorant, Duckmäuser, Ultramontan, Retrograd und Jesuit an den Pranger gestellt werden? Wir waren darum eifrig bestrebt, die mittelalterlichen Wahngebilde und Spuckgestalten aus unserer Seele zu verbannen, mit dem Christentum vollständig aufzuräumen, echte Adepten des XIX. Jahrhunderts und dadurch den Heroën der Wissenschaft ähnlich und beigezählt zu werden. Katechismus, heilige Schrift und Gebetbuch mussten den griechischen, römischen und deutschen Klassikern das Feld räumen, sie verstaubten im Hintergrunde des Büchergestelles und gerieten in Vergessenheit. Welch ein Wirkungskreis wird nicht durch diese traurigen Verhältnisse und Zustände einem eifrigen, überzeugungstreuen Religionslehrer angewiesen! Muß sich ein solcher nicht im Gewissen verpflichtet fühlen, das Christentum gegen die oben erwähnten Anklagen, Verdächtigungen und Verleumdungen in Schuz zu nehmen und zu verteidigen? Wird er nicht den unumstößlichen Beweis liefern, daß das Christentum dem wissenschaftlichen Fortschritt weder feindselig noch hindernd im Wege steht, daß die Resultate d… wahren Wissenschaft mit den wirkliche… Glaubenssäzen des Christentums in keine… Widerspruche stehen, und daß das christliche Sitte…

gesez den Menschen nicht einer unwürdigen Sklaverei überliefert, sondern ihm die wahre Freiheit bringt, die Freiheit von Thorheit und Sünde, Laster und Leidenschaft? Er wird aus der Geschichte und der Biographie berühmter Männer nachweisen, daß es eine absichtliche Geschichtsfälschung und boshafte Lüge ist, daß kein, durch Talent und wissenschaftliche Bildung hervorragender Gelehrter ein positiv gläubiger frommer, eifriger Christ gewesen. Er wird namentlich die Aussprüche jener Männer anführen, die, obgleich sie tief gelehrt und hoch berühmt waren, es dennoch unumwunden aussprachen, daß sich Wissenschaft, Religion und Religiosität sehr wohl mit einander vereinigen lassen, und daß jene ohne diese keinen Wert und keinen Zweck habe. Er wird den studierenden Jünglingen jene große Schar gelehrter und berühmter Männer vor Augen halten, die, troz Gelehrtheit und Berühmtheit, gläubige Christen und kindlich fromm gewesen. *) Es ist von unberechenbar großer Wichtigkeit, die Studenten aufs klarste davon zu

---

*) In meiner, b.i Franz Kirchheim in Mainz erschienenen Schrift: „Drei Schoßkinder des Zeitgeistes" habe ich eine lange Reihe gelehrter und berühmter Männer, die trozdem gläubig und fromm waren, aufgeführt. Wer sich darüber informieren will, findet dort, Seite 1–75, reiches Material. Ich bemerke hier, daß in der erwähnten Schrift aus Versehen des Abschreibers eine Namensverwechselung vorgekommen ist, auf Seite 151 heißt es nämlich Max Nordeau statt Zola.

überzeugen, daß es eine niederträchtige Verleumdung ist, das Christentum, die christliche Kirche, die Päpste, Bischöfe, Klöster und Priester sammt und sonders zu beschuldigen, sie hätten den Aberglauben in Schuz genommen und die Pflege und Ausbreitung der Wissenschaft verboten oder verhindert; er wird sie davon überzeugen, daß vielmehr das gerade Gegenteil wahr und geschichtlich nachweisbar ist, da die Päpste bei Errichtung der meisten Universitäten mitgewirkt haben, in den Klöstern die Wissenschaften gepflegt wurden, und aus dem Klerus Männer hervorgegangen sind, die als Gelehrte, Künstler und Erfinder weltberühmt wurden. Er wird jene dreiste Anmaßung und jenen dummstolzen Dünkel, die da vermeinen, schon deßwegen gelehrt und berühmt zu sein, weil sie die Religion verachten, auf Rom und Jesuiten aus dem ff schimpfen und den Menschen für einen Affensprößling halten, gebührendermaßen geißeln.

Abgesehen davon, daß ein eifriger, gewissenhafter und seiner schweren Verantwortung vor Gott sich bewußter Religionslehrer ein sehr wachsames Aug auf die Art und Weise der Erteilung des Geschichts-Unterrichtes, der Philosophie, der Natur- und Literaturgeschichte haben muß, damit er zu rechter Zeit und in geeigneter Weise belehren, warnen und richtigstellen kann, wird seine Sorgfalt und Klugheit noch von einem anderen Gegenstand in Anspruch ge-

nommen — es ist die für den heranreifenden Jüngling so wichtige Periode, in welcher Triebe und Neigungen erwachen, die nicht vorsichtig und sorgfältig genug überwacht, gezügelt und religiös diszipliniert werden können. Entsezlich und grauenhaft sind die Folgen, wenn der Jüngling in jener wichtigen, entscheidenden Periode seines Lebens nicht von einem erleuchteten Religionslehrer aufgeklärt, geleitet und unter das Palladium der Religion gestellt wird. Ein Religionslehrer, der als väterlicher Freund und Ratgeber das Vertrauen und die Liebe der studierenden Jünglinge besizt, vermag in erwähnter Beziehung unendlich vieles zu leisten. Steht ihnen aber ein Solcher nicht zur Seite, so geraten sie auf Ab- und Irrwege und werden eine Beute der Verführung und des Lasters. Es kostet einem religiösen, gewissenhaften Jüngling einen schweren Kampf, über die mächtigen Versuchungen des Fleisches zu siegen; wie sollte also ein ungläubiger oder ein sich selbst überlassener, von zahllosen Gefahren umringter dieselben siegreich bestehen! O wie schön, wie reizend und berückend, wie verführerisch und verlockend schildern nicht Romane und Novellen die geschlechtliche, sinnliche Liebe! Wie bezaubernd wird sie nicht durch Theaterstücke und auf den Brettern selbst, von Klassikern des Altertums und der deutschen Literatur dargestellt, und ein Student, in welchem der mächtige Drang und

die heftige Sehnsucht erwachen, am Zauberbecher der verbotenen Lust zu nippen, der ohne Kompaß und Steuerruder in den entfesselten Sturm der Leidenschaften hineingerissen wird, der, weil ohne sorgfältige religiöse Erziehung, ohne väterlichen Freund und Ratgeber, die schützenden Schranken, mit denen Religion, Kirche und Gewissen ihn umgeben hatten, niedergerissen, sollte unter solchen Verhältnissen, in solchen Versuchungen, in solchem Sturme unversehrt bleiben! All' die philosophischen Beweggründe, alle Rücksichten weltmännischer Klugheit, Bildung und Gesittung, alle ethischen Warnungen und Zurufe: cave, non licet, pudeat te! etc., alle Präservativmittel der Hygiene und Makrobiotik vermögen nichts, rein gar nichts gegen diese Großmacht im Menschen, sie erweisen sich, ihr gegenüber, als macht- und kraftlos, als Popanz und Vogelscheuchen. Nur Religion und Gottesfurcht üben eine wunderbare Gewalt über Geist, Herz und Willen des Menschen aus, sie machen ihn gewissenhaft, nehmen ihn in Zucht und bezähmen seine verführerischen Triebe und Neigungen. Nur der gläubige, fromme Mensch vermag es, gegen alle Versuchungen siegreich zu kämpfen und einen sittenreinen Wandel zu führen, weil er dazu die notwendige Kraft im Gebet, in den Gnadenmitteln der Kirche, im Bewußtsein seiner Menschen- und Christenwürde, im Aufblick zu Gott, dem Allwissenden, Heiligen und Gerechten, und in der

Überzeugung findet, daß er seinem Erlöser verantwortlich ist für all sein Tun und Lassen und von ihm den verdienten Lohn oder die verdiente Strafe empfangen wird. Und eben darum ligt alles daran, daß der Religionslehrer die ihm zur Erziehung anvertrauten Jünglinge in der wichtigsten Epoche ihres Lebens durch religiöse, christliche Beweggründe vor Verirrung, Ausschweifung und Lasterhaftigkeit bewahre. Dadurch wird er ihr guter Genius, ihr Schuzengel und größter irdischer Wohltäter.

Nachdem ich gezeigt, welche Pflichten dem Religionslehrer an gelehrten Mittelschulen obliegen, und wie viel von der Erfüllung derselben abhängt, will ich in tunlicher Kürze berichten, welche Verhältnisse in dieser Beziehung zu jener Zeit, als ich Gymnasist und Lyzeist war, an den oft genannten Anstalten obwalteten. Diese Verhältnisse waren die denkbar ungünstigsten und beklagenswertesten, denn ich hatte niemals einen Religionslehrer, der ein positiv gläubiger Christ und kirchentreuer Priester gewesen. Die damaligen Religionslehrer gehörten, fast ohne Ausnahme, der Zölibatssturm-Legion an, die alle Hebel in Bewegung gesezt, um das ihnen verhaßte Gesez der Ehelosigkeit zum Falle zu bringen.

Von den 61 jungen Männern, die, nach Absolvierung des Studiums der Theologie, im Spätjahre 1830, ins Priesterseminar eintraten, unterzeichneten 51 eine Dankadresse an jenen badischen Pfarrer, der

eine Petition um Aufhebung des Zölibates **an die badische Ständekammer** gerichtet hatte! Jene 10 Seminaristen aber, welche die erwähnte Adresse nicht unterzeichneten, waren durchaus nicht gegen die Aufhebung des Zölibates, sondern vielmehr für Abschaffung desselben, sie unterschrieben die erwähnte Adresse aber deßwegen nicht, weil ihnen die Form, die Abfassung, die Darstellung derselben nicht behagte. Auch im Jahre 1831 wurde der badischen Ständekammer eine Petition um Aufhebung des Zölibates übergeben, die von 11 Universitäts-Professoren und dem Universitäts-Amtmann, 8 Hofgerichts-Advokaten, 2 Ärzten und einem Gymnasiallehrer unterschrieben war. Dieses urkomische, lächerliche und echt byzantinische Schriftstück war selbstverständlich infolge weinerlicher Hilferufe und inbrünstiger Seufzer weibersüchtiger Priester zustand gekommen, war dasselbe doch durch die unterschriftlich beglaubigte Zustimmung von 156 katholischen Geistlichen unterstüzt! Mehrere derselben, denen die Aufhebung des Zölibates zu lange auf sich warten ließ, und die schon anticipando die Bande desselben gelockert hatten, erteilten sich, secundum jus naturale, Dispens und traten in den Ehestand. Drei meiner geistlichen Professoren apostasierten ebenfalls und nahmen Weiber. Der Zölibatssturm trat in Baden und Würtemberg mit solcher Heftigkeit auf, daß sich Papst Gregor XVI. genötiget sah, demselben in einer Enzyklika (vom

15. August 1832) aufs entschiedenste entgegenzutreten. [1])

Es läßt sich unschwer vermuten, von welcher Beschaffenheit der von Priestern erteilte Religions-Unterricht gewesen, die ohne Scheu die Fahne der Empörung gegen eines der wichtigsten Disziplinar-Gesetze der Kirche aufgepflanzt hatten. Der Unterricht im Katechismus und der biblischen Geschichte wurde ohne Wärme, Innigkeit und Begeisterung vorgetragen; er beschränkte sich größtenteils auf das Examinieren der zum Auswendiglernen aufgegebenen Abschnitte. Knüpfte der Religionslehrer an dieses und jenes Dogma eine sogenannte Erklärung, so bestand sie in einer wässerigen, rationalistischen Auflösung des Dogmas in eine moralische Idee. Alles spezifisch Katholische wurde entweder mit Stillschweigen übergangen oder als Auswuchs, Mißbrauch und Aberglauben erklärt.

Der große, berühmte Pädagog, Dr. Kellner, sagt, bezüglich der Wärme, der Ergriffenheit und heiligen Begeisterung, mit denen der Religions-Unterricht zu erteilen ist, in seinen „Aphorismen", Seite 69 (IX. Aufl.) sehr richtig: „Der Gewinn beim Religions-Unterricht ist nur dann zu hoffen, wenn der Lehrer ganz von seinem Gegenstande beseelt und durchdrungen, den Religions-Unterricht als einen wahren Gottesdienst ansieht und mit jener Andacht erteilt, die wegen

[1]) Siehe die Belegstelle am Ende dieses Buches!

seiner Wahrheit auch ohne Ostentation auf jedes Gemüt ihren Eindruck nicht verfehlt.“ Wenn ich den uns erteilten Religions-Unterricht mit dem hier bezeichneten vergleiche, so fängt es an, mich zu frösteln, und ich erinnere mich unwillkürlich der Jakobiner und Cordeliers, die das Christentum abschafften, Gott absezten, die Vernunft auf den vakanten Gottestron sezten, sämmtliche Kirchen Frankreichs profanierten, dieselben in Heumagazine oder Tanzsäle umwandelten, die Glocken von den Türmen herabholten und aus denselben Kanonen gossen oder sous schlagen ließen.

Als einst ein Schüler der I. (untersten) Klasse des Gymnasiums zu Offenburg, in Gegenwart des geistlichen Professors K., der zugleich Religionslehrer war, mit dem Bleistift einen Rosenkranz aus der Tasche zog, da verzerrte sich das Antliz des modern-heidnischen Jugendbildners zur häßlichsten Grimasse, er ergriff hastig den Rosenkranz, hob denselben mit höhnischer Miene vor uns allen in die Höhe und apostrophierte den armen Missetäter folgendermaßen: „Wie, schämst du dich nicht, diese abscheuliche mittelalterliche Reliquie der Dummheit und der Geistesknechtschaft bei dir zu tragen? Ist es nicht ein wahres Verbrechen, die kostbare Zeit mit solch mönchischer Leierkasten-Melodie zu vergeuden? Ich will dir!“ Und mit Zorn und Verachtung warf der Jugendbildner, der, obgleich Priester, notorisch Logen-

bruder war, den Rosenkranz auf die Bank. War das Benehmen dieses Professors nicht ein Dolchstoß, der die Religion und deren Übung im Herzen aller Studenten jener Klasse tödlich verwundete?

In einem ganz ähnlichen Falle benahm sich der Divisions-General Graf Johann Huyn, der als k. k. Feldzeugmeister vor kurzer Zeit (1889) gestorben ist, auffallend anders. Als er einst eine Revue abhielt, bei welcher jeder Tornister revidiert wurde, kam ein Rosenkranz zum Vorschein. Darüber lachten einige Offiziere hellauf. General Huyn apostrophierte dieselben aber mit sehr ernster Miene: „Warum lachen Sie, meine Herrn? Auch ich trage stets einen Rosenkranz bei mir“, und bei diesen Worten zog er einen Rosenkranz aus der Tasche. Das war ein sehr freimütiges, eines Christen und Generals würdiges Bekenntnis, das auch auf die Soldaten einen sehr guten Eindruck machte. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß den Offizieren, die sich über den Rosenkranz und dessen Besitzer lustig gemacht hatten, das Lachen verging, daß sie sich vor ihrem Vorgesetzten und den ihnen untergebenen Soldaten eine große Blöße gegeben und sich in arger Verlegenheit befanden.

Niemals wurde der Religions-Unterricht mit Gebet begonnen oder geschlossen. Nie wurden wir über die Art und Weise unterrichtet, die heilige Messe würdig und mit Nutzen anzuhören oder die

heiligen Zeiten des Kirchenjahres zu unserem Heil und Segen zu durchleben. Nie wurden wir aufgefordert, das Fastengebot gewissenhaft zu halten. Nie ward uns eingeschärft, nüchtern die heilige Kommunion zu empfangen oder die täglichen Gebete gewissenhaft zu verrichten. Im Verlaufe der neun Studienjahre am Gymnasium und Lyzeum wurde niemals Unterricht über das christliche Kirchenjahr, über Symbolik und Kirchengeschichte erteilt. Blos in der Unter- und Obersexta (alten Stils) wurde Unterricht über die heilige Kunst: Poësie, Architektur, Malerei, Skulptur und Musik in rhapsodischer, übersichtlicher Weise erteilt.

Der Erstkommunion-Unterricht bestand lediglich darin, daß das XXII. Kapitel im Evangelium des heiligen Lukas und die Kapitel XIII—XVIII im Evangelium des heiligen Johannes nach der Vulgata übersezt wurden. Von einer gründlichen, ausführlichen Lehre über das heilige Sakrament des Altares keine Spur! Daß Jesus Christus unter den Gestalten des Brodes und Weines wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig seie, daß Brod und Wein bei der heiligen Messe in Jesu Leib und Blut verwandelt werden, und wie man sich dem Leib und der Seele nach auf den Empfang der heiligen Kommunion vorzubereiten habe, davon geschah gar keine Erwähnung. Wir alle waren darum der Ansicht, Brod und Wein seien blos Sinnbilder von und

für Jesus Christus, und der Empfang der Kommunion seie ein Gedächtnis, eine Erinnerung an Jesus, den Weisen von Nazareth, das Ideal eines tugendhaften Menschen.

Während ich Schüler der Unter- und Oberquinta war, bestand der Religions-Unterricht darin, daß das Evangelium des heiligen Johannes nach dem griechischen Texte gelesen wurde. Der Inhalt dieses Evangeliums, die Gottheit Jesu Christi, seine Lehren, Weissagungen und Wunder wurden gar nicht berücksichtiget, sondern blos die sprachlichen Formen durchgebeutelt. Diese Lektüre war lediglich eine Repetition der griechischen Grammatik nach Feldbauschs Lehrbuch. Besonders auf die Etymologie, die Prosodie, die Accentenlehre und die unregelmäßigen Zeitwörter wurde großes Gewicht gelegt. Welch jämmerliche Parodie des christkatholischen Religions-Unterrichtes! Es war offenbar darauf abgesehen, jede christliche Faser aus dem Geist und Herzen der studierenden Jugend zu ziehen, und das ist leider den geistlichen und weltlichen Professoren auch vollständig gelungen.

Von einer eigentlichen Erziehung, von einer moralischen Pflege des Herzens und Charakters war überhaupt keine Rede und konnte keine Rede sein, nachdem das Fundament der Moral und der Gewissenhaftigkeit — die positive Religion — untergraben und in die Luft gesprengt worden war. Nur

Weisheit, tiefes Forschen, Selbstbeherrschung, Seelengröße, Ehrgefühl, Wahrhaftigkeit, Ruhmsucht und Vaterlandsliebe in republikanischem Sinn, Frauenkult und Enthusiasmus für alles Schöne wurden, anläßlich der Lektüre der griechischen und römischen Klassiker, als des Menschen würdige Tugenden anerkannt und gepriesen. In diesem mit Flittergold und Kazensilber verbrämten Rahmen fanden natürlich die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und Liebe und die sittlichen Tugenden der Demut, Sanftmut, Geduld, Barmherzigkeit, Feindesliebe, Mäßigkeit, Keuschheit, Frömmigkeit u. s. w. keinen Raum, man überließ sie verächtlich den Betbrüdern, religiösen Schwärmern, Zeloten und Fanatikern. Es wurde damals nur unterrichtet und eingetrichtert; das Gedächtnis wurde mit einer Menge von Begebenheiten, Namen, Zahlen, Accenten, Wortfüßen und Formeln überladen, aber von einer Erziehung war gar keine Rede, dazu hielt sich Niemand verpflichtet. Es wurde den Studenten kein sittlicher Lebensernst beigebracht, und ihr Herz ward nicht veredelt, man überließ sie lediglich sich selbst. Wenn nur das Pensum des Lehrplanes gelöst wurde, die Schüler recht vieles wußten und im Examen glänzten — darauf beschränkte sich alle Sorge der Professoren — mochten jene dabei auch sittlich verwildern und verkommen — darnach fragte niemand. Ja, das ist das Richtige, daß man den Studenten den väterlichen

Glauben und die Gottesfurcht raubt und sie mit Widerwillen und Ekel vor Christentum und Kirche erfüllt, d. h., daß man den einzigen Zaum, der sie in Schranken halten, vor Verführung schüzen und vor Verwilderung bewahren kann, ihnen abnimmt oder, was auf dasselbe hinausläuft, denselben als ein Spinngewebe erklärt, das sie ungestraft zerreißen dürfen, und daß die geistlichen Professoren und Religionslehrer diese dämonische Pädagogik unterstüzen oder wenigstens mit verschränkten Armen und untätig diesem Greuel der Verwüstung zusehen! Und diese Taktik wurde befolgt — und das Resultat? Nachdem das Werk der Zerstörung vollbracht war, da kam Belial und führte nach seinen Plänen, Grund- und Aufrissen einen neuen Bau auf. Wenn es ohne Sünde geschehen könnte, würde ich dich in eine Korpsburschen-Kneipe führen und in das tolle, unbändige, wüste Treiben der vom Christentum emanzipierten, durch klassisches Heidentum und zeitgemäße Humanität gebildeten Studenten einen Blick werfen lassen. Ha, welche banale Phrasen und schlüpferige Wortspiele, welche Zoten und Gassenhauer, welch impertinente und gotteslästerliche Travestien biblischer oder kirchlicher Texte, welch triviale und frivole Späße und Lieder, welche Verhöhnung jeder Autorität, welche Zuchtlosigkeit und greuliche Trunksucht in den Studentenkneipen!

Da ich dich anstandshalber nicht in eine Stu-

dentenkneipe führen kann, so wollen wir auf der Gasse auf und abgehen und einige Beobachtungen anstellen; wir drängen uns dabei nicht in Familiengeheimnisse und reine Privatangelegenheiten ein — bewahre! — sondern wir sehen und hören nur, was durchaus stadtkundig ist.

Vier Studententypen.

1. Siehst du jenes fein gekleidete Frauenzimmer, das, stolz wie eine Fürstin, am Arme eines Lyzeisten auf dem Trottoir lustwandelt? Es ist eine arme, aber geschickte Näherin, die in nobeln Häusern, selbst in jenem des Lyzeums-Direktors, arbeitet und am Abend von ihrem Galan abgeholt, spazieren geführt und dann nach Hause begleitet wird. Sie besucht an Sonn- und Feiertagen kein anderes Gotteshaus als die Schloßkirche, obgleich sie weit entfernt von derselben wohnt, allein du mußt wissen: die Schloßkirche ist zugleich Lyzeumskirche, die ihr Liebhaber zu besuchen hat, und beim Amt hört sie, da er Mitglied des Sängerkorps ist, dessen prächtige Baßstimme erschallen. Beide machen aus ihrer Bekanntschaft so wenig ein Hehl, daß er seinen „Besen“ sogar in der Wohnung des Lyzeums-Direktors des Abends abholt, denselben an Sonn- und Feiertagen an öffentliche Vergnügungsorte führt und mit demselben noble Bälle besucht. Da er der Sohn einer reichen Wittwe ist, so staffiert er seine sogenannte

Geliebte an Kleidern und Schmuck derart heraus, daß keine Honoratioren-Tochter geschmackvoller und kostbarer als sie gekleidet und geschmückt ist. Ich hoffe, du wirst nicht so naiv sein, mich durch die Frage nach dem sittlichen Wert und Gehalt dieser Bekanntschaft in Verlegenheit zu bringen und in die Lage zu versezen, eine Ärgernis gebende Antwort erteilen zu müssen. Ganz Rastatt wußte, was von dieser Studenten-Poussage zu halten war.

---

2. «Gratulamur tibi de nativitate principis secundi!» mit diesen Worten begrüßten einst die Untersextaner ihren Kommilitonen D., als derselbe, kurz vor Beginn des Unterrichtes, das Schulzimmer betrat. Ja, es war richtig schon der zweite Prinz, der dem Untersextaner D., einem Jüngling von 19 Jahren, geboren worden war! D. war ein armer Schlucker, der sich durch „Stundengeben" kümmerlich durchschlug, bei einem Bürger und Professionisten wohnte, mit dessen überständiger Tochter Bekanntschaft angeknüpft hatte und von derselben unterstüzt wurde. Dieses Bürgers Sohn befand sich in derselben Klasse mit D., seinem Schwager in spe, er war dessen intimster Freund und der Taufpate beim ersten und zweiten Prinzen desselben. D. lustwandelte am hellen Tage mit seiner sogenannten Geliebten auf dem Murgdamm und in der „Seufzerallee" und machte mit derselben, sammt Nachkommen-

schaft, Ausflüge in Rastatts Umgebung. Es handelte sich also in diesem Fall um eine stadtkundige „wilde Ehe“, das Pärchen blieb aber sowohl von geistlicher als weltlicher Obrigkeit, von Polizei und Gendarmerie, von der Direktion und Professoren-Konferenz ganz und gar unbehelligt und unangefochten. Man ging also betreffs dieses öffentlichen Ärgernisses, dieser Verhöhnung des VI. Gebotes, der Zucht und Sitte und der Lyzealstatuten zur Tagesordnung über und anerkonnte, privilegierte und patronisierte damit die free lowe, das Konkubinat und die Winkelehen.

---

3. „Und wer ist jener flotte Studiosus, der 2 Mädchen an der Hand führt, eines von 8 und das andere von 10 Jahren? Ist er etwa deren Bruder, Onkel oder Hofmeister?“, so fragte sich gewiß jeder, der den Untersextaner R. mit den 2 blühenden Mädchen spazieren gehen sah. Ganz Rastatt und noch viel mehr die Kommilitonen R’s wußten Bescheid auf diese Frage zu erteilen. Die 2 Mädchen waren die Töchter einer Wittwe, bei welcher der Untersextaner R. wohnte und aß. Beide, die Mutter nämlich und R., lebten so vertraut, intim und in kompleter Gütergemeinschaft mit einander, daß die übrigen Hausbewohner, die Nachbaren zur Rechten und Linken und vis-à-vis, sich oft dahin äußerten, man bemerke zwischen dem Verhältnis, in welchem die Wittwe jezt mit R. lebe, und jenem, in welchem

sie ehedem mit dem ihr angetrauten Mann gelebt, absolut keinen wesentlichen Unterschied. Diese Kryptogamistin war auch weit entfernt, ihr Verhältnis mit R. in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen — wozu denn auch! Schamrot zu werden, ist eine Eigentümlichkeit, respektive Schwäche der Kinder und Gimpel und ziemt sich nicht für Personen, die auf der Höhe der Zeit stehen und denen Übertretungen des mosaischen Dekalogs keine Magenbeschwerden verursachen. Fühlte sich doch auch jenes Weib im Evangelium, Johanes IV. 7 und ff., durchaus nicht verlegen, betroffen, beschämt oder verlezt, als Jesus zu ihm sagte: „Fünf Männer hast du gehabt, und derjenige, den du jezt hast, ist nicht dein Mann“, ja seine gute Laune und Gesprächigkeit erlitt durch die Kundmachung seiner Kryptogamie nicht einmal für einen Augenblick eine Einbuße, sie diskurierte so harmlos und unbefangen weiter, als wäre von Knoblauch und Zwiebeln die Rede gewesen, warum sollte also im XIX. Jahrhundert, im Zeitalter der Aufklärung und Emanzipation, ein Weib, das mitten unter Wölfen lebt, nicht mit ihnen heulen und sich den Anschein geben, als habe Eva in ihm nicht gesündigt?

---

4. Eines Tags stürmte ein Rastatter Bürger auf die Kanzlei des Lyzeums-Direktors und erhob Klage gegen die Lyzeisten P. und Z., Schüler der Untersexta. Als Mitschuldige denunzierte er seine

Frau und seine erwachsene Stieftochter, und zugleich drohte er: „Wenn die beiden Untersextaner nicht aus dem Lyzeum entlassen werden, dann mache ich die ganze skandalöse Geschichte beim städtischen Oberamtsgerichte oder beim Oberstudienrate in Karlsruhe anhängig.“ In diesem außergewöhnlichen Fall musste also die Lehrer-Konferenz zusammentreten und einen Beschluß fassen, und dieser lautete dahin: Die Lyzeisten P. und Z. sind zu veranlassen, sich ans Lyzeum in F. zu begeben, und wird ihnen behufs dessen, ohne vorher eine Untersuchung des fraglichen Vergehens angestellt und ein Urteil gefällt zu haben, eine gute Sittennote erteilt. Und so geschah es. Ja, so stand es damals an der genannten Anstalt mit der Religion und Sittlichkeit! Das war die klassische Bildung ohne Christentum und die humanistische Kultur ohne Religion, solche Früchte zeitigt die moderne Aufklärung und Freigeisterei; und dabei prahlte noch eine pfauenhafte Gespreiztheit und Koketterie von Seite der Professoren und Studenten mit den köstlichen Resultaten der vom Christentum emanzipierten Wissenschaft und der modernen Pädagogik! Sie stolzierten keck und „forsch“ in den Gängen des ehemaligen Kapuzinerklosters zu Offenburg und des säkularisierten Piaristenklosters zu Rastatt einher und priesen sich glücklich, nunmehr in denselben Räumen im reinsten Licht der Aufklärung und Geistesfreiheit zu wandeln, in welchen ehedem bornierte Mönche,

umfangen von moderiger Klosterluft und blindem Wahn, tief niedergebeugt unter dem römischen Joche und stets bedroht von der Knute fanatischer Vorsteher, an den Wänden hinschlichen. O wie oft kam dieses Thema aufs Tapet, wie oft wurde es in Prosa und Versen als Tendenz- und Sensationsstück von den Studenten breit geschlagen und von den lichtumstrahlten, geistdurchwehten, von Tabak- und Gerstensaft durchtränkten Professoren mit frenetischem Applaus überschüttet! Und die geistlichen Professoren? Ach, daß Gott erbarm! Diese hatten so wenig Korpsgeist, so wenig religiösen, christlichen und kirchlichen Sinn, daß sie ebenfalls Beifall klatschten! Manche Professoren machten bei jedem sich darbietenden Anlaß solch empörende Ausfälle gegen die Klöster und solche skandalöse, maliziöse und sarkastische Glossen über die Mönche, daß man vermuten könnte, sie hätten die pikantesten Bissen und Kraftstellen aus Inaz von Borns «Monachologia», «Anatomia monachi» oder «Defensio Physiophili» entlehnt. Erwähnter von Born, der aber nichts weniger als ein Edelmann, sondern ein unversöhnlicher Feind des Christentums, ein wütender Kirchenstürmer und niederträchtiger Verleumder des kirchentreuen Klerus war, der bei Josef II. in hoher Gunst stand und großen Einfluß auf das Schulwesen in Österreich ausübte, verfasste oben genannte Schmähschriften, in welchen er die Mönche auf die boshafteste, ge-

meinste und brutalste Weise durch die Hechel zog und mit Kot bewarf. Wessen Geistes Kinder die mit ihren Titeln angeführten Schriften sind, mag sattsam aus der Definition erhellen, die der Biedermann und Logenbruder Born von dem Worte monachus gibt. Er sagt in der «Monachologia»: Ein Mönch ist «Animal anthropomorphum, cucullatum, noctu ejulans, sitiens», d. h. ein Mönch ist ein Tier, das Menschengestalt hat, eine Kapuze trägt, des Nachts heult und dürstet. Unter dem Heulen des Nachts verstand Born das nächtliche Brevier- oder Chorgebet, und mit Dürsten denunzierte er die Mönche als dem Trunke ergeben. Diese, von Lügen, Verleumdungen und Gemeinheit strozenden Schriften Borns wurden nicht nur in Österreich, sondern in ganz Deutschland von den Aufklärungsfanatikern, Illuminaten und Logenbrüdern übersezt, als kostbare Perlen gepriesen und in den weitesten Kreisen verbreitet. [1]) Und Borns Monachologie redete aus unseren Professoren, und aus uns ertönte deren Echo.

Mit keiner Silbe wurde von unseren Religionslehrern der hohen Verdienste Erwähnung getan, die sich die Klöster um Wissenschaft, Kunst, Bildung, Gesittung, Agrikultur und Armenpflege erworben. Es wurde auch darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen bewahrt, daß gelehrte und berühmte Männer gläubig und fromm gewesen, was Wunder, wenn

[1]) Siehe die Belegstellen am Ende dieses Buches!

sich die fixe Idee in uns festsezte: es seie ein Hauptmerkmal und eine Prärogative eines wissenschaftlich gebildeten, hochstehenden Mannes: keine Religion zu besizen und mit Verachtung auf die, das Kreuz schlagende, abergläubige plebs herabzuschauen. Wahrlich, unsere Gelehrtheit und wissenschaftliche, klassische Bildung stand auf sehr schwachen Beinen, es war armselig genug mit derselben bestellt, und hätten wir, im Hinblick auf dieselben, sehr wohl tief religiös, sehr gläubig, fromm und kirchlich gesinnt sein dürfen. Dieselben hatten sehr viele Ähnlichkeit mit dem prahlhansigen Opferstock in der Kirche zu Söll, meinem gegenwärtigen Domizil. Dieser Opferstock ist nämlich von so kolossalen Dimensionen und so tief und weit ausgehöhlt, daß er bequem 1000 Gulden in Kupferkreuzern fassen könnte. Zudem ist er mit 3 schweren Schlössern verwahrt. Man könnte also bei seinem Anblick vermuten, er berge viele nnd kostbare Schäze, doch dem ist nicht so. Als derselbe 20 Jahre lang die Kirchenbesucher stillschweigend, aber dennoch sehr eindringlich (er steht nämlich hart neben der einzigen Türe, innerhalb der Kirche, so daß jung und alt an demselben vorbeigehen muß) um ein Almosen angebettelt hatte, wurde er, in meiner Gegenwart, geöffnet und seine Fechtkunst einem eingehenden Examen unterworfen. Und was zog man de profundis ans Tageslicht? 30½ Kreuzer! Wäre dieser originelle Fechtbruder nicht von weißem Kalkstein

[illegible]

[illegible] Aberglauben und [illegible] Tyrannei zu bewahren. Freilich hätten sie dann [illegible] so unpartheiisch, gerecht und ehrlich sein sollen, und keine Anleitung zur Herabwürdigung,

Verleumdung und Schmähung gelehrter, großer Männer der Kirche zu geben. Dessen schämten und entblödeten sie sich aber durchaus nicht. Sie wiesen uns darauf hin, wie die 2 „unantastbaren Autoritäten", Schiller und Göthe, über Kirchenväter dachten und dieselben taxierten. Ich will das zum abschreckenden Exempel und zum Beweise, daß religiöser Haß blind macht, hier mitteilen.

Schiller schrieb, am 17. März 1802, an Göthe: „Ich habe mich dieser Tage mit dem heiligen Bernhard beschäftigt und mich sehr über diese Bekanntschaft gefreut. Es möchte schwer sein, in der Geschichte einen zweiten so weltklugen **geistlichen Schuft** aufzutreiben, der zugleich in einem so trefflichen Elemente sich befände, um eine würdige Rolle zu spielen. Er war das Orakel seiner Zeit und beherrschte sie, ob er gleich, und eben darum, weil er blos ein Privatmann blieb und andere auf dem ersten Posten stehen ließ. Päpste waren seine Schüler und Könige seine Kreaturen. Er haßte und unterdrückte nach Vermögen alles Strebende und beförderte die dickste Mönchsdummheit, auch war er selbst nur ein Mönchskopf und besaß nichts als Klugheit und Heuchelei; aber es ist eine Freude, ihn verherrlicht zu sehen. Wenn Sie Griesbach (protestantischer Professor der Theologie in Jena) oder Paulus (protestantischer Professor der Theologie in Heidelberg, ein seichter

Rationalist und Leugner der Gottheit Christi) sprechen, so lassen Sie sich doch von ihnen erzählen, vielleicht können uns diese einige Schriften über ihn verschaffen.“ Der tüchtige protestantische Geschichtsforscher Johann Aug. Wilhelm Neander, Professor der Theologie in Berlin, schrieb über den heiligen Bernhard ein Buch, in dessen Vorrede er sagt: „Das von mir entworfene Bild der ersten Blütezeit des Mittelalters, einer in vielfacher Hinsicht so inhaltsreichen und interessanten Zeit, das Bild eines Mannes von so tief christlichem Gepräge und so eigentümlicher Kraft (des heiligen Bernhard) wollte ich nicht untergehen lassen . . . Nicht allein Protestanten konnten das christliche in den Formen des Katholizismus aufsuchen, sondern auch Katholiken konnten den im Christentum wurzelnden geschichtlichen Geist in protestantischen Staaten bei aller Verschiedenheit des Urteils über einzelne Erscheinungen wohlwollend und ehrend anerkennen. Auf eine ungeschichtliche Zeit war ein neuer geschichtlicher Sinn und ein neues Verlangen, sich in die Geschichte zu vertiefen, gefolgt, ein neues Streben, das Individuelle geschichtlicher Erscheinungen gründlich und tief aufzufassen. Die Zeiten haben sich geändert. Eine dünkelhafte Geistesarmut und Beschränktheit, die vornehm auf alles Alte herabsehen, können von neuem ihr Haupt erheben. Wir sehen jene traurige Erscheinung von grauen, herzverkrüppelten Jünglingen, welche mit

dem anfangen, was das Lezte sein sollte, mit dem Fanatismus eines altklugen Verstandes abzuurteilen über die höchsten Fragen der Gegenwart, ehe sie im stillen Studium die Vergangenheit erforscht haben, die Alles reformieren wollen, ehe sie an die erste und wichtigste Aufgabe gedacht haben, sich selbst zu reformieren." Und am Schlusse seines Buches sagt er: „Nicht zu verachten scheint uns das Zeitalter, in welchem ein Mann, von keinem weltlichen Glanze umgeben, durch seine sittliche Kraft, durch die Höhe und Stärke seines Geistes sich so großes Ansehen und so großen Einfluß verschaffte."

Der protestantische Geschichtsforscher Friedr. Wilh. Benjamin Giesebrecht, Professor in Königsberg und später in München, sagt in seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit": „Man hat die Periode, an deren Ende wir stehen, nicht mit Unrecht das Zeitalter des heiligen Bernhard genannt, denn in der Tat hatte dieser französische Mönch ein Menschenalter hindurch die Weltgeschichte mehr bestimmt als irgend ein mit der Tiara oder der Krone geschmücktes Haupt. Wer die wunderbare Macht dieses außerordentlichen Geistes leugnen wollte, obwohl er überall ihre erstaunlichen Wirkungen wahrnimmt, der gliche einem Menschen, der Licht und Wärme der Sonne in Abrede stellte, deren belebenden Einfluß er doch rings um sich erkennt." So beurteilen zwei protestantische Gelehrte und Geschichtsforscher

den heiligen Bernhard, Schiller aber nennt ihn einen **geistlichen Schuft**, der alles Strebende haßte und nach Vermögen unterdrückte, der die dickste Mönchsdummheit beförderte, selbst nur ein Mönchskopf war und nichts besaß als Klugheit und Heuchelei!

Göthe schrieb, im Mai 1815, in einem Briefe an Zelter, Direktor der Singakademie in Berlin,: „Ein Zitat Winkelmanns wieß mich auf die Homilien des Chrysostomus; ich wollte doch sehen, was der Kirchenvater über die Schönheit zu sagen gewußt habe, und was fand ich? Einen Pater Abraham a sankta Klara, der die ganze hohe griechische Kultur im Rücken hat, in der niederträchtigsten Umgebung lebt und seinem schlechten Publikum mit goldenem Munde (Chrysostomus heißt nämlich: „Goldmund“) **das dümmste Zeug vorsagt**, um es durch Erniedrigung zu erbauen.“ Johann Andreas Cramer, protestantischer Professor der Theologie in Kiel, ein sehr gelehrter Mann, gab eine deutsche Übersezung der Predigten, Homilien, Abhandlungen 2c. des heiligen Chrysostomus in 10 Bänden heraus. Am Schlusse der Biographie des hochberühmten Kirchenvaters sagt er: „Das ist das Leben dieses großen Bischofs, der, wenn ihn nicht seine Beredsamkeit allein unsterblich machte, wegen seiner Wissenschaft und Heiligkeit, wegen seiner Strenge gegen alles Laster und wegen seiner außerordentlichen Tugend,

Großmut und Standhaftigkeit in seinen mannigfachen und unerträglichen Verfolgungen bei allen Jahrhunderten unvergeßlich sein wird. Es gibt nicht leicht einen Kirchenvater, welcher mehr und größere Lobeserhebungen erhalten hätte als er. Herman, Tillemont und Montfaucon haben sie mit großer Sorgfalt gesammelt, und ich werde sie den Lesern mitteilen, wenn ich weitläufiger von den Schriften dieses großen Bischofes handeln werde.“ Dieses Urteil eines protestantischen Gelehrten und Geschichtsforschers, der die Schriften des heiligen Chrysostomus genau kannte und gründlich studiert hatte, und der dieselben ohne Vorurteil und Parteilichkeit nach ihrem wahren Wert taxierte, lautet ganz anders als jenes des Polyhistors Göthe, der bekanntlich dem Christentum, speziell dem Katholizismus, sehr abgeneigt war und in Beurteilung religiös-kirchlicher Dinge eine große Befangenheit und Parteilichkeit verriet. Sagte er doch unumwunden: „Das Christentum ist mir zuwider wie Kegelschieben, Tabaksrauch und Hundegebell.“ Cramer stellt dem heiligen Chrysostomus das Zeugnis aus: er seie hochberühmt und unsterblich als Redner, als Mann der Wissenschaft und Tugendheld, Göthe aber charakterisiert denselben als einen Verächter der hohen griechischen Kultur, als einen Fabelhans à la Abraham a sankta Klara, und einen Possenreißer und Gaukler, der den byzantinischen Hofschranzen das dummste Zeug vorsagt. Niemand wird von dem

Protestanten und Logenbruder Göthe verlangen, daß er den Erzbischof und Kirchenvater Chrysostomus als einen Heiligen verehrt und als eine wissenschaftliche Größe und Autorität anerkennt, allein man ist doch befugt, zu verlangen, daß ein renommierter Schriftsteller nicht banditenmäßig über einen an Wissenschaft und Tugend über die Mit- und Nachtwelt hervorragenden Mann herfällt und denselben frivol und hohnlachend an den Pranger stellt. Freilich gilt bei allen Aufgeklärten und Lichtfreunden bezüglich Göthes das bekannte *ἀυτος ἔφα* — er hat es gesagt — als Axiom, Prinzip und unumstößlicher Beweis, und steht am Sockel einer jeden Göthebüste, wenn auch dem profanen Auge unsichtbar, der wunderwirkende Spruch: «Honni soit qui mal y pense!» — Schmach treffe denjenigen, der schlecht von ihm denkt. — Von Göthe etwas Schlimmes oder Anstößiges sagen, wird nicht minder als Pietätslosigkeit, Respektswidrigkeit und Vandalismus erklärt als Chams böse, verruchte Tat.

Schlagfertig und kampfbereit steht die „aufgeklärte“ Presse stets auf der Wacht, um jeden Angriff auf den Göthekult energisch abzuwehren und ihr Idol in Schuz zu nehmen. Die liberale, protestantische „Magdeburger Zeitung“ brachte, am 28. Okt. 1886, in dieser Beziehung einen interessanten Artikel, der seine Spize zunächst gegen die in Berlin erscheinende konservative, katholische Zeitung „Germania“, in

zweiter Linie aber gegen alle Freveler am Kulte der größten deutschen Klassiker richtete. Derselbe lautete: „Der ‚Germania' diene unsererseits zum Bescheide, daß wir nicht erst jezt auf die literarische Propaganda der Jesuiten hingewiesen haben. Der jesuitische Eifer, durch den Herder'schen Weltverlag in Freiburg Deutschland mit spezifisch römischer Literatur förmlich zu überschwemmen, ist älteren Datums, nur hat dieser Eifer in den lezten Jahren sich mehr als verdoppelt und in seinen Kreis Disziplinen gezogen, die zeitweilig für neutral gegolten. Wir haben hierbei namentlich die Literaturgeschichte im Auge, die von geschickten jesuitischen Federn jezt so geschrieben wird, daß in ihr Göthe, Lessing und Schiller komische Figuren werden. (Bewahre! das Tatsächliche besteht darin, daß durch katholische Schriftsteller das leider nur zu lang bestandene protestantische Monopol: Welt-, Völker-, Kultur- und Literaturgeschichte zu verfassen, abgeschafft, der dichte Schleier, der auf allen diesen Gebieten ausgebreitet lag, hinweggezogen und die für Göthe, Lessing und Schiller beanspruchte Verehrung geprüft, nach Verdienst bemessen und auf das richtige Maß reduziert wurde.) Der Jesuitismus vergreift sich an dem geistig höchsten Besiztum der deutschen Nation, um es der heranwachsenden Generation zu verleiden (arme deutsche Nation, wenn der Göthe-, Lessing- und Schillerkult dein geistig höchstes Besiztum ist! Wir da-

gegen huldigen noch immer der allerdings außer Kurs und Mode gesezten Ansicht: die Religion, speziell das positive Christentum, seie das geistig höchste Besiztum der deutschen Nation) und die immer neuen Auflagen der literarhistorischen Schmähschriften beweisen, daß sie selbst außerhalb der katholischen Kirche gelesen und pädagogisch benüzt werden. (Das war freilich ganz in der Ordnung, daß seit fast 300 Jahren nur von protestantischen Schriftstellern und Gelehrten tendenziös verfasste Lehrbücher der Geschichte und der deutschen Literatur an allen Unterrichtsanstalten eingeführt waren!) Angesichts der Überflutung mit jesuitischer Ware kann die protestantische Literatur nicht rege genug sein, um die ungeheuern geistigen Gefahren, die unserem Volke durch die Schriftstellerei der Jesuiten erwachsen, nicht noch größer werden zu lassen.“ Beim Vernehmen dieser kräftigen Alarmschüsse könnte man fast den Mut verlieren, das Idol der aufgeklärten Welt mit kritischem Aug zu besichtigen, jedenfalls sezt man sich, wie aus dem angeführten Zeitungsartikel hervorgeht, dadurch der Gefahr aus, als Jesuit verschrieen zu werden. Diese Gefahr jedoch verachtend, sage ich, Göthe betreffend:

Selbst Göthes offenkundige Irrtümer, Böcke und Schnizer werden in seinen Werken als verehrungswürdige Reliquien beibehalten, die dem unendlich hochstehenden Heros so wenig schaden wie die Son=

nenflecken dem größten Himmelskörper. Göthe sagt in seinem Werke „Italienische Reise“, im Abschnitt „Vom Brenner bis Verona“, Seite 294 und 295. (IV. Band. Stuttgart. Verlag der Cotta'schen Buchhandlung. 1877): Die Etsch fließe vom Brenner herab und wende sich bei Bozen gegen Mittag, während jeder in der Geographie ordentlich bewanderte Gymnasist weiß, daß auf dem Brenner der Eisak und im Vinstgau die Etsch entspringt, und daß sich der Eisak, eine starke Stunde von Bozen entfernt, in der Richtung nach Verona, bei Sigmundskron, mit der Etsch vereinigt. Doch — errare humanum, und auch an Göthe haben sich oft die Sprüche bewahrheitet: «Nihil humani a me alienum puto» und: «Interdum bonus dormitat Homerus». Allein eine lächerliche caprice und absonderliche Schrulle der späteren Herausgeber der Göthe'schen Werke ists, daß der erwähnte geographische Schnizer, der dem deutschen Klassiker und Genie, das sonst das Gras wachsen hörte, den Kirchenvätern am Zeug flickte und den Päpsten das Pensum korrigierte, doch gewiß eine Makel anhing, nicht längst beseitigt wurde. Es verhält sich mit der Konservierung und Adoration dieses geographischen Schnizers aus Göthes Feder wie mit der Ehrfurcht eines gewissen Vikars vor den Druckfehlern im proprium sanctorum der Erzdiözese Freiburg, und dessen Scheu, dieselben zu korrigieren. Ad. B. war längere Zeit mein Vikar

(Hilfspriester), und da er kein proprium sanctorum zum Brevier besaß, lehnte er regelmäßig das meinige. Da ich desselben aber auch benötiget war und öfters zu derselben Zeit das Brevier beten wollte, zu welcher Ad. B. dasselbe persolvierte, so war entweder ich oder er verhindert, von demselben Gebrauch machen zu können! Ich forderte daher, um der steten proprium-Suche und Jagd ein End zu machen, Ad. B. auf, sich in Freiburg ein proprium zu kaufen oder von dort kommen zu lassen. Ad. B. ersuchte nun den Herder'schen Verlag, ihm ein proprium zu übersenden, allein es traf von demselben, statt eines propriums, die Nachricht ein, daß die ganze erste Auflage desselben vergriffen sei und in nächster Zeit eine zweite nicht erscheinen werde. Nun ersuchte mich Ad. B., ich möchte ihm mein proprium während eines Monates an jenen Tagen leihen, an welchen ich dasselbe nicht bedürfe, da er entschlossen sei, das ganze, 255 Seiten zählende Buch abzuschreiben. Ich erklärte mich bereit, seinem Gesuche zu entsprechen. Nun benützte Ad. B. jede freie Stunde zur Abschrift, dabei verfuhr er aber so mechanisch und sklavisch, daß er auch die dicksten Druckfehler dekopierte. Als ich eines Tages diese Wahrnehmung machte, drückte ich mein Befremden darüber aus und sagte zu Ad. B.: „Warum inkorporieren Sie denn diese augenscheinlichen Druckfehler Ihrem Manuskript und schänden dasselbe durch diese

Böcke?“ Darauf antwortete Ab. B. in vollem Ernst und mit allem Nachdruck: „Dieses proprium ist ein liturgisches, von der Kirche verfasstes Buch, also ist sein Inhalt heiliger Text, an dem ich keinen Buchstaben zu ändern wage.“ Ich entgegnete dem in dieser Beziehung hyperorthodoxen Vikar: „Ihr Respekt vor diesem liturgischen, von der Kirche verfassten Buch, der sich sogar auch auf die Druckfehler desselben erstreckt, geht offenbar zu weit, denn die Kirche hat dieses Buch weder gesezt noch gedruckt, sondern Sezer und Drucker, die möglicher Weise ganz ungläubige oder häretische Personen gewesen. Die Druckfehler dieses Buches entstammen entweder dem Irrtum, dem Leichtsinn oder der Nachlässigkeit der Sezer, Korrektoren, Drucker oder Lehrbuben, welche die Lettern von der Druckerschwärze zu reinigen und dann in die betreffenden Abteilungen der Letternfächer zu legen haben. Nun ist es aber doch gewiß nicht nur pedantisch, sondern auch absurd und naiv, den Respekt vor diesem allerdings heiligen Text auch auf die Druckfehler desselben, das heißt auf den Irrtum, den Leichtsinn und die Nachlässigkeit der Sezer, Korrektoren, Drucker und Lehrbuben des Herder'schen Verlags auszudehnen. Ich meine, der Respekt vor dem heiligen Text dieses Buches sollte Sie gerade veranlassen, denselben von den offenkundigen Druckfehlern zu reinigen. Ja, das zu tun, sind Sie eigentlich sogar verpflichtet, denn am

Schlusse des propriums, Seite 252, wird der Leser aufgefordert, 5 speziell angeführte Druckfehler zu verbessern, und wird derselbe gebeten: «caeteris, quae hic non notantur, erratis, aliisque defectibus benevolus indulgeat lector», zu deutsch: der wohlwollende Leser möge mit den übrigen, hier nicht verzeichneten Irrtümern und Mängeln Nachsicht oder Schonung haben". Schnell fiel mir hier Ad. B. in die Rede und sagte hizig und spizig: „Mein Verfahren entspricht ganz diesem Ersuchen, denn ich verschone, um des heiligen Textes willen, die Böcke der Sezer und Drucker und habe Nachsicht mit denselben, und eben darum gehen sie aus diesem gedruckten proprium in mein Manuskript über. In meinen Augen entstellen und verunreinigen sie den heiligen Text dieses Propriums durchaus nicht, denn: dem Reinen ist alles rein!!" Es scheint mir, daß der von Göthe geschossene Bock seine hundertjährige Lebensdauer einem ähnlichen Syllogismus oder Sophisma verdankt. Nachdem Göthes, des deutschen Klassikers, Unsterblichkeit auch ohne den genannten Bock hinlänglich und ganz zweifellos gesichert ist, so dürften dessen (Göthes und des hundertjährigen und millionenmal gedruckten Bockes) Verehrer sich endlich wohl bemüssigt fühlen, die nur zu lang hinausgeschobene Etsch-Regulierung und Korrektion zur Ausführung zu bringen. Bock bleibt Bock, gleichviel, ob ihn Göthe oder Kandidatus Jobs ge-

schossen, ob er im Hefte eines Schülers mit Rotstift angestrichen steht oder sich in einem hochberühmten Werke eines Klassikers befindet, das, prachtvoll eingebunden, in einer berühmten, reichen Bibliothek paradiert.

Unsere Religionslehrer in Offenburg und Rastatt kritisierten in ihrer Afterweisheit die katholische Glaubenslehre und Kirche so schneidig und bemängelten und tadelten so vieles an denselben, daß wir zur Überzeugung kommen mußten, es seie kein guter Faden an denselben, und das geläuterte, von Auswüchsen und Mißbräuchen purifizierte Christentum befinde sich nur im Protestantismus. Sie sprachen in so hämisch-satyrischer Weise von den Übergriffen Roms in das politische Gebiet, von der Ausbeutung Deutschlands durch die Päpste, vom Fanatismus des Klerus gegen die Ketzer und der Borniertheit der Mönche, daß wir uns unserer Konfession schämten und die Protestanten um ihre Aufklärung und Freiheit beneideten.

Ihre Kanzelvorträge waren ein Abklatsch der Zschokke'schen „Stunden der Andacht", der Predigten Schleiermachers, Reinhards und Klaus Harms'. Sie enthielten eine philosophische Ethik und aufgeklärte Moral ohne dogmatische Grundlage. Sie waren durchflochten mit Sentenzen und Sittensprüchen heidnischer Schriftsteller und deutscher Klassiker; nur bisweilen wurden, als rari nantes in gurgite vasto, christlich klingende Floskeln und Parabeln des Weisen

von Nazareth eingestreut. Es wurde alles sorgfältig vermieden, woran die wenigen protestantischen Studenten Anstoß hätten nehmen können. Effekthascherei und Sensationsgelüste waren das Triebrad der Tiradendrechslerei auf der Kanzel.

Auf Kosten des Katholizismus wurde eine an Verrat grenzende Toleranz kultiviert, die im eigentlichen Sinn des Wortes den Indifferentismus großzog. Der bekannte Spruch:

„Wir glauben all' an Einen Gott
Jud, Christ, Heid, Türk und Hottentott"

wurde in allen Variationen vorgetragen und zur Geltung gebracht. Die genannten stiftungsgemäß katholischen Anstalten trugen ganz das Gepräge einer olla potrida, eines interkonfessionellen Sammelsuriums und einer planmäßig invellierten Fläche. Es war ergözlich anzusehen, wie protestantische und selbst jüdische Studenten an Sonn- und Feiertagen in der katholischen Kirche der heiligen Messe beiwohnten und sich der Frohnleichnams-Prozession anschlossen. Wie oft sang der jüdische Student Ferd. B. in einer Messe das Solo: „Glaub du, mein Christ, an jenes Leben 2c." und bei der Prozession: «Tantum ergo sacramentum», und kein Mensch stieß sich daran! Selbst als des erwähnten Studenten Vater, der Rabbiner in dem Amtsstädchen B. war, seinem Sohn in einem fulminanten Brief verboten hatte, den katholischen Gottesdienst zu be-

suchen und sich beim Kirchengesang zu beteiligen, ließ sich dieser davon nicht abhalten.

Und warum denn auch! B. war so tolerant, indifferent und aufgeklärt wie wir, er wurde dadurch, daß er mit uns die katholische Kirche besuchte, eine philosophische Predigt anhörte und eine Messe sang, ebenso wenig Christ und Katholik, als wir dadurch Juden wurden, daß wir mit ihm in die Kirche gingen und das «Tantum ergo sacramentum» sangen. Das Paradoxe und die Religions—melange waren damals Modeartikel und standen in üppigem Flor.

Als ich mich, nach absolviertem Lyzealstudium, in einem Marktflecken des badischen Unterlandes, wo sich eine Synagoge befindet, aufhielt, lud mich der dortige Rabbiner, nachdem er gehört hatte, daß ich Theologie studieren wolle und die hebräische Sprache erlernt hatte, sehr freundlich und zuvorkommend ein, am Sabbath die Synagoge zu besuchen und die gebräuchlichen Abschnitte aus der Thora mitzubeten. Ich nahm diese Einladung bereitwillig an. In der Synagoge wurde mir zuerst ein weißer Gebetsmantel umgehängt, dann führte mich der Rabbiner zu einem Lesepult, entrollte die Megille und zeigte mir die zu lesenden Stellen. Dann begann der Gottesdienst, an welchem ich mich als Proselyt des Thores nach Möglichkeit beteiligte.

Wir besuchten in Rastatt bisweilen auch die protestantische Kirche und sangen energisch das Lied

mit: „Eine feste Burg ist unser Gott“ — wir glaubten ja all' an Einen Gott; wir waren weder engherzig, noch befangen, weder Skrupulanten, noch Rigoristen, sondern über den Religionen und Konfessionen stehende Eklektiker und Kosmopoliten, die keine Mücken seihten und einander wegen Textstellen und Bibelversen nicht in die Haare gerieten. Wir waren Rationalisten und als solche entweder Deisten oder Pantheisten; wir konnten, bei gänzlich verfehltem Religions-Unterricht, der nicht nur nicht aufbaute, befestigte, schützte und verteidigte, sondern niederriß, zerstörte und jeden religiösen Keim erstickte, nichts Anderes als Deisten oder Pantheisten werden.

Ich lernte am Gymnasium in Offenburg keinen positiv gläubigen, kirchlich gesinnten Professor kennen, in Rastatt dagegen befanden sich zwei Professoren, ein geistlicher und ein weltlicher, die echte, entschiedene Katholiken waren. Der eine dieser rühmlichen Ausnahmen war Professor Wittmer, ein Laie, der aber trotzdem mehrere Jahre lang in den unteren Klassen Religions-Unterricht mit Sorgfalt, Liebe und Treue erteilte. Wittmer war aber, da ich das Gymnasium in Offenburg absolvierte, nie mein Professor. Der Andere war Professor Bilharz, der nach Versetzung des weiter oben erwähnten Professors Dr. Beck in der Obersexta Unterricht in der philosophischen Propädeutik erteilte. Bilharz war ein streng katholischer Priester, ein tüchtiger Philolog

und geistreicher, sehr belesener Philosoph. Infolge seiner religiösen Überzeugung und kirchlichen Richtung wurde er aber als Römling und Jesuit verschrieen, verächtlich und lächerlich gemacht. Man belegte ihn, da er ein kleiner, korpulenter Mann war, mit dem Spottnamen: „Geistliche Leberwurst“. Derart widerwärtige Verhältnisse entleideten ihm das Lehrfach so sehr, daß er um die erledigte Pfarrei Kirchzarten im Dreisamtal kompetierte, die er auch erhielt.

Von welcher Beschaffenheit der damals herrschende religiös-kirchliche Geist, sofern von einem solchen überhaupt geredet werden konnte, war, geht daraus zur Genüge hervor, daß Stadtpfarrer B—r, der ehedem Professor und Religionslehrer am Lyzeum in Rastatt gewesen, dem Aschermittwochs-Schmause, der in einem Gasthofe stattfand, an dem sich Katholiken und Protestanten beteiligten und bei dem Fleischspeisen in Hülle und Fülle serviert und verzehrt wurden, beiwohnte. Aber eine noch auffallendere und frivolere Verhöhnung des kirchlichen Fastengebotes war es, daß selbst ein Erzbischof von Freiburg, vor circa einem halben Jahrhundert, eine Generaldispens in seinem öffentlich von allen Kanzeln verkündeten Fastenmandat erteilte, als könnte ein Bischof von einem allgemeinen, jeden Katholiken des Erdbodens bindenden Kirchengebot giltig und in Bausch und Bogen dispensieren! Allerdings erhielt

der betreffende Kirchenfürst von Rom einen derben Verweis, und zugleich wurde er verpflichtet, die, unbefugterweis erteilte und ungiltige Generaldispens zu widerrufen, allein das gegebene Ärgernis konnte nicht ungeschehen gemacht und aufgehoben werden, es hatte sich vielmehr die Überzeugung Bahn gebrochen, daß die hohe Kirchenbehörde in Freiburg dem Fastengebot keinen hohen Wert und keine das Gewissen verpflichtende Kraft beilege, und daß sie sich gegen die kirchliche Autorität, aus Willfährigkeit gegen das Ministerium, auflehne. Überdies war die Pflicht des Gehorsams gegen das Oberhaupt der Kirche von Seite der Gläubigen in Frage gestellt, die Achtung vor dem III. Kirchengebote tief erschüttert und der Kirchenfreischärlerei mit dem erwähnten Fastenpatent ein Privilegium und Generalpardon erteilt.

c. Von den profanen Lehrfächern.

Man hört und liest sehr oft die Behauptung: „Die profanen Lehrfächer, namentlich die exakten Wissenschaften, haben mit der Religion gar nichts zu tun, sie nehmen von der Religion keine Notiz und sind in sich abgeschlossen.“ Besonders zur Zeit des Kampfes um die Leitung und Beaufsichtigung der Schule, überall, wo man die Religion aus der Schule verdrängen, das Christentum zum Falle bringen und das moderne Heidentum an dessen Stelle

sezen will, wird obige Behauptung mit aller Hartnäckigkeit und Sophisterei verfochten. Der ganze Troß des niederen und höheren konfessionslosen Schulmeistertums, die ganze Sippschaft des Liberalismus, alle Logenbrüder und Schwärmer für das klassische Altertum, alle Kämpfer für Licht, Aufklärung, Freiheit und Humanität bilden vor dieser Behauptung eine geschlossene Phalanx und verteidigen sie mit allen Waffen. Und dennoch ist keine Behauptung unwahrer und heuchlerischer als diese. Die Verfechter derselben wissen sehr wohl, daß die Religion mit allen profanen Lehrgegenständen an zahllosen Punkten in Berührung kommt und mit denselben zusammenhängt. Sie sind von der Überzeugung durchdrungen, daß jedes weltliche Fach Gelegenheit bietet, gegen die Religion Ausfälle zu machen und ihr Schach zu bieten. Und wahrlich sie machen auch den ausgiebigsten Gebrauch von dieser Gelegenheit! Selbst die Mathematik, Physik und Chemie werden dazu mißbraucht, Beweise gegen christliche Dogmen, gegen das Dasein Gottes, gegen die Trinität, gegen die Erschaffung durch einen persönlichen Gott, gegen die Offenbarung Gottes im alten und neuen Testament, gegen die Erbsünde, gegen die Menschwerdung Jesu Christi aus Maria, der Jungfrau, gegen die Wunder, die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung des Leibes am jüngsten Tage und gegen Himmel, Hölle und Fegfeuer zu liefern. „Nur ein Idiot und

Hydrocephalus (Wasserkopf) glaubt an einen persönlichen, überweltlichen Gott und an Wunder. Nur der Pantheismus ist die wahre, vernünftige Religion", orakelte einst ein Professor der Mathematik und Naturgeschichte während des Unterrichts in der Arithmetik. *)

Derselbe Professor huldigte schon damals der Darwin'schen Deszendenz-Theorie, er sprach sich wiederholt dahin aus: „Der erste Mensch stammte von einem hochentwickelten Affenpaare ab, und hat sich das Menschengeschlecht im Lauf der Jahrtausende,

---

*) Ich gestehe offen: es ist mir rein unbegreiflich, daß man Professoren, die sich öffentlich, und zwar selbst vor ihren Schülern, zum Pantheismus bekennen, in einer so einflußreichen Stellung beläßt, daß man sie aus der Staatskasse flott bezahlt und ihnen noch Orden verleiht, während in den Kirchen beim öffentlichen Gottesdienste für den Landesfürsten gebetet wird, und in den Amtskanzleien Eide abgenommen werden. Und nicht minder unbegreiflich ist es mir, daß kein Hahn darnach kräht, wenn ein pantheistischer Professor an gelehrten Mittelschulen öffentlich das Dasein eines persönlichen Gottes leugnet und diejenigen als blödsinnig und Wasserköpfe erklärt, die am Christentum festhalten und Jesum als Sohn Gottes anbeten, während der Strafkodex die Gotteslästerung mit schwerer Ahndung bedroht. Ist es denn keine Gotteslästerung, wenn man vor studierenden Jünglingen behauptet: „Nur Idioten und Wasserköpfe glauben an einen persönlichen, überweltlichen Gott"? Und sind durch diese Behauptung nicht alle Kirchen als Narrenhäuser prädiziert?

nach den in der Natur liegenden, unabänderlichen Gesezen, stufenweis, konsequent und so allseitig entwickelt, daß es ans wunderbare grenzt, was der Affendeszendent nunmehr auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, der Mechanik und Industrie, der Chemie und Technologie zu leisten imstande ist.“ Meine Behauptung: der erwähnte Professor habe schon damals der Darwin'schen Deszendenz-Theorie gehuldigt, scheint allerdings sich eines Anachronismus schuldig zu machen und darum ungereimt zu sein, denn Darwin hatte damals seine epochemachenden, mit der heiligen Schrift im Widerspruch stehenden und jeder positiven Religion Schach bietenden Schriften: «On the origin of species by means of natural selection, or the struggle for life», «The variation of animals and plants under domestication» und: «The descent of Man and selection in relation to sex» noch nicht verfaßt, allein das jezt nach Darwin genannte System der Deszendenz ist älter als Darwin, denn die Naturforscher Lamarck, Geoffroy Saint-Hilaire, Oken, Treviranus und andere haben vor Darwin die Deszendenz-Theorie aufgestellt. Es ist fast unglaublich, welche Fortschritte diese höchst gewagte und durchaus nicht evident beweisbare, im Gegenteil schon oft aufs schlagendste widerlegte Theorie für Fortschritte und Eroberungen gemacht hat. Man kann ohne alle Übertreibung sagen: diese heillose Theorie hat sich

allenthalben eingebürgert und bedroht ernstlich das Christentum; sie ist als hof- und salonfähig erklärt, sie ist patentiert und privilegiert, sie hat Besitz ergriffen von den Kathedern der gelehrten Mittelschulen und der Universitäten, sie grinst aus der hässlichen Physiognomie der Proletarier, sie jauchzt aus jeder Spalte antichristlicher Blätter und Bücher und ist das Steckenpferd der meisten Philosophen, Naturhistoriker, Physiologen, Geologen, Mediziner u. s. w. Ich führe kürzehalber nur Einen Gelehrten an, Dr. C. E. Bock, der ein renommiertes, sehr verbreitetes und in vielfacher Beziehung sehr brauchbares Buch verfasste, das den Titel führt: „Das Buch vom gesunden und kranken Menschen." In der Einleitung desselben heißt es, Seite 5 (IX. Auflage): „**Woher** das Material zum Weltenbaue stammt, und **Warum** dasselbe vorhanden ist? Diese Fragen stellt sich die Wissenschaft nicht, weil sie weiß, daß diese niemals beantwortet werden können. Die Entstehung der vorhandenen Materie (des Stoffes) ist der menschlichen Erkenntnis entzogen und kann deßhalb niemals Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sein. Während der Glaube wohl einen Schöpfer kennt, der alles zweckmäßig geschaffen und eingerichtet hat, erklärt die Wissenschaft die Materie für ewig und unvergänglich und sucht zu erforschen, **Wie** alles Vorhandene aus dieser Materie hervorgegangen ist. Für die Wissenschaft gibt es gar

keine Schöpfung oder Entstehung des Stoffes, wohl aber eine Entstehung der Form und zwar durch allmälige Entwickelung des Vorhandenen aus dem Vorhergegangenen. Sie sucht den innern gesezmäßigen Zusammenhang aller Lebensformen zu finden und die allmälige Auseinanderentwickelung des Vorhandenen darzutun. Sie betrachtet diese Entwickelung, die mit der Bildung der Erdrinde beginnt und sich ununterbrochen vom Unorganischen (Gesteinen, Wasser, Luft, Erdboden) auf das Organische (Pflanzen, Tiere, Menschen) fortsezt, als die notwendige und unabänderliche Wirkung der physikalischen und chemischen Kräfte (Eigenschaften), welche an der Materie haften. — Die Ansicht, nach welcher alles, besonders aber Pflanzen, Tiere und Menschen, Produkte eines gütigen und zweckmäßig tätigen Schöpfers sind, pflegt man als „teleologische, vitalistische, dualistische" zu bezeichnen; sie betrachtet die Entstehung der Materie als die Wirkung einer übernatürlichen Schöpfungstätigkeit und ist ein reiner Glaubensartikel. Dagegen ist die Ansicht, welche das Eingreifen einer übernatürlichen, außerhalb der Materie stehenden schöpferischen Kraft leugnet und alles, die organischen wie die unorganischen Naturkörper, als die notwendigen Produkte natürlicher Kräfte, als die notwendigen Wirkungen ewiger und unabänderlicher Naturgeseze ansieht, als „mechanische, einheitliche, kau-

sale, monistische" bezeichnet worden. In der Natur geht alles natürlich zu, und das Glauben fängt da an, wo das Wissen aufhört." In den Artikeln: „Ursprung des Menschen" und: „Alter des Menschengeschlechtes" heißt es, Seite 104 und 105,: „Der Grundplan, nach welchem der Körper des Menschen und des Affen gebaut ist, sowie die allmäligen Übergänge von den höheren Affen zu den niederen Menschen, führt zur Annahme einer, von Lamarck und Darwin entwickelten Abstammung des Menschen aus der Affenwelt und einer allmäligen Heranbildung seiner besonderen Charaktere, auf dem Wege der Ererbung, der Entwickelung vorteilhafter Abweichungen und deren naturgemäßer Befestigung durch weitere erbliche Übertragung. — Ob der Mensch von einem einzigen ersten Paare abstamme (wie die Monophyleten oder Monogenisten meinen), oder ob dem Menschengeschlechte mehrfacher Ursprung zu Grund liege (wie die Polyphyleten oder Polygenisten wollen), darüber gibt die Deszendenztheorie insofern Aufschluß, als sie nachweist, daß der Mensch nur durch einen langsamen Umbildungsprozeß aus einer ausgestorbenen (ach wie klug, zur Vermeidung jeder Kontrole, erdacht!) Affenart hervorgegangen ist, und daß es ebenso wenig ein erstes Paar Affen, wie ein erstes Menschenpaar gegeben haben kann. Ebenso dürfte anzunehmen sein, daß die verschiedenen

Menschenarten, obschon sie alle von einer gemeinsamen Affenform abstammen, doch ebenso, wie die menschliche Sprache, vielheitlichen (polyphyletischen) Ursprunges sind. — Die Frage, wo die ersten Menschen lebten, oder richtiger, wo sich unsere Urzeuger vom Stamme der Katarhinen (schwanzlosen Schmalnasen) abzweigten, wird zur Zeit dahin beantwortet, daß dies wohl die alte Welt gewesen sei, wo nur derartige Affen existierten, nämlich ein Stück des südlichen Asiens, von Sclater Lemuria genannt, ein im indischen Ozean versunkener (wann? Wer war dessen Zeuge?) Kontinent, zwischen Madagascar und den großen Sundainseln. -- Über das eigentliche Alter des Menschengeschlechtes läßt sich etwas Bestimmtes nicht angeben, namentlich ist eine bestimmte Zahlenangabe nach Jahren unmöglich, da die Entwickelung des Menschen jedenfalls so allmälig vor sich gegangen ist, daß man gar nicht mit Bestimmtheit anzugeben vermag, wann eigentlich der Mensch nicht mehr Affe war und als Mensch bezeichnet werden konnte. Die fossilen Menschenreste deuten darauf hin, daß die Existenz des Menschen noch weit über die Diluvial- und Eiszeit rückwärts und bis tief in die Tertiärepoche hineinreicht, so daß also unser Dasein auf Erden jedenfalls nur nach Hunderttausenden von Jahren gerechnet werden kann." So Dr. Bock anno 1872, und so unser Professor der Mathematik und Natur-

geschichte anno 1842! Und troz all Dem behauptet man keck und hartnäckig: die weltlichen Fächer, die weltlichen, exakten Wissenschaften haben mit der Religion, mit dem Christentum und der Bibel nichts zu schaffen! Die erwähnten Äußerungen unseres Professors, während des Unterrichtes in der Naturgeschichte, waren doch gewiß auch ein Religions-Unterricht, wenn auch ein nur negativer, polemischer destruktiver und blasphemischer. Sie waren ein eklatanter Beweis, daß man aus Tendenz und Malise die Religion in jedes profane Fach hineinziehen und in demselben, auf die erwähnte Weise, das Christentum auf die Folterbank legen und zu Tod martern kann. Es ist also ein heuchlerisches Wort: „Religion und profane Wissenschaften haben nichts miteinander zu tun, sie nehmen keine Notiz von einander,“ womit auch bewiesen werden will, daß der Religion gar kein Einfluß auf weltliche Fächer zu gestatten seie, z. B. auf Naturlehre, Naturgeschichte, Philosophie, Literatur und Geschichte. Es gibt auf der weiten Welt keinen Professor und kann keinen geben, der die genannten Fächer von der Religion isolieren könnte, der nicht genötigt wäre, zur Erklärung dieses und jenes Punktes, von Gott, Religion, Konfession und Christentum zu reden, der sich nicht gezwungen sähe, bei sich widerstreitenden Ansichten Stellung zu nehmen und Farbe zu bekennen. Und sie nehmen auch alle, seien sie gläubige Christen oder moderne

Heiden, Stellung pro oder contra Religion und Christentum. Wie will denn ein Professor rein objektiv, wie ein Sprachrohr, aus welchem das vorgeschriebene Lehrbuch redet, Geschichte, Philosophie, Literatur und Naturgeschichte vortragen! Da heißt es: «Hic Rhodus, hic salta!» „das Visier hinauf, und vom Leder gezogen!" Wie sahs im Mittelalter aus? Welche Stellung hat die Kirche dem Staat, und der Staat der Kirche gegenüber eingenommen? Welches war Luthers Charakter? Was hat Gustav Adolf nach Deutschland geführt? rc., rc. Reicht die Vernunft hin, alle Fragen unseres Geistes befriedigend zu lösen? Enthält eines der vielen philosophischen Systeme die ganze, volle Wahrheit? Macht die Philosophie die christliche Religion entbehrlich? rc. Welchen Einfluß übte das Christentum auf die deutschen Klassiker und diese auf die religiös-kirchliche Gesinnung und die Sitten der Gesellschaft aus? rc. Woher stammen die ersten Menschen, und wie sind die verschiedenen Gattungen und Arten der Tiere, Pflanzen und Mineralien entstanden? rc. Welcher Professor kann um diese Fragen, wie die Kaze um den heißen Brei, herumgehen? Wer von ihnen kann, darf und wird auf dieselben einen delphi'schen Orakelspruch erteilen? Keiner. Jeder kramt bei Erteilung seines Unterrichtes in den profanen Fächern seine religiöse Überzeugung, seine Ansichten und Meinungen aus, er sezt seinen Schülern seine

Brille auf, und sucht ihnen sein Kredo beizubringen; denn dem Gläubigen und Ungläubigen, dem christlich und antichristlich Gesinnten ist es Bedürfnis, Proselyten zu machen — das läßt sich weder verbieten, noch durch Heuchelei verheimlichen.

Der berühmte Staatsmann, Schriftsteller und Redner Graf Montalembert gesteht von sich selbst: „Als ich das collège (Gymnasium) absolviert hatte, wußte ich zwar alle Liebschaften Jupiters, aber dabei nicht einmal die Namen der Gründer jener religiösen Orden, denen Europa seine Bildung und die Kirche so oft ihre Rettung zu verdanken gehabt. Ich bin überzeugt, daß es, wie mir, so allen Jünglingen an den Staatsgymnasien ergangen ist und auch in Zukunft ergehen wird.“ Dieses Wort ist leider nur zu wahr. Der dem Studium sich widmende Knabe kommt sehr oft als gläubiger, frommer, unverdorbener Christ an das Gymnasium, aber als moderner Heid, Gottesleugner und rabiater Kirchenfeind, der Unschuld beraubt und der Verwilderung überantwortet, verläßt er dasselbe — infolge der dort herrschenden seichten Aufklärung und schlechten Grundsäze in religiöser und sittlicher Beziehung. Die dort gepflegte und den Studenten beigebrachte klassische Bildung ist in der Regel gleichbedeutend mit Untergrabung und Vernichtung des Christentums, und die vielgepriesene Humanität er-

weist sich gewöhnlich als eine Überkleisterung innerer Fäulnis und Verwilderung.

Der Philolog und Dichter Heinrich Voß war 20 Jahre lang (von 1782—1802) Rektor des Gymnasiums zu Eutin, und als solcher suchte er beim Unterricht in den Profanwissenschaften den Schülern seine antichristlichen, modern heidnischen Ansichten einzutrichtern. Der Konvertit, Graf Friedrich Leopold von Stolberg, der streng katholisch und kirchlich gesinnt war und seine Söhne das erwähnte Gymnasium besuchen ließ, schrieb betreffs der höchst verderblichen Einwirkung des Rektors Voß auf die Eutiner Studenten an die Fürstin Gallitzin, am 25. Februar 1798,: „Voßens und seines Gehilfen Unterricht ist von der Art, daß ich meine Knaben nicht lange mehr die Schule besuchen lassen kann. Beide, aber vorzüglich Voß, dessen Unterricht in den alten Sprachen, besonders was Sprachkunde und Eindringen in den Geist der besten Schriftsteller betrifft, wohl schwerlich seines gleichen hat, sind so angesteckt vom Gifte der Zeit, daß sie es, selbst ohne natürlichen Anlaß, in den Unterricht einfließen lassen. Daß sie Jesus Christus nur für einen von Gott mit besonderen Gaben ausgerüsteten Mann ansehen, daß ihnen die Geschichten der heiligen Schrift Fabeln zu sein scheinen, daß Jehova in ihren Augen nur ein als Nationalgott von den Juden verehrtes Wesen sei, daß die Vorstellung

eines gottsühnenden Todes ihnen Thorheit und Ärgernis sei u. s. w. ist von meinen Knaben schon bemerkt worden . . . Ich hielt ihn (Voß) für zu gewissenhaft, oder vielmehr sein Gewissen für zu schlicht, um zu besorgen, daß er, da er in der Religion selbst nicht unterrichtet ist, sich in der Stunde des griechischen und lateinischen Unterrichtes seinem Fanatismus (gegen das Christentum) so überlassen würde." Durch den Inhalt dieses Briefes ist die Gesinnung, Richtung und Taktik fast aller Professoren zu jener Zeit, als ich in Offenburg und Rastatt studierte, trefflich gekennzeichnet, denn sie bekämpften das Christentum direkt und indirekt, positiv und negativ, offen und verdeckt, gleichviel, ob sie die lateinische oder griechische Grammatik handhabten, diesen oder jenen Klassiker verarbeiteten, an einer Pflanze, einem Stein oder Knochen demonstrierten, das System Hegels oder Spinozas, Fichtes oder Trendelenburgs vortrugen, Papst Gregor VII. durchhechelten oder der „jungfräulichen" Elisabeth von England Weihrauch streuten.

Nach dem Religions-Unterricht wurde jener in der

Geschichte

unter allen profanen Lehrgegenständen am meisten zur Bekämpfung des Christentums und der Kirche mißbraucht.

So oft in der deutschen, italienischen, französischen

und englischen Geschichte von einem Papst, einem päpstlichen Legaten oder von einer kirchlichen Einrichtung die Rede war, erhielten diese einen obligaten Puff oder Fußtritt.

Die deutsche rc. Geschichte wurde vom protestantischen, antikirchlichen Standpunkt vorgetragen und unter diesen Gesichtspunkten behandelt oder vielmehr mißhandelt. Zur Lektüre wurden uns nur rationalistische, liberale und protestantisch angehauchte Geschichts-Werke und Lehrbücher empfohlen, z. B. Beckers „Weltgeschichte“, Friedrich Schlossers „Weltgeschichte für das deutsche Volk“, Rottecks „Weltgeschichte“, Kohlrauschs „Deutsche Geschichte“, Rößelts „Weltgeschichte“ und „Deutsche Geschichte“, Böttgers „Weltgeschichte“, „Allgemeine Geschichte“ und „Geschichte des deutschen Volkes und Landes“, Adolf und Wolfgang Menzels „Geschichte der Deutschen“, Pfisters „Geschichte der Deutschen“ — kurz lauter Lehrbücher der Geschichte, die, mit Ausnahme der Weltgeschichte Rottecks, von Protestanten verfasst worden sind. Vor Annegarns „Allgemeiner Weltgeschichte für die katholische Jugend“ wurden wir, als vor einem tendenziösen, befangenen, einseitig verfassten und ultramontanen Machwerke gewarnt.

Als Leitfaden zur Erteilung des Geschichts-Unterrichtes durch die betreffenden Professoren und zur Erlernung der Geschichte von Seite der Studenten war Dr. Becks „Lehrbuch der allgemeinen

Geschichte“ an den gelehrten Mittelschulen eingeführt. Nachdem Dr. Beck im Vorwort zur „Allgemeinen Geschichte“ deren Aufgabe kurz angegeben, sagt er: „Aber was ist aus diesem so wichtigen und herrlichen Unterrichtszweige in den Händen so vieler durch verkehrte entweder mechanisch-objektive oder subjektiv-räsonnierende Behandlungsweise geworden? Die Ersten, weil selbst gedankenlos, finden sogar in der wundersam mannigfaltigen Entwicklung des Menschengeistes keinen Gedanken und geben, statt Geschichte, eine chaotische Masse von Namen, Zahlen und Tatsachen, worin kein anderer Geist wehet, als der der Unvernunft, der Lüge und der Unseligkeit, und was zu nichts Weiterem dient, als den Geist zu verwirren, das Gefühl abzustumpfen, und das Gedächtnis mit nuzlosem und eitlem Gepränge zu überlasten. Die Andern nach der heillosen subjektiven Richtung der modernen Bildung, die nirgends ein objektiv Seiendes erkennt, wollen ohne Kenntnis der Tatsachen a priori eine Geschichte konstruieren, die nirgends objektiv ist als in ihren Einbildungen, und ermangeln darum alles Grundes und Bodens. Hier ist die Frucht Anmaßung und die so verbreitete Sucht, über alles sofort abzusprechen .... Der Verfasser, der seit mehreren Jahren Geschichte auf Schulen lehrte, hat aus Erfahrung kennen gelernt, welchen wohltätigen oder nachteiligen Einfluß ein wahrer oder falscher histo-

rischer Unterricht auf jugendliche Gemüter übt. Der Wunsch, einen Leitfaden zu haben, der von jenen berührten Abwegen entfernt sich hielte, veranlasste ihn zunächst, ein Lehrbuch der Geschichte für Schulen und zum Privatunterrichte zu verfassen.“ Man wäre nun zur Annahme berechtigt, Dr. Beck würde in seiner Geschichte, nach Maßgabe der von ihm ausgesprochenen Grundsäze, ohne Vorurteil und Eingenommenheit gegen die katholische Kirche, objektiv wahr und unparteiisch Personen und Tatsachen geschildert haben, allein solches ist vielfach nicht der Fall. Im § 47, Seite 39, der „Geschichte der Deutschen“ hat er für Papst Gregor VII., den größten und verdienstvollsten aller Päpste, der ein gewiegter Staatsmann und der berühmteste aller Kirchenfürsten Roms gewesen, der durch den Kampf gegen die Simonie und für den Zölibat der Kirche die Freiheit im Innern und durch den Investiturstreit ihr die Freiheit nach außen errang, kein Wort der Anerkennung, während er, § 110, Seite 125 der „Allgemeinen Geschichte“, und § 104, Seite 81, im Abschnitte: „Geschichte Englands“, Elisabeth, die Königin Englands, „die ausgezeichnete“ Tochter Heinrich VIII. nennt, die „mit vieler Klugheit und Umsicht, kraftvoll, aber willkürlich herrschte“.

Nun war aber Elisabeth, nach dem Zeugnis aller wahrheitsliebenden Geschichtsforscher, ein ränkesüchtiges, heuchlerisches, herrschsüchtiges und blutdürstiges

[illegible] und keinem [illegible] [illegible] 20 Jahren [illegible] ihres [illegible] und [illegible] England [illegible] gewan[illegible] in allen katholischen [illegible] einschlagen.

[illegible] stehende [illegible] folgende Be[illegible]

[illegible] und sich [illegible] Gottes[illegible] 400 Gulden [illegible] ins Ge[illegible], bis [illegible] kann.

[illegible] er[illegible] noch so [illegible] er 24.000 Gulden erlegt hat; [illegible] hat, nebst [illegible], die [illegible] Geldbuße, also 48.000 Gulden, zu entrichten, und zwar so oft er Messe gelesen hat.

Jeder Geistliche, der nicht öffentlich der katholischen Religion entsagt oder die Autorität des Papstes abschwört, verliert alle seine Pfründen, Ämter und Würden.

Kein Gelehrter oder Studierender kann einen Plaz in akademischen Collegien erhalten oder einen höheren akademischen Grad erlangen, wenn er nicht zuvor dem Papste den Gehorsam aufkündigt.

Volljährig gewordene Kinder sind nur dann erbberechtigt oder können aus dem ihnen zugefallenen Erbe Nuzen ziehen, wenn sie zuvor aus der katholischen Kirche austreten.

Im April 1571, also lange vor dem Tod der Königin Elisabeth, der erst anno 1603 erfolgte, erließ das englische Parlament drei, von Elisabeth sanktionierte Geseze, die folgende Verbrechen mit dem Tod bestraften:

1. Wer behauptet, die Königin Elisabeth seie schismatisch oder häretisch oder nicht rechtmäßige Königin von England;

2. Wer behauptet: es habe jemand Anderer als Elisabeth oder, nach deren Tod, jemand Anderer als einer ihrer Nachkommen Anspruch auf den Tron Englands;

3. Wer päpstliche Bullen, Breven oder Vollmachten in Rom erwirkt und dieselben in England in Anwendung bringen will.

Allein Elisabeth wütete nicht blos gegen die Katholiken, sondern auch gegen jene Protestanten, die sich nicht zu der vom Staat eingeführten Kirche (zur englischen Hochkirche) bekennen wollten und gewöhnlich Puritaner hießen. Sie wurden ihrer Ämter

entsezt, um schwere Summen Geldes gestraft oder ins Gefängnis geworfen. Am schlimmsten erging es den Wiedertäufern — sie wurden zum Feuertode verurteilt. Auch in sittlicher Beziehung war Elisabeth nichts weniger als musterhaft und ihre „Jungfräulichkeit" sehr anrüchig. Mehrere ihrer Liebhaber sind ja bekannt, namentlich der Graf von Leicester und der Graf von Essex, den sie hinrichten ließ, weil er „ihre Krone angetastet hatte". Doch troz all Dem nennt Dr. Beck Elisabeth die „ausgezeichnete" Tochter Heinrich VIII., die „mit vieler Klugheit und Umsicht, kraftvoll, aber willkürlich herrschte!" Statt dessen hätte er sie die ebenbürtige, gleichgesinnte und würdige Tochter Heinrich VIII., des Wüterichs und Weibernarren, nennen sollen.

Von einer Charakteristik Gustav Adolphs findet sich an den betreffenden Stellen, §. 116, Seite 131, in der „Allgemeinen Geschichte" und §. 20, Seite 18, in der „Geschichte der Deutschen", II. Abteilung, keine Spur, dagegen wird als Quellenwerk, bezüglich des dreißigjährigen Krieges, die Geschichte jenes Krieges vom Dichter und Geschichtsbaumeister Schiller angegeben. Ein schofleres, oberflächlicheres und von Vorurteilen befangeneres Geschichtswerk als Schillers: „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" und „Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande" kann es nicht geben. Übrigens stellt Schiller sich selbst das kläglichste Zeugnis aus, das einem Ge-

schichtsschreiber erteilt werden kann. In seinem Briefe an Karoline von Beulwitz, d. d. den 10. Dezember 1788, sagt er: „Die Geschichte ist nur ein Magazin für meinen Kopf, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Und darum warnt er selbst vor der Benüzung seiner genannten Geschichtswerke als historischer Quellen, er schrieb: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, **der das Unglück hat,** sich an mich zu halten." Siehe Janssens „Schiller als Historiker." II. Auflage. Herder. 1879. Aber trozdem wurden Schillers zwei Geschichtswerke in den einschlägigen Perioden zitiert und uns deren Lektüre dringend ans Herz gelegt.

Der ligistische Obergeneral Tilly wurde von meinen Geschichtsprofessoren ganz in Schiller'scher Weise als religiöser Fanatiker, Mordbrenner und Teufel in Menschengestalt dargestellt, während der tüchtige Geschichtsforscher Onno Klopp der vollen Wahrheit gemäß von ihm sagt: „Er hat gelebt wie ein Held und ist gestorben wie ein Heiliger." Und König Ludwig I. von Baiern, der dem berühmten Feldherrn ein Monument sezen ließ, bekannte bei der Einweihung desselben in freimütigster Weise: „Zwei Jahrhunderte hindurch war er (Tilly) arg ver-

leumdet,*) aber endlich drangen die Strahlen der Wahrheit durch die Nebel des Vorurteiles". Auch ich las als Unterquintaner die zwei Schiller'schen Geschichtswerke, doch nein, ich las sie nicht, ich verschlang sie vielmehr heißhungerig und schwärmte für Schiller, den genialen Geschichtschreiber. Gustav Adolf stand vor meiner Seele vom Nimbus eines Glaubenshelden und Märtyrers umstrahlt, da er Deutschland von den papistischen Greueln, von Geistestyrannei und hirarchischem Despotismus befreite und ihm Religions- und Gewissensfreiheit erkämpfte, während ich mich mit Verachtung, mit Zorn und Ingrimm von Tilly abwandte.

Die Geschichtschreibung war während des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts faktisch ein protestantisches Monopol, ein Regieartikel, ein Privilegium des Protestantismus. Mit höchstem Übelwollen, einseitig und befangen, parteiisch und gehässig wurde alles speziell Katholische beurteilt, respektive verurteilt. Luthers Testament: „Gott erfülle euch mit Haß gegen das Papsttum!" war in den protestantischen Geschichtswerken fast ohne Ausnahme als Drachenzähne-Saat aufgegangen und üppig in die Ähren geschossen. Bei weitem in den meisten

*) Besonders von dem kalvinistischen Professor Friedrich Spanheim in Genf, der, von Gustav Adolf durch Geld und gute Worte bestochen, Tilly in seinem «Soldat suédois» als wahres Scheusal hinstellte.

protestantischen Geschichtswerken wimmelt es von Vorurteilen, längst widerlegten Irrtümern, Anklagen, Lügen und landläufigen Fabeln. Es findet sich in denselben keine Spur von Gerechtigkeit und Billigkeit, von Toleranz und friedfertiger Gesinnung, von unparteiischer Verteilung von Licht und Schatten.

Der protestantische Geschichtschreiber Karl Adolf Menzel charakterisiert die parteiische und intolerante Art und Weise der Geschichtschreibung in seiner „Neueren Geschichte der Deutschen“, V. S. 93, sehr treffend in folgenden Worten: „Der Haß, mit welchem das Papsttum betrachtet ward, dehnte sich nach und nach auf alles Dasjenige aus, was mit der römischen Kirche verwandt oder aus deren Pflege hervorgegangen war. Die Geschichte erschien als Mitschuldige der antichristlichen Arglist, die in der langen Reihenfolge geistlicher Machthaber und ihrer Gehilfen verkörpert, ein Jahrtausend hindurch Lug und Trug für Wahrheit und Recht verkauft und im deutschen Bewußtsein von der Verruchtheit ihres Tuns unablässig daran gearbeitet haben sollte, das gesammte Christenvolk, vornehmlich aber das deutsche, immer tiefer in die Nacht des Irrtums und der Sünde zu verstricken. Eine solche Ansicht war nicht geeignet, geschichtlichen Sinn zu entwickeln und die Geister zur Freiheit des Urteils zu erziehen. Die Flur, auf welcher die Saat der Jahrhunderte geblüht hatte, verwandelte sich durch sie in eine dürre Steppe voll

Disteln und Dornen, und anstatt das eigentliche Leben der Zeiten zum heiteren Verständnis zu bringen, anstatt die großen Gestalten der Vergangenheit dem gegenwärtigen Geschlechte näher zu führen, war die Geschichtsforschung ängstlich bemüht, Beispiele und Belege für die Behauptung zu sammeln, daß zwischen dem fünften und dem sechzehnten Jahrhundert eine tiefe Finsternis die Völker bedeckt habe, und nur bei einigen Zeugen der Wahrheit ein spärlicher Funke des Lichtes christlicher Erkenntnis aufbehalten worden sei. Der Phantasie vertrocknete mit der liebevollen Anhänglichkeit an die vaterländische Vergangenheit ihr Lebensquell, und an dessen Stelle legte sich eine Eisrinde theologischer Begriffe und scholastischer Lehrformeln um die Herzen. Die ganze nationale Atmosphäre wurde erkältet, indem die religiösen Gefühle und Gedanken des Volkes an dieser Eisrinde sich festsezten."

Die Geschichte wurde infolge tief eingewurzelter Vorurteile gegen die katholische Religion und unversöhnlichen Hasses gegen die katholische Hierarchie zu einer häßlichen Karikatur der Wirklichkeit, und oft finden sich diese Vorurteile und dieser Haß in solchen Kreisen, in denen man dieselben nicht vermuten sollte, und aus denen sie wieder in die Geschichte zurückwanderten, wodurch sie ein sehr zähes Leben erhielten. Johann David Preuß, Historiograph des königlich preußischen Hauses, ein gewiß-

sehr unverdächtiger Zeuge, berichtet in seiner Geschichte Friedrich des Großen, Berlin 1832, I. S. 10. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, habe in der Instruktion für den Grafen von Finkenstein und den Obersten von Kalkstein, die den Kronprinzen Friedrich, den nachmaligen König Friedrich II., zu erziehen hatten, verordnet: „Insonderheit muß Meinem Sohn eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, recht beigebracht, hingegen aber alle schädliche und zum argen Verderben abziehenden Irrungen und Secten, als Atheist-, Arrian-, soll wohl Arminian-, Socinianische, und wie sie sonst Namen haben mögen, als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören, beflecken und einnehmen kann, aufs Äußerste gemieden und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden; wie denn ingleichen Ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug mit unter denenselben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich, **einen Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu imprimieren.**“ Gewiß ein hübscher, einem zukünftigen König zu erteilender Religions- und Geschichts-Unterricht und eine herrliche Anweisung desselben zur Ausübung von Toleranz und Heilighaltung der Parität zwischen Katholiken und Protestanten, die

doch in gleicher Weise alle Lasten des Staates, namentlich das Gewehr und die Steuern zu tragen hatten! O es ist eine schöne, löbliche und rühmliche Sache um die Unparteilichkeit, Toleranz, Gerechtigkeit und Parität, sofern sie nämlich nicht blos auf dem Papier stehen, sondern auch wirklich geübt werden! Aber eben damit „happerte" es schon längst, namentlich aber seit anno 1517, und damit happerts noch bis auf den heutigen Tag.

Der Philosoph Ludwig Andreas Feuerbach schrieb als Universitäts-Student, im Jahre 1824, an seinen Vater Paul Johann Anselm, Staatsrat in München, aus Heidelberg: „Wenn ich eine Vorlesung über Kirchengeschichte besuche, so will ich auch Kirchengeschichte hören, nicht die Meinung dieses oder jenes Herrn, der sie vorträgt. Unter den erhabenen Theorien vergangener Jahrhunderte will ich wandeln, nicht unter den Kartenhäusern von Hypothesen und subjectiven Ansichten, die man wohl Kindern zum Spielzeug in die Hände geben mag, aber nicht Studierenden. Man stelle doch nur rein objektiv die Fakta, sei es in Handlungen oder im Glauben, hin, wie sie sich aus sich selbst ergeben, dann erklärt die Geschichte sich durch sich selbst und in sich; sie bedarf dann keines fremden Kommentators. Um die Größe, Erhabenheit und Schönheit des Kölner Domes einzusehen, braucht man wahrlich keinen Häuser-, Straßen- und Brückenbaumeister

bei sich zu haben, der einen auf alles aufmerksam mache.“ Siehe „L. Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß“, bei Karl Grün und Joh. Janssen „An meine Kritiker“. Seite 5.

Zwei ganz auffallende Beispiele aus neuerer Zeit legen beredes Zeugnis dafür ab, daß die Geschichte noch immer in unwürdigen Banden schmachtet, und daß selbst Gewaltmittel angewendet werden, die Wahrheit zu vertuschen und die landläufigen, bisher privilegierten Geschichtslügen vor Entlarvung zu bewahren.

Onno Klopp, ein talentvoller und scharfsinniger Geschichtsforscher, gab von 1864—1866 „Leibniz' Werke“ in 5 Bänden heraus und benüzte dazu das königliche Archiv und die Bibliothek in Hannover. Da er sich aber im Jahre 1866, anläßlich des Krieges zwischen Preußen und Österreich, entschieden auf die Seite des Königs von Hannover, Georg V., gestellt hatte und überhaupt großdeutsch und antipreußisch in der Politik gesinnt war, so verweigerte ihm die preußische Regierung, die nach dem für Hannover unglücklich verlaufenen Kriege vom Königreiche Georgs Besiz ergriffen hatte, die fernere Benüzung des Archivs und der Bibliothek zu Hannover zur Fortsezung der Herausgabe der Werke von Leibniz! Sie mochte, und zwar mit Recht, fürchten, Klopp werde auf Aktenstücke stoßen, die zu

Ungunsten Preußens lauten, und die dann veröffentlicht werden könnten.

Der Berner Regierungsrat hatte zu Ende des Jahres 1886 beschlossen, die Herausgabe des geschichtlichen Quellenwerkes «Fontes rerum bernensium» einzustellen. Gegen diesen Beschluß protestierten die Mitglieder des historischen Vereines des Kantons Bern, allein umsonst. Und was bewog den Berner Regierungsrat, einen so befremdlichen Beschluß zu fassen, durch den der Geschichtsforschung unübersteigliche Hindernisse bereitet wurden? Die Ergebnisse, zu welchen die Benüzung des Berner Archivs führte, respektive die Sensation, welche die Veröffentlichung der Quellen der Berner Geschichte machte, da nämlich in denselben Dinge vorkommen, die ein sehr schiefes Licht auf die Reformations-Periode in Bern und der Schweiz überhaupt, sowie auf das Leben und Treiben, auf den Charakter und die Sitten Calvins, Zwinglis und der Prädikanten werfen. Solche schmuzige Geschichten haben allerdings das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen und kompromittieren gar sehr den Abfall von der katholischen Kirche, und darum verschließt man die Archive.

Geschichte und öffentliche Meinung wurden drei Jahrhunderte lang nach protestantischen Dessins fabriziert; der geschichtliche Stoff ward wie ein Teig genudelt, gewalzt, gepreßt und — je nachdem — angeschwärzt oder vergoldet. Jeder Geschichtschreiber

unterschob den auf der Bildfläche erscheinenden Personen seine Ideen, Ansichten, Meinungen, Urteile, Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen und stellte dieselben dann als objektiv wahr und unantastbar hin. So wanderte denn eine Unzahl von Geschichtslügen, Aufschneidereien, Verleumdungen und Fabeln aus einem Geschichtswerke ins andere und vererbte sich von einer Generation auf die andere. Und daß es damit bis auf den heutigen Tag nicht anders, respektive besser, geworden ist, geht aus einer Korrespondenz der „Germania“ aus Baden (Februar 1889) hervor. Es wird in derselben bitterlich Klage geführt, daß am Gymnasium zu Constanz, das 251 katholische und nur 91 andersgläubige Schüler zähle, fast sämmtliche Professoren protestantisch seien, und der Geschichts-Unterricht ganz ausschließlich in protestantischen Händen liege und nach protestantischen Anschauungen erteilt werde. Nun, zu meiner Zeit stand es in dieser Beziehung noch weit schlimmer; denn alle Professoren in Offenburg und Rastatt, die Geschichts-Unterricht erteilten, waren geborene Katholiken, allein sie trugen denselben protestantisch gebeizt und pikant frikassiert vor. Sollten etwa, was aber höchst unwahrscheinlich ist, am Gymnasium zu Constanz die protestantischen Geschichtslehrer durch katholische ersezt werden, so könnte sehr leicht der Fall eintreten, daß der vorgenommene Personen-Wechsel sehr treffend mit der Bibelstelle bei Matthäus,

XII. 45. zu schildern wäre: «fiunt novissima . . pejora prioribus»; denn es gibt viele nach katholischem Ritus getaufte Professoren, für welche eine Weltgeschichte von Dr. Weiß, Holzwarth, Cantu, Annegarn und Bumüller, eine „Geschichte des deutschen Volkes" von Janssen, das Geschichtswerk: „Tilly im dreißigjährigen Krieg" von Onno Klopp, ein Geschichtswerk: „Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter" von Gfrörer, eine „Geschichte Papst Innozenz' III. und seiner Zeitgenossen" von Friedrich Hurter, eine „Apologie des Christentums" von Hettinger und P. Weiß, eine „Geschichte der Religion Jesu Christi" von Stolberg, selbst: „Die Reformation" vom Schismatiker Döllinger, „Die Konvertiten seit der Reformation" von Bischof Räß und „Konvertiten-Bilder" von Rosenthal, eine „Geschichte der deutschen National-Literatur" von Brugier, eine „Geschichte der deutschen Literatur" von Lindemann ꝛc. ꝛc. nicht existieren. Ich wiederhole: katholische Professoren gibt es, die sich allem gegenüber, was katholisch oder positiv christlich ist, entweder geradezu feindselig oder wenigstens abwehrend verhalten, die jedes von einem katholischen Schriftsteller verfaßte Buch verächtlich und mit dem burschikosen Schlagwort: „Unsinn, Tröbel, Mist" auf die Seite werfen und grundsätzlich kein „ultramontanes" Buch kaufen oder lesen. Nachdem David Strauß sein „Leben Jesu, kritisch bearbeitet," verfaßt, der famose

Ronge seine impertinente Epistel an Bischof Arnoldi in Trier geschrieben, Renan sein „Leben Jesu“ nach allen Himmelsgegenden ausgesendet, die Physiologen und Diätetiker herausgetüpfelt, daß die Kirchenluft höchst schädlich ist und das Knien die Nerven angreift und schwächt, Darwin, Vogt und Brehm haarscharf bewiesen, daß die ersten Menschen von einem Affenpaare abstammten, Kaulbach den Inquisitor Peter Arbues auf einem Ölgemälde als einen fanatischen und blutdürstigen Tyrannen an den Pranger gestellt, und Hans Makart durch sein Ölgemälde „Der Einzug Karl V. in Antwerpen“ aller Zucht und Sitte Hohn gesprochen und der Menschen-, Christen-, Frauen- und Regentenwürde die Sterbglocke geläutet, das Scham- und Ehrgefühl auf dem Schragen der realistisch-naturalistischen Kunst henkermäßig abgestochen und die Lüsternheit, die Fleischeslust und das gemeinste Laster auf den Tron gesezt; gibt es, nach der Ansicht der alltäglichen Gelehrten und Professoren, überhaupt keine unter sich verschiedene Religionen und Konfessionen mehr, sondern nur noch eine wahre, unwandelbare, allein berechtigte Religion: die Humanität, das reine Menschentum, alles Andere ist Humbug und Schwindel. Dieser Grundsaz wird dem Unterricht in den profanen Fächern, namentlich in der Geschichte, zu Grunde gelegt. Das Hauptaugenmerk wird jedoch klugerweise auf die Untergrabung des Katholizismus gerichtet,

weil man anstandshalber nicht blind und plump direkt gegen das Christentum losfahren darf. Die hiebei zu befolgende Taktik befiehlt: «festina lente!» eile mit Weile, das führt am sichersten zum Ziel, und die Erfahrung lehrt: «gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo.»

Um dem Leser die Beurteilung des uns erteilten Geschichts-Unterrichtes zu ermöglichen, führe ich einiges an.

Luther war einer der größten und verdienstvollsten Männer aller Zeiten. Er bekämpfte mit Begeisterung, Mut und Beharrlichkeit Roms Mißbräuche, Aberglauben, Herrschsucht und Geldgier. Er brach die Ketten, in welche die päpstliche Hierarchie die deutsche Nation geschlagen. Er hob die Klostergelübde auf und gab dem Klerus die langentbehrte Freiheit zurück. Er zog die Bibel unter der Bank hervor, machte sie zum Gemeingut aller und stiftete, auf Grund derselben, ein geläutertes Christentum.

Ulrich von Hutten — ein gänzlich verkommenes Genie, das die katholische Kirche glühend haßte, durch alle seine Schriften das Christentum bekämpfte und endlich an der Lustseuche starb — war eine wahrhaft moralische Größe. Seine «epistolae obscurorum virorum» sind eine unerschöpfliche Fundgrube und der richtige Maßstab zur Be-

urteilung des Mittelalters und eine unschäzbare Perle der deutschen Literatur.

Franz von Sickingen — ein Mordbrenner und Raubritter — war ein echter Ritter, Edelmann, Patriot und Protektor des Protestantismus.

Gustav Adolf glühte von heiliger Begeisterung für das Evangelium; er wollte in selbstloser Uneigennüzigkeit und aus Großmut gegen die deutsche Nation den katholischen Kaisertron stürzen und den deutschen Fürsten die Souveränität erkämpfen.

Das Baseler Konzil (1431—1449) stellte den richtigen Grundsaz auf: „Der Papst steht unter dem Konzil.“

Die Magdeburger Zenturiatoren widerlegten aufs schlagendste die angemaßte Hierarchie Roms über die christliche Kirche und bewiesen aufs klarste die Übereinstimmung des Protestantismus mit dem Urchristentum.

Febronius (Hontheim) bekämpfte in seiner Schrift: «De statu ecclesiae» mit Recht die Allgewalt des römischen Papstes und reklamierte mit gutem Grund die von demselben dem deutschen Episkopat entzogenen Rechte.

Die Jesuiten handeln erwiesenermaßen nach dem Spruche: „Der Zweck heiligt das Mittel“ und lehren, daß der Tyrannenmord erlaubt sei.

Aus dieser kurzen Blumenlese kann der Leser

unschwer auf den Geist schließen, in welchem der Geschichts-Unterricht damals erteilt wurde.

Von den giftigen Früchten, die der Abfall von der Kirche, die Vernichtung der kirchlichen Autorität, die s. g. evangelische Freiheit und die sola-fides, die Rechtfertigung durch den Glauben ohne gute Werke und Verdienste, getragen, sagte man uns absichtlich nichts. Man kennt dieselben aber sehr wohl, da sich Luther selbst über dieselben mit aller Offenherzigkeit ausgesprochen. Ich will hier einige seiner Geständnisse wörtlich anführen. „Unsere Evangelischen“, sagte Luther, „wurden siebenmal ärger, denn sie zuvor gewesen. Denn nachdem wir das Evangelium erlernt haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen und saufen wir und treiben allerlei Laster. Da Ein Teufel ist bei uns ausgetrieben, sind ihrer nun sieben ärgere wieder in uns gefahren, wie das jezt an Fürsten, Herrn, Edelleuten, Bürgern und Bauern zu sehen, wie sie jezt tun und sich ohne alle Scheu, ungeacht Gott und seine Dräuung, verhalten.“ Luthers sämmtliche Werke, 36. 411.

Er sagte ferner: „Man sollte diese Lehre (die evangelische) billig mit großen Freuden hören und annehmen, sich daraus bessern und fromm werden. So kehrt sichs leider um, und wird die Welt aus dieser Lehre nur je länger, je ärger, das ist des lei-

digen Teufels [1]) Arbeit und Geschäft: wie man sieht, daß die Leute jezund geiziger, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher und ärger sind, denn zuvor unter dem Papsttum." Sämmtliche Werke, 1. 14.

Er gestand ferner: „Der Adel scharret, reißet und raubt nur den Fürsten und andern, was sie können, sonderlich den armen Kirchen, und treten als eitel Teufel Pfarrer und Prediger mit Füßen. Auch Bürger und Bauer geizet nur, wuchert, trügt und treibt allen Trug und Mutwillen ohne alle Scheu und Strafe, daß es zum Himmel schreit und die Erde nicht mehr ertragen kann." — „Insgemein sind Bürger und Bauern, Mann und Weib, Kind und Gesinde, Fürsten, Amtmann und Untertan alle des Teufels." — „Bauern, Bürger und Adel sind jezt unter dem Licht des Evangeliums geiziger, stolzer und hoffärtiger und zehnmal ärger, denn sie unter dem Papsttum gewesen sind." — Den Zustand der Jugend schildert er kurz mit den Worten: „Es ist der leidige Teufel, daß jezt die junge Welt so wüst, wild und ungezogen ist, daß eitel Teufelskinder daraus werden." Sämmtliche Werke, 6. 8, 10.

---

[1]) Es war Luthers sehr bequeme Gewohnheit, dem Teufel alles, was ihm nicht nach Wunsch und Willen ging, und alle seine eigenen Irrtümer, Fehler und Sünden aufzubürden und in die Schuhe zu schieben. Er machte denselben verantwortlich für all die entsezlichen Folgen der Kirchenspaltung und der Vernichtung der Hierarchie, der kirchlichen Autorität und Disziplin.

123. 441. Welch ein beschämendes Zeugnis, welch ein klägliches Armutszeugnis, das Luther sich und der von ihm gestifteten Kirche ausstellen mußte! Die Berichte, welche lutherische Superintendenten und Konsistorialräte, anläßlich abgehaltener Kirchenvisitationen, an ihre betreffenden Regierungen abstatteten, waren aber gewöhnlich noch trostloser und verzweifelter als Luthers Zugeständnisse und Klagen. Doch, wie gesagt, von all Dem sagte man uns am Gymnasium und Lyzeum kein Sterbenswörtlein. Man teilte uns auch nicht mit, daß Humanisten, Gelehrte und Künstler, die anfänglich das Luthertum mit Freuden begrüßt und demselben Vorschub geleistet hatten, sich alsbald von demselben zurückzogen, nachdem sie der verderblichen Folgen desselben ansichtig geworden, so z. B. Wilibald Pirkheimer, Ulrich Zasius, Johann Pistorius, Albrecht Dürer und andere. Man verschwieg uns ferner das vernichtende Urteil, das König Friedrich II., der doch gewiß nicht im Verdachte steht, ultramontan, ein Römling oder Betbruder gewesen zu sein, über die Reformation, respektive über den Protestantismus, fällte, er sagte: „Wenn wir die Ursachen der raschen Fortschritte der Reformation auf ihren einfachen Grund zurückführen, so sehen wir, daß sie in Deutschland das Werk des Eigennutzes (Säkularisierung des Kirchengutes und dynastische Machterweiterung), in England das der

sinnlichen Triebe (des wollüstigen Königs Heinrich VIII.) und in Frankreich das des Reizes nach Veränderung war.“ Das ist für jeden, der die „entschillerte“, von Lügen, Verleumdungen und Aufschneiderei gesäuberte Geschichte kennt, ein authentischer und unanfechtbarer Geburtsschein des Protestantismus. Wie es eine Zeit gab, wo alle Vergnügungslokale und Tanzsäle von Strauß'schen Walzern widerhallten, und die Richard Wagner'schen Tonschöpfungen: Tannhäuser, Lohengrin, Tristan und Isolde ꝛc. durch alle Opernhäuser die Runde machten, Triumphe feierten und enthusiastisch akklamiert wurden, so gab es eine Zeit (und ich bin der Ansicht, ihre lezte Stunde habe noch nicht geschlagen), in welcher die Geschichts-Professoren und Linguisten ihre Schüler durch süße Schlummerlieder in einen tiefen Schlaf und eine höchst gefährliche Betäubung des Geistes, Herzens und Gewissens einwiegten, aus denen nur die Allerwenigsten wieder erwachten und dann noch Muße und Gelegenheit fanden, die ihnen beigebrachten irrigen Ansichten und Vorurteile wieder los zu werden.

Bei den Jahresprüfungen, die vor dem großherzoglichen Prüfungs-Kommissär, dem Lehrer-Kollegium und einem oft zahlreichen Auditorium abgehalten wurden, machte man aus dem antikatholischen und antikirchlichen Geist, in welchem die deutsche Geschichte gelehrt und gelernt wurde, durchaus kein

Hehl, und ernteten die diesbezüglichen Bemühungen und Bestrebungen, Ansichten und Grundsäze der Professoren und Studenten stets Anerkennung und Lob, nur Ein Mal schlug eine Bombe unversehens mitten ins Examen.

Als ich am Gymnasium in Offenburg studierte, hielt der Oberstudienrat Dr. Zell, der ein überzeugungstreuer Katholik und ein Mann von allseitiger, gründlicher wissenschaftlicher Bildung war, die Prüfung pro 1842 ab. In der Geschichte wurde über den Investiturstreit im XI. und XII. Jahrhundert examiniert, wobei es sich klar herausstellte, daß wir über diesen Gegenstand, infolge des von protestantischen Anschauungen befangenen Geschichts-Unterrichtes, ganz kirchenfeindliche Ansichten hatten. Da erhob sich denn gegen diese heillose Geschichts-Fälschung, gegen diese schmähliche Verunglimpfung der Päpste und ihres Wirkens, gegen diese einseitige und parteiische Beurteilung des Kampfes zwischen Staat und Kirche Dr. Zell. Er sprach zuerst seine große Befremdung und ernste Mißbilligung darüber aus, daß an einer stiftungsgemäß katholischen Anstalt die Studenten einen völlig kirchenfeindlichen Geschichts-Unterricht erhalten hatten, und daß ihnen beklagenswerte Vorurteile, falsche Ansichten und Irrtümer über wichtige Begebenheiten der Geschichte beigebracht worden waren. Er schilderte dann, unter steter Berufung auf das Urteil gründlicher und un-

befangener Geschichtsforscher, den Investitur-Streit nach Ursache, Zweck, Verlauf und Folgen und wies den Geschichts-Professor B. an, in Zukunft unparteiisch und nach unverfälschten Quellen den Schülern Geschichts-Unterricht zu erteilen. Es läßt sich denken, in welch peinlicher Verlegenheit sich Professor B. bei diesem ganzen Vorgange befand. Sein Gesicht glühte bald in Purpurröte, bald ward es von Leichenblässe bedeckt. Dr. Zells Auditorium aber, alle anwesenden Professoren, Studenten und Honoratioren waren ob solcher Ansichten und Äußerungen eines hochgelehrten Mannes und Oberstudienrates aufs höchste verblüfft und indigniert, und nach beendigter Prüfung entlud sich die bisher über dieselben gewaltsam unterdrückte Entrüstung in den sehr bezeichnenden Worten: „Aber der Jesuit, der Ultramontan, der Römling, der Pfaffenknecht! Seine mittelalterlichen Ansichten und mönchischen Winkelzüge sind eine Schmach für das XIX. Jahrhundert!“ Ja, solcher Geist herrschte damals an den Staatsanstalten, und dieser hochliberale, kirchenfeindliche, autoritätslose, freischärlerische Geist sprengte teils im Rongesturm, anno 1845, teils in den politischen Stürmen, anno 1848 und 1849, alle Bande und warf jede Schranke nieder. Religiös-gläubige Überzeugung, kirchlicher Sinn, Anerkennung irgend einer Autorität und sittlicher Lebensernst waren damals eine so große Rarität und Kuriosität wie die Republik San Marino in

Italien, die alle Wechselfälle, Kriege, Revolutionen, Umgestaltungen und Annektierungen innerhalb der italienischen Grenze in einem Zeitraume von 1500 Jahren überdauert hat.

Mit Wehmut und Schmerz gedenke ich der babylonischen Verwirrung, die, infolge der heillosen Geschichts- und des aufgeklärten Religions-Unterrichtes, in meinem Kopf entstanden war. Welch hohen Grad dieselbe nach und nach erreichte, mögen die zwei nachfolgenden Beispiele dartun.

Ich hielt Luther für den größten Mann, den die Geschichte kennt, der sich unsterbliche Verdienste bezüglich der Religion, der Wissenschaft und der echten Humanität erworben, und dem die Welt, namentlich Deutschland, zu größtem Dank verpflichtet ist. Von Luther galt vollinhaltlich das Wort der Schrift: «Et facta est lux.» Daß er, der arme Mönch, gegen die Legionen der römischen Hierarchie in die Schranken trat und die Bannbulle sammt dem jus canonicum verbrannte, war eine unvergleichliche Heldentat. Daß er Klosterpforten sprengte und eine Nonne heiratete, rechnete ich ihm zum hohen Verdienste an, und daß er eine von Rom unabhängige Kirche stiftete, dafür wand ich ihm einen Lorbeerkranz ums Haupt. Daß Luther alle seine Feinde und Widersacher, hoch und nieder, den Papst und König Heinrich VIII. von England nicht ausgenommen, an Derbheit und ungehobelter Naturwüchsigkeit übertrumpfte,

gaudierte mich ungemein und desto mehr, da ich selber damals in den Bengel- und Flegeljahren stand, die ohnehin bei Studenten ein üppigeres Wachstum begünstigen und einige Monate länger dauern, als bei andern Menschensorten. Nur eines konnte ich dem großen, originellen, hochverdienten Manne nicht verzeihen, nämlich, daß er so unerschütterlich fest an den Teufel glaubte, sich stets vom Teufel angefochten wähnte und dem Teufel dadurch viel zu viel Ehre antat, daß er ihn zum Souffleur aller katholisch Gesinnten und zum Generalissimus der gegen die Reformation aufmarschierenden Legionen ernannte, ja daß er ihm auf der Wartburg höchst eigenhändig das Tintenfaß an den Kopf warf. Das war denn doch in meinen Augen eine schwer verzeihliche Schwäche, Kaprize und Marotte und ein Anachronismus, der nur notdürftig damit entschuldigt werden konnte, daß eben einige Longitudinal-Fasern seines Gehirns mit den klösterlichen Spuckgestalten imprägniert geblieben, und daß er als ehemaliger Mönch und späterer Ehemann nicht mehr imstande war, gegen dieses korrosiv wirkende Gift zu reagieren.

Ach, wie erschrack mein Vater, als ich ihm einst diese meine Ansichten über Luther, sein Wirken und seine Verdienste in beredester Weise mitteilte! Er war sprachlos und starr vor Schrecken, und als er sich soweit erholt hatte, daß er seinem Staunen, seiner Entrüstung und seinem heiligen Zorne Aus-

druck verleihen konnte, hielt er eine Philippika über Luther, deren sich, nach vorgenommener klassischer Stilisierung, kein Professor der Kirchengeschichte oder Symbolik hätte zu schämen brauchen. Mein Vater war nämlich ein strenggläubiger Katholik, ein treuer Sohn der Kirche und ein ungeheuchelt frommer Christ. Es stand ihm eine sehr reiche Lebenserfahrung zu Gebot. Er war Zeuge der grauenhaften Verwilderung der französischen Sanskulotten und lange Zeit Choralsänger, als die nach Offenburg emigrierten Domherrn von Straßburg in der Pfarrkirche meiner Vaterstadt Gottesdienst und Chorgebet hielten. Er hatte, für die damalige eisenbahnlose Zeit, große Reisen in Deutschland unternommen, wobei er selbst bis in die Kaiserstadt Wien gelangt war; er hatte vieles gelesen und besaß einen klaren Verstand, richtiges Urteil und vielen Mutterwiz. Er war sehr für die Klöster eingenommen, da er mehrere ausgezeichnete Patres bei den Franziskanern und Kapuzinern in seiner Vaterstadt und bei den Benediktinern in Gegenbach, Schuttern, Ettenheimmünster und Schwarzach kennen und schäzen gelernt hatte. Er kannte die unleugbar großen Verdienste, die sich die Klöster um Wissenschaft und Kunst, Bildung und Gesittung, um Landwirtschaft und Armenpflege erworben hatten, und darum missbilligte er auf's höchste die Aufhebung derselben. Er war ferner ein Mann des strengen Rechts, und darum

verdammte er die Säkularisierung des Kirchengutes als ein schreiendes Unrecht, als Diebstahl und Raub, als Geiz und Habsucht und als ein dem Volke gegebenes schlechtes Beispiel, von dem er mit Bestimmtheit vorhersagte, daß es in Bälde sehr gelehrige Nachahmer finden werde. „Siehe," sagte er, „die Klöster wurden von frommen, opferwilligen Christen gestiftet und bewidmet, damit durch sie Gott verherrlicht, das Christentum erhalten und ausgebreitet, die katholische Kirche verteidigt, die Jugend gläubig und gottesfürchtig unterrichtet und erzogen, die Wissenschaft gepflegt und der Not und Armut des Volkes gesteuert werde, nun aber wurden diese, der Frömmigkeit und Tugend, der Wissenschaft und Gesittung, der Nächstenliebe und Armenpflege geweihten Stätten zerstört und der aus dem Verkauf derselben erzielte Erlös seinem stiftungsgemäßen Zwecke entzogen, zu rein weltlichen und sogar höchst verderblichen Unternehmungen — zur Heranziehung eines antichristlichen und antikirchlichen Geschlechtes und josefinisch-freimaurerischer Kirchen- und Staatsdiener — verwendet. Es ist wahrhaft empörend, daß christgläubige Eltern sich gezwungen sehen, ihre Söhne solchen Anstalten übergeben zu müssen, in welchen dieselben systematisch um den väterlichen Glauben, um Religion und Gottesfurcht betrogen, zu Kirchenfeinden und neumodischen Heiden herangebildet und an Leib und Seele ruiniert werden.

Man meint gerade, die gelehrten Mittelschulen des Staates seien zu dem Zwecke gegründet worden, das Christentum zu untergraben, und alle an denselben angestellten Professoren wären eidlich verpflichtet worden, im Geiste Julians, des Apostaten, die studierende Jugend zu unterrichten. Der ganze klassische Plunder und alle euch beigebrachten Kenntnisse in der Mathematik und Physik, Naturgeschichte und Philosophie, Rhetorik und Poesie, Geographie und Geschichte wiegen den furchtbaren Schaden nicht auf, der durch die verderblichen Grundsäze angerichtet wird, die euch, wie ich mich tatsächlich überzeuge, durch s. g. aufgeklärte, geistliche und weltliche Professoren beigebracht worden sind. Ich sehe leider, daß alle Lehren und Ermahnungen, Warnungen und Zurechtweisungen eines tiefbekümmerten Vaters bei dir auf unfruchtbares Erdreich fallen und taube Ohren finden. Möchte es einst, wenn du aus deinen Träumen und Schwärmereien erwachest, wenn du deine jezigen Ansichten und Grundsäze als Täuschung, Verblendung und Verirrung erkennst, zur Umkehr und Besserung nicht zu spät sein!" Das waren sehr wahre, ernste und zentnerschwere Worte, allein sie fielen richtig, wie mein Vater vermutet hatte, auf unfruchtbaren Boden und fanden taube Ohren. Kein Wunder übrigens, da wir von einem grenzenlosen Hochmut und Gelehrtendünkel besessen waren, uns unendlich glücklich priesen, der Aufklärung des

XIX. Jahrhunderts teilhaftig geworden zu sein, die Errungenschaften auf dem Gebiete der, von allen Schranken befreiten Forschung sehr hoch anschlugen, auf der Höhe der Zeit zu stehen wähnten und darum teils mit Verachtung, teils mit Erbarmen auf die denkfaule, abergläubige und noch tief in mittelalterlicher Finsternis steckende Plebs herabschauten. Hatte doch unser Geschichts-Professor B. auch für den möglichen Zwischenfall Vorsorge getroffen, daß unsere Aufklärung, unser Fortschritt und unsere, aus der französischen Enzyklopädie geschöpften und nach josefinischer Methode filtrierten Ansichten und Grundsäze von Vater oder Mutter angefochten werden sollten. Er schwadronierte nämlich folgendermaßen: „Alle Individuen, die der Bürgerklasse angehören, und im lezten Jahrhundert geboren wurden, hängen noch steif und starr am Althergebrachten, an dem von den Klöstern gehegten Aberglauben, Schlendrian und Gözendienst. Sie vermögen es nicht, ihre süßen Gewohnheiten der äußerlichen Werk- und Scheinheiligkeit abzulegen, sich unter dem Formelnkram herauszuwinden, den Hokuspokus der Ablaßzettel, Medaillen, Rosenkränze und Skapuliere von sich zu schleudern, das römische Joch abzuschütteln und sich in die Regionen des Lichtes und der Freiheit emporzuschwingen. Fern sei es aber von uns, sie zu verspotten oder zu verachten, sie verdienen vielmehr unser Mitleid und Bedauern. Unnüz und fruchtlos

wäre es jedoch, sie belehren, aufklären und widerlegen zu wollen, denn Rom verbietet den Gläubigen das Denken, Forschen und Prüfen. Der ängstlich geübte Autoritäts- und Wunderglauben, die Anhörung geistloser Kapuzinaden und die Lektüre der abergläubischen und abgeschmackten Legenden der Heiligen und der Visionen ekstatischer und stigmatisierter Jungfrauen, à la Katharina von Emmerich, umnebeln den Geist, sie machen denselben borniert und stupid und bringen ihm eine fanatische Verkezerungssucht bei, die ihn rein unfähig macht, den Aufschwung des XIX. Jahrhunderts zu begreifen und sich in die Abschaffung der bankerott gewordenen Kirchensazungen und gottesdienstlichen Zeremonien hineinzufinden. Es verhält sich mit ihnen wie mit den Israeliten in der Wüste. Keiner von denen, die das goldene Kalb angebetet und sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurückgesehnt, durfte das gelobte Land betreten, und ebenso dürfen diejenigen, die den Fleischtöpfen des Klerus Opfergaben dargebracht und vor dem goldenen Kalb der römischen Hierarchie auf den Knieen gelegen, im Tempel der Vernunft den großen Baumeister des Weltalls anbeten. Troz des Widerspruches und der Opposition der mittelalterlichen Sippschaft muß der Augiasstall vom mönchischen Unrate gesäubert, der Gözendienst der Heiligen abgeschafft und der weiche Pfühl der Denkfaulheit den tonsurierten Tagdieben und Müßiggängern

nach und nach, ruckweise, unter dem Leibe hinweggezogen werden." Durch solch kräftige Sentenzen waren wir allerdings gegen jeden Rückfall in das finstere Mittelalter gefeit, juravimus in verba magistri, beteten köhlergläubig die Sentenzen unserer Leithämmel nach, sonnten uns im Lichte der Aufklärung und streckten uns behaglich nieder auf das weiche Polster der Freiheit, das die Humanitäts-Religion durch ihre Missionäre uns vor die Füße gelegt.

Der zweite Mann, über dessen Charakter, Absichten und Leistungen ich mich in einem argen Irrtum, in einem wahren Delirium befand, war Gregor VII. Dieser große, heilige Mann galt mir als Inbegriff aller Verschlagenheit und Ränkesucht, als ein finsterer, unheimlicher, treuloser, herrschsüchtiger Mönch, der den Stuhl Petri über alle Trone der Erde erhöhen, die Bischöfe zu seinen Handlangern, die Priester zu seinen Sklaven und die Fürsten zu seinen Lehensträgern, Satrapen und Lakaien, ja zum Schemel seiner Füße erniedrigen wollte, der sich so sehr in seine Rolle hineingelebt hatte, dass er selbst auf dem Todbett nicht aus ihr fiel, als er die Welt mit den Worten von seiner verhängnisvollen Gegenwart befreite: «Dilexi justitiam et odi iniquitatem, propterea morior in exilio,» d. h.: „Ich liebte die Gerechtigkeit und haßte das Unrecht, weßwegen ich im Exil sterbe." Wie

groß war darum mein Erstaunen, als ich aus der Kirchengeschichte erfuhr, dass Gregor den Riesenkampf gegen die Simonie, gegen die Investitur, gegen Heinrich IV., der ein Wüstling und Tyrann war, gegen die Allgewalt des Staates, der die Kirche knechten und ausbeuten wollte, und gegen den unsittlichen Klerus notgedrungen unternahm, daß er ein durchaus sittenreiner Mann war und von der Kirche heiliggesprochen wurde, ja dass selbst protestantische Geschichtschreiber diesem großen, heiligen Kirchenfürsten Recht widerfahren lassen. Der protestantische Geschichtsforscher Leo sagt in seiner „Geschichte des Mittelalters", Seite 167, über das Wirken Gregor VII.: „Von den Territorien der Normannen bis nach Mailand und die Nordgrenze Italiens war eine Reihe von Männern tätig zu demselben Ziele: zur Erhebung der Kirche aus ihrer Ohnmacht, aus ihrer Versunkenheit. Die Seele, der dominierende Verstand war und blieb Hildebrand, der geistig mächtigste und genialste Staatsmann des Mittelalters." Das Verfahren Gregor VII. gegen Heinrich IV. rechtfertigte Leo, Seite 168, auf folgende Weise: „Ganz von selbst war das Zusammenwirken politischer und kirchlicher Mächte gegen Heinrich IV. entstanden, da er nicht bloß die Kirche in der gleichen herabwürdigenden Weise behandelte wie seine Vorfahren im Reiche, sondern durch die Zügellosigkeit, die er seiner

Umgebung gestattete, und durch sein stetes Geldbedürfnis hingerissen wurde, das bisherige Verderben der Kirche auf einen jedermann empörenden Punkt zu steigern.“ Der so oft tendenziös und boshaft ausgebeutete Vorgang auf dem Schlosse zu Canossa charakterisiert Leo in seiner „Geschichte Italiens“ I., Seite 459. also: „Es hat in Deutschland nicht an Schriftstellern gefehlt, die diese Szene auf Canossa als einen Schandflecken betrachtet haben, den ein übermütiger Pfaffe der deutschen Nation zugefügt. Es ist diese Betrachtungsweise vielleicht von allem, was die Historie aufzuweisen hat, die roheste Barbarei. Legen wir, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Vorurteile bei Seite, welche Nationalgefühl und Protestantismus erzeugt haben, und versezen wir uns in jene wahrhaft protestantische Sphäre vollkommener Freiheit des Gedankens! Von diesem Standpunkte aus gesehen, erblicken wir in Gregor einen Mann, der, aus einem Stande hervorgegangen, wo damals für politische Zwecke völlige Mittellosigkeit herrschte, blos durch die Kraft des eigenen Geistes und Willens ein ehrwürdiges Institut, das mit Füßen getreten ward, aus seiner Entwürdigung zu neuem und früher nie gekanntem Glanze erhob; in Heinrich aber einen Menschen, dem der Vater eine fast unumschränkte Herrschaft über ein, für die damalige Zeit reiches und tapferes Volk hinterlassen hatte, und der, troz dieser Fülle äußerer Mittel, durch die

Niederträchtigkeit eigenen Sinnes in den Schmutz der niedrigsten Laster versenkt, welche die Zunge nicht gerne ausspricht, zum elenden Bettler herabgesunken, und nachdem er alles, was dem Menschen heilig sein kann, mit Füßen getreten, in innerer Erbärmlichkeit vor der Stimme jenes geistigen Helden erzitterte. In der Tat, man muß selbst überaus roh und geistig untergeordnet sein, wenn man die natürliche Beziehung der Nationalität so hoch anschlägt, um sich durch sie hindern zu lassen, jubelnd in den Triumph einzustimmen, den zu Canossa ein edler Mann (Gregor VII.) über einen unwürdigen Schwächling (Heinrich IV.) feierte."

Der protestantische Historiker Gregorovius äußert sich in seiner „Geschichte der Stadt Rom", IV, 197, über denselben Vorgang mit folgenden Worten: „In der Geschichte des Papsttums werden ewig zwei Sterne glänzen und die geistige Größe der Päpste dartun: Leo, vor welchem der furchtbare Würger Attila zurückweicht, und Gregor, vor dem Heinrich IV. im Büßerhemde kniete. Aber das Gefühl des Betrachters dieser weltberühmten Szenen wird ungleich von ihnen bewegt; denn die erste wird ihn mit Ehrfurcht vor einer reinen moralischen Höhe erfüllen, die andere ihn nur zur Bewunderung eines fast übermenschlichen Charakters zwingen. Indeß der waffenlose Sieg des Mönchs hat mehr Anrecht auf die Bewunderung der Welt als alle Siege

eines Alexander, Cäsar oder Napoleon. Die Schlachten, welche die Päpste des Mittelalters schlugen, wurden nicht durch Eisen und Blei, sondern durch moralische Waffen erkämpft, und die Anwendung oder die Wirkung so feiner und geistiger Mittel ist es, welche das Mittelalter bisweilen über unsere Zeit erhebt. Ein Nopoleon erscheint einem Gregor gegenüber nur als blutiger Barbar . . . Gregors Erscheinung ist ein wirkliches Phänomen des Mittelalters; sie zu betrachten wird alle Zeit reizen, und die Geschichte der christlichen Welt würde eines ihrer seltensten Blätter verlieren, wenn dieser urkräftige Charakter, der Handwerkersohn mit der Tiara, darin fehlte." So beurteilt ein unbefangener, Wahrheit und Recht liebender Protestant Gregor VII.

Der protestantische Geschichtschreiber Schlosser sagt im zweiten Bande seiner „Weltgeschichte", im zweiten Theil, Seite 720, vom Lebenswandel Gregor VII.: „Sein Leben blieb übrigens rein, wie es immer war, das gestehen auch seine ärgsten Feinde, und die Lüge, die seine Vertraulichkeit mit der (Gräfin) Mathildis in späteren Zeiten zu einem verbotenen Umgange machte, ist ebenso elend ersonnen als lächerlich." In ganz ähnlicher Weise spricht sich der Protestant Neander in seiner Kirchengeschichte, V. Band, 1. Abteilung, Seite 197, über denselben Gegenstand aus.

Das Christentum und die katholische Kirche

haben die Öffentlichkeit und das Urteil der aufrichtigen und ehrlichen Geschichte nicht zu scheuen und zu fürchten. Gläubige Christen und kirchentreue Katholiken sind weit entfernt, zu verlangen, daß Mißbräuche, die sich zu verschiedenen Zeiten eingeschlichen, daß Übergriffe, Fehler, Sünden und Laster, die sich einzelne Personen, Priester, Äbte, Bischöfe und Päpste zu Schulden kommen ließen, vertuscht, gerechtfertigt oder beschöniget werden, aber das zu erwarten und zu fordern sind sie berechtigt, daß die Geschichte nicht tendenziös entstellt werde, daß Personen und Tatsachen ohne Vorurteil geschildert, daß Katholiken nicht um ihres Glaubens willen als Idioten, Parias, Heloten und Prügeljunge behandelt, daß katholische Glaubenssäze, Einrichtungen und Gebräuche nicht dem Spott und Hohn überliefert werden, daß die Historiker die Geschichte nicht in Schiller'scher Weise als ein Magazin für ihren Kopf betrachten und die Gegenstände unter ihren Händen zu einem Blendwerk und zu einer Karikatur gestalten, kurz: daß die Geschichte, nach gründlicher Erforschung gediegener Quellenwerke und gewissenhaft geübter Kritik, wahr und unbefangen dargestellt wird. Der glorreich regierende Papst Leo XIII. stellte im Breve vom 18. August 1883, rücksichtlich der Geschichtschreibung, folgende Grundsäze auf: „Der Geschichtschreiber wage es nicht, etwas Unwahres zu sagen und etwas Wahres zu verschweigen, auch halte er sich gleichmäßig

vom Verdachte der Zuneigung und Abneigung ferne!“ Das ist ein sicherer Wegweiser und Leitstern für jeden Historiker, und wäre die Geschichte stets nach Maßgabe der erwähnten Grundsäze, die jeder Unbefangene und rechtlich Denkende anerkennen und billigen muß, dargestellt worden, so gäbe es nicht so viele skandalöse Geschichtswerke, die für die katholische Kirche, ihre Dogmen, Gebräuche und Diener ein wahrer Lasterstein, ein Schandpfahl und eine Folterkammer sind.

Männer, die von Vorurteilen gegen die katholische Kirche befangen, ja von Haß und Verachtung gegen dieselbe erfüllt waren, wurden, infolge gründlichen Studiums der Geschichte, ihre Freunde, Bekenner und Verteidiger. Ich führe hier einige der hervorragendsten Beispiele an.

Die hochverdienten Gelehrten Philipps und Stolberg wurden nach eifrig und gewissenhaft betriebenen Geschichtsstudien katholisch.

Friedrich von Hurter, der als Protestant die berühmte „Geschichte Papst Innocenz' III. und seiner Zeitgenossen“ verfaßte, wobei er 30 Jahre lang alle einschlägigen Quellenwerke gründlich prüfte, kam, infolge dieses tiefen Studiums der Geschichte, zur Überzeugung, daß die katholische Kirche die wahre, von Christus gestiftete Kirche ist, und — wurde katholisch.

Gfrörer, ein eminentes Talent, gründlicher

Gelehrter und unermüdeter Geschichtsforscher, wurde auf Grund der von ihm betriebenen Geschichtsstudien katholisch.

Newman, protestantischer Pfarrer (der englischen Hochkirche) rechtfertigte als Schriftsteller und Redakteur, sowie durch Abhandlungen, die er in der größten und verbreitetsten Zeitung Englands, der Times, veröffentlichte, die 39 Fundamental-Artikel der englischen Hochkirche und warnte eindringlich vor dem Übertritt zur katholischen Kirche. Ernstes Studium der Geschichte führte ihn aber selbst in den Schoß derselben Kirche.

Manning, Kardinal und Primas der katholischen Kirche in England, war protestantischer Archidiakon, dann Universitätsprediger zu Oxford und stellte sich hierauf an die Spitze einer anglikanischen Sekte, der Puseyiten. Eifriges Studium der Geschichte führte ihn aber in den Schoß der katholischen Kirche.

Marquis of Ripon, der englischen Hochkirche angehörend, wollte als Großmeister der englischen Freimaurerlogen die katholische Kirche aus ihren eigenen Quellen des Irrtums überführen, d. h. aus der Bibel und Tradition den Beweis liefern, daß die katholische Kirche von der im Urchristentum vorhanden gewesenen grundwesentlich verschieden sei, also vom Christentum abgefallen und nicht jene Kirche sei, die Christus gestiftet hat.

Behufs dessen musste Ripon die Werke der Kirchenväter studieren. Und was fand er in denselben? Das gerade Gegenteil von dem, was er gesucht, — den klarsten Beweis, daß die katholische Lehre, die katholischen Gebräuche und Einrichtungen wesentlich mit der Lehre, den Gebräuchen und Einrichtungen der Urkirche übereinstimmen, und daß die Aussprüche der lateinischen und griechischen Väter der katholischen Kirche das Zeugnis geben, daß sie die von Jesus Christus gestiftete, apostolische, wahre Kirche ist. Und da Ripon ein ehrlicher und zugleich unabhängiger Mann war, trat er, infolge seiner gewonnenen religiösen Überzeugung, 1. aus dem Freimaurer-Orden aus und 2. in die katholische Kirche ein. Im Jahre 1880 wurde dieser ausgezeichnete Staatsmann zum General-Gouverneur und Vize-König von Ostindien ernannt.

Gabriel Jogand-Pagès (Leo Taxil), der lange Zeit Freimaurer und ein wutverbissener Kirchenfeind und Revolutionär gewesen, gelangte durch das Studium der Geschichte zur Überzeugung, daß die katholische Kirche die wahre, von Christus gestiftete Kirche sei, und daß die Feinde derselben mit allen verwerflichen Mitteln, mit Lüge, Verleumdung und Haß dieselbe verfolgen. Solches gesteht er unumwunden in seiner Selbstbiographie, die er „Bekenntnisse" titulierte.

Gründliches Studium der Geschichte veranlassten

ferner die hervorragenden Gelehrten: Joh. Fried. Heinrich Schlosser, Friedrich Daumer, Onno Klopp, Hugo Lämmer, Wilhelm Amadeus Arendt, William Faber, Johann Bernhard Dalgairns, Johann Spencer Northcote, Robert Isaak Wilberforce, Thomas Wilhelm Marschall u. s. w. zu konvertieren. Die Konversion all dieser Männer liefert den unumstößlichen Beweis, daß das gründliche, gewissenhafte Studium der Geschichte weder zum Unglauben, noch zum modernen Heidentum führt, daß es nicht die katholische Kirche, sondern alle von ihr abgefallenen Sekten anklagt, vom Urchristentume abgewichen zu sein, und sie überführt, dasselbe zu verleugnen, und daß die Geschichtsfälschung ein, an der unbefangenen studierenden Jugend begangenes Verbrechen ist, indem sie, die studierende Jugend, durch dieselbe dem Christentum entfremdet, mit Haß und Verachtung gegen die katholische Kirche erfüllt, um die Religion betrogen, um die Religiosität gebracht, schändlich irregeführt und gewöhnlich auch dem Sittenverderbnis in die Arme geworfen wird. Und am Schlusse dieses sehr düsteren Abschnittes sage und bestätige ich: solches war bei uns der Fall, wir waren, infolge des gefälschten Geschichtsunterrichtes und der ewigen Ausfälle gegen die christliche, speziell gegen die katholische Kirche, in religiöser Beziehung völlig abgestorben und indifferent. Wir standen jeder

Religion und Konfession fremd und interesselos gegenüber. Heidentum, Judentum, Islam und Christentum waren, nach unserem Dafürhalten, vier verschiedene Rubriken des der Geschichte angehörenden Faches oder Abschnittes: „Religion". Die Religion trat uns, als etwas geschichtlich Vorhandenes, blos objectiv gegenüber, subjektiv standen wir mit derselben in keiner Verbindung und Berührung, wir hatten mit ihr keine andere Fühlung oder für sie keine andere Sympathie als höchstens in der Art, daß wir den uns in der Jugend beigebrachten, aber nunmehr abgelegten Aberglauben und jene religiösen Gebräuche und Übungen, die man uns ehedem angewöhnt hatte, denen wir aber als tiefe Denker und gelehrte Forscher valet gesagt, gerade so belächelten, wie ein aus unserer Jugendzeit übriggebliebenes Schaukelpferd oder A B C-Buch. Bei allen Streitpunkten zwischen Häresie und Kirche, Kaiser und Papst, Staat und Hierarchie, Protestantismus und Katholizismus schlugen wir uns auf die Seite der Feinde Roms und raisonnierten wie Rohrspatzen über dessen geistige Blindheit, Anmaßung und Herrschsucht. Wir standen in allen symbolischen oder kirchenrechtlichen Fragen auf Seite der Protestanten, ohne jedoch dem protestantischen Bekenntnisse beizupflichten. Wir ergriffen gerade so für den Protestantismus Partei, wie man sich, anläßlich eines, in einem fremden Weltteil aus-

gebrochenen Krieges, eines fremden Prozesses oder Schwurgerichtsfalles, für die eine oder andere Partei entscheidet. Jede Einschränkung der katholischen Kirchengewalt und Bevormundung des Klerus hatte sich unserer Zustimmung zu erfreuen, und hätten wir es mit Jubel begrüßt, wenn die badische Staatsregierung — wie 1821 die Kalvinisten und Lutheraner — die Katholiken und Protestanten zu Einer Kirche vereinigt hätte, obschon wir dann ebenso schlechte Protestanten gewesen wären, als wir vorher nichtsnutzige Katholiken waren, — solche Früchte trägt die falsche Aufklärung, die Geschichtsbaumeisterei und das giftige Gekläff gegen die katholische Kirche.

Sehr verderblich wirkte ferner

das Studium der alten und die Lektüre der deutschen Klassiker.

Das Studium der alten und die Lektüre der deutschen Klassiker wirken nicht an und für sich, nicht absolut und ohne Ausnahme verderblich, sondern nur in jenem Falle, wenn sie in verkehrter Weise betrieben werden. Zum Beweise dessen führe ich zwei eklatante und sehr lehrreiche Beispiele an: den heiligen Kirchenvater Gregor von Nazianz und den Kaiser Julian, den Abtrünnigen. Beide Männer lebten zu derselben Zeit, beide rangen nach hoher wissenschaftlicher Bildung, beide betrieben sehr eifrig das Studium der antiken Klassiker, beide be-

suchten dieselbe Schule zu Athen und saßen miteinander vor demselben Katheder, und dennoch, welch himmelweiter Unterschied zwischen beiden! Gregor von Nazianz wurde ein begeisterter Kirchenvater und tapferer Bekämpfer der arianischen Irrlehre, Julian aber fiel vom Christentum ab, wollte die heidnische Religion wieder einführen und bekämpfte das Christentum mit allen Mitteln, nur nicht mit blutiger Verfolgung, weil ihn die Geschichte lehrte, daß aus dem Blute der Märtyrer Christen erstehen. Gregor von Nazianz wurde ein großer Heiliger, Julian aber, vor seinem Abfall vom Christentum ein niederträchtiger Heuchler und nach demselben ein lächerlicher Komödiant, der sich selbst zum pontifex maximus ernannte, Opfertiere schlachtete, aus ihren Eingeweiden weissagte und um den Opferaltar tanzte. Gregor von Nazianz erlebte den vollen Sieg des Christentums und den Untergang des, durch Julian künstlich wieder erweckten Heidentums, Julian aber sah noch zu Lebzeiten die von ihm wieder aufgerichteten Gözenaltäre und Götterstatuen in den Staub sinken. Als er einst das Apollofest zu Daphne mit allem Pomp zu feiern beabsichtigte, dazu zahllose Aufforderungen und Einladungen ergehen ließ und kostspielige Vorbereitungen traf, wurde er in seinen hochfliegenden Erwartungen und Hoffnungen bitterlich enttäuscht — es erschien nämlich ein einziger, alter, heidnischer Priester, der eine Gans

unter dem Arme trug, die er dem Apollo zu opfern gedachte! Als Julian in der Schlacht bei Ktesiphon tödlich verwundet wurde, rief er sterbend aus: „Galiläer (Jesus Christus), Du hast gesiegt!“ Wie erklärt sich nun dieser himmelweite Unterschied zwischen Gregor von Nazianz und Julian, d. h. zwischen dem Einfluß und den Folgen der Lektüre und des Studiums der heidnischen Klassiker bei Gregor und Julian, da doch beide Verehrer der antiken Klassiker waren? Gregor von Nazianz betrieb das Studium des klassischen Altertums zur formellen Bildung seines Geistes, zur Erlernung der Beredsamkeit und eines eleganten Stiles; Julian aber warf sich mit Feuereifer auf die Lektüre der heidnischen, besonders der griechischen Klassiker, er sog gierig ihre Ideen, ihre Ansichten und Grundsäze in sich und machte sich dieselben zu eigen, er wurde ihr Nachbeter, Verehrer und Anhänger und eben dadurch ein Heide, aber ein Heide im Philosophen-Mantel. Er führte eine neue Religion ein, die von der alten die Namen der Gottheiten und Feste beibehielt, durch neuplatonische Ideen und dem Christentum entlehnte Einrichtungen den damaligen Zeitverhältnissen angepasst, aber ihrem innersten Wesen nach mit dem Pantheismus nahe verwandt war. Julian war eigentlich ein Sektenstifter innerhalb des hellenischen Gözendienstes, und ein solcher wurde er durch den Einfluß folgender Männer:

durch den Pädagogen Mardonius, den Philosophen Nikokles, den Neuplatoniker Maximus und den Rhetor Libanius, die Heiden, Gegner des Christentums und Bewunderer der griechischen Klassiker waren, und denen es gelang, Julian mit hoher Verehrung für dieselben, mit Begeisterung für deren Nachfolge und, infolge dessen, mit Verachtung und Haß gegen das Christentum zu erfüllen.

Einen ganz ähnlichen Einfluß übten jene Professoren, unter deren Anleitung wir die alten Klassiker übersezten, auf uns aus. Sie stellten uns durch ihre zur Schau getragene Verachtung des Christentums auf den Isolirschemel und sezten uns so lange dem elektrischen Strome der Klassikermanie aus, bis Paroxismen eintraten, aus denen mit Zuversicht geschlossen werden konnte, daß wir dem Christentume völlig entsagt und uns den heidnischen Klassikern mit Leib und Seel verschrieben hatten.

Die bewährte ratio studiorum der Jesuiten lautet: „Die Erklärung der antiken Schriftsteller geschehe in der Weise, daß alle, obgleich weltlich und heidnisch, gleichsam Herolde Christi werden (quodammodo Christi paecones).“ Nennt doch auch der große, gelehrte Kirchenvater Klemens von Alexandrien das gebildete Heidentum und Judentum eine Schule, eine Anstalt, welche die Menschen für Christum erzogen hat (paedagogum ad Christum), ja er führt alle Wahrheit, Schönheit und Tiefe in

der griechischen Philosophie auf Gott, als ihren Urheber, zurück. Stromata I. 4.

Die klassisch gebildeten Kirchenväter Gregor von Nazianz, Basilius und Chrysostomus schätzten die griechischen und lateinischen Klassiker hoch, und sind ihre Schriften eine mustergiltige Darstellung der griechischen Sprache. Die Studenten der gelehrten Mittelschulen würden, wenn zur Erlernung der griechischen Sprache die Lektüre der geeigneten Schriften der genannten drei Kirchenväter, statt jener des Xenophon, Homer, Plato, Herodot u. s. w., vorgeschrieben wäre, nicht beeinträchtigt werden. Es dürfte auch durchaus nichts schaden, wenn auf den genannten Anstalten zur Abwechselung diese oder jene Schrift eines lateinischen Kirchenvaters oder Kirchenschriftstellers, z. B. des Laktantius, Fulgentius, Prudentius, Cassiodor, gelesen würde. Doch welch ein Vorschlag, welche Zumutung, welch ein Verbrechen der beleidigten Majestät heidnischer Schriftsteller, heidnischer Klassiker und des modern-heidnischen Zeitgeistes, und welche, dem zur Rüste gehenden XIX. Jahrhundert angetane Schmach! Homer und Horaz, Sophokles und Cicero würden sich im Grabe umdrehen, wenn dieser ultramontane Vorschlag zur Ausführung gebracht würde. Aber daran muß die katholische Kirche, daran müssen christgläubige Eltern und alle Jene, denen Religion und Moral keine leeren Worte sind, und die das Christen

tum als die höchste Stufe der Kultur anerkennen, festhalten, daß die regula VIII indicis, die Papst Pius IV. in seiner, im Jahre 1564 erlassenen Bulle «Dominici gregis» allen Pädagogen und allen Hütern und Wächtern des christlichen Glaubens einschärfte, befolgt werde. Die erwähnte regula VIII verpflichtet den christlichen Professor aufs strengste, keine obszönen Schriftsteller in den Händen der Schüler zu dulden und dieselben auf die Irrtümer und den Aberglauben, die in den Schriften nicht obszöner heidnischer Klassiker vorkommen, aufmerksam zu machen; sie verpflichtet ihn, die in den heidnischen Klassikern enthaltenen abergläubischen Anschauungen gründlich zu widerlegen und an deren Stelle die entsprechenden christlichen Glaubenssäze und Sittenlehren zur Geltung zu bringen. Große Weisheit und ernste Fürsorge für echte wissenschaftliche Bildung legte auch das Konzil von Trient durch seine in der V. und XXIII. Sizung erlassenen Beschlüsse an den Tag. Sollten dieselben und die erwähnte regula nicht befolgt werden, so ist es heilige Pflicht und Schuldigkeit der Bischöfe, dagegen bei den weltlichen Regierungen Protest zu erheben, und jedenfalls dafür zu sorgen, daß diejenigen Knaben und Jünglinge, die sich dem geistlichen Stande widmen wollen, in solchen Anstalten unterrichtet und erzogen werden, deren Beschaffenheit das Konzil von Trient

ganz genau angegeben und deren Errichtung es strenge befohlen hat.

Wenn überhaupt schon jeder Professor sein zu lehrendes Fach als das wichtigste des ganzen Studienplanes betrachtet, so trifft das ganz besonders bei jenen Professoren zu, die griechische oder lateinische Klassiker zu verarbeiten oder deutsche Literaturgeschichte vorzutragen haben. Es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, blos kleine Knaben hätten ein Steckenpferd und ritten es con amore e furore, denn auch Männer, und unter ihnen ganz besonders gelehrte Häupter, geben sich diesem Sporte hin. Es sind die Nachfolger der Humanisten, die im XVI. Jahrhunderte lebten und, nur mit sehr wenigen Ausnahmen, dem Christentum, speziell der katholischen Kirche, sehr feindlich gesinnt waren. Jene Humanisten, die vor der Reformation lebten, waren durchgängig gläubige, überzeugungstreue Christen, die weder den Kirchenglauben noch die christliche Moral antasteten, sondern das Studium der antiken Klassiker zum Nuzen und Frommen, zur Begründung und Verteidigung des Christentums betrieben und dasselbe andern zu demselben Zwecke anempfahlen. Sie hegten und pflegten dasselbe, weil es sich als ein vorzügliches Mittel zur formellen Bildung des Geistes bewährt, weil es sehr geeignet ist, zum logischen Denken anzuleiten, und zugleich methodisch lehrt, die Gedanken in eine edle Form zn kleiden. Nicht

sowohl um des Inhaltes als vielmehr um des Stiles willen beschäftigten sie sich mit den antiken Klassikern. Zu diesen Humanisten zählen besonders Agrikola, Regimontanus (Johann Müller), Geiler von Kaisersberg, Sebastian Brant und Reuchlin, Celtes dagegen fing schon an, auf dem kirchlichen Gebiete zu rumoren, während er in seinem Privatleben ein echter Epikuräer war.

Der hochgelehrte und charakterfeste Jakob Wimpheling, Professor der klassischen Literatur zu Heidelberg, gestorben 1528, sagte bezüglich des Studiums der Humaniora: „Nicht das Studium des heidnischen Altertums an sich ist der christlichen Bildung gefährlich, sondern nur die falsche Auffassung und Behandlung desselben. Es wäre ohne Zweifel grundverderblich, wenn man, wie es in Italien häufig geschieht, mit Hilfe der Klassiker heidnische Denk- und Gesinnungsweise verbreiten und in den Kreis des Unterrichtes Schriftsteller oder Dichter hereinziehen würde, welche der guten christlichen Sitte und der vaterländischen Gesinnung der Jugend gefährlich werden müssten. Die rechte Behandlung des Altertums kann dagegen dem christlichen Leben und der christlichen Wissenschaft die ersprießlichsten Dienste leisten: haben doch auch die Kirchenväter aus den profanen Studien den größten Nutzen gezogen, sich derselben als Beihilfe zur Erklärung der heiligen

Schriften bedient und darum diese Studien stets hochgeachtet und empfohlen."

Der als Gelehrter und besonders als Geschichtschreiber berühmte Trithemius (Johann Heidenberg), gestorben 1516, äußert sich über denselben Gegenstand ganz ähnlich, er sagt: „Mit gutem Gewissen können wir das Studium der alten Autoren einem Jeden empfehlen, der sie nicht aus weltlicher Gesinnung, blos zur geistigen Tändelei, sondern zur ernsten Ausbildung seiner Geisteskräfte benuzt und aus ihnen, nach dem Vorbilde der Kirchenväter, gereifte Früchte zum Besten der christlichen Wissenschaften sich aneignen will. Wir betrachten ihr Studium sogar als notwendig für diese Wissenschaften." Siehe, rücksichtlich beider Zitate: Janssen, „Geschichte des deutschen Volkes". II. 3 u. 4. Ganz ähnlich sprach sich der hochgelehrte Humanist Erasmus von Rotterdam über die Lektüre der heidnischen Klassiker aus, er sagte bekanntlich: „Ich begünstigte die Sprachen und die alte Literatur, um durch sie die bisher gebräuchlichen Studien zu verbessern und um die Ehre Jesu Christi zu fördern, aber nicht, um das alte Heidentum zurückzuführen." Sonst haben freilich die meisten, eigentlichen und nach der Reformation lebenden Humanisten sich dahin ausgesprochen: der Zweck des Studiums der antiken Klassiker bestehe darin, ein Bildungsmittel an und für sich zu sein.

Die literarisch-ästhetische Bildung, die durch das Studium der Klassiker des Altertums vermittelt werde, genüge vollständig, Geist, Herz und Willen des Menschen auf die höchste Stufe der Kultur zu heben. Es bedürfe hiezu keiner Religion, keiner Offenbarung, keines Christentums, keiner Kirche und keiner Dogmatik und Moral, die von diesem und jenem Katechismus gelehrt werden. Vernunftgründe, philosophisch-ethische Motive und die dem Menschen angeborenen Ideen des Wahren, Guten und Schönen reichten hin, denselben vor Verirrung zu bewahren und tugendhaft zu machen. Sokrates, Plato, Pythagoras, Zeno, Seneka und unzählige andere Philosophen und Koryphäen der Menschheit seien lediglich durch diese Faktoren, und bevor das Christentum gestiftet worden, nicht minder tugendhafte, exemplärische Menschen geworden wie die s. g. Heiligen der katholischen Kirche. Zu diesen Ansichten bekannte sich namentlich der berüchtigte Ulrich von Hutten, dessen weiter oben schon Erwähnung getan wurde. Dieser gänzlich verkommene Humanist hat sogar eine „Ermahnung zur Tugend“ verfaßt, er wurde von Kaiser Max I. zu Augsburg als Dichter gekrönt und zum Ritter geschlagen, Erzbischof Albrecht von Mainz nahm ihn in seinen Dienst auf und ließ sich von demselben auf den Reichstag von Augsburg (1518) begleiten, und auf der Insel Ufenau im Züricher See starb Hutten an der — Lustseuche,

nachdem er diese schändliche Krankheit, die er sich durch geschlechtliche Ausschweifungen zugezogen, in klassischen Versen besungen hatte!

Die meisten Humanisten waren vom Christentum abgefallen und suchten den Plan zu verwirklichen, die christliche Kirche zu untergraben und zum Falle zu bringen. Zu diesem Zwecke beuteten sie die antiken Klassiker aus und eiferten die studierende Jugend an, sich der Lektüre derselben hinzugeben. Sie wollten die Wissenschaft überhaupt auf einem neuen, von dem bisherigen wesentlich verschiedenen Fundamente — auf einem modernisierten Heidentum — aufbauen. Bisher konnte eine gelehrte Bildung nur in den Kloster-, Dom- und Kathedralschulen sowie an den Universitäten, die am Christentum festhielten, erlangt werden; um nun den Kloster-, Dom- und Kathedralschulen den Nachwuchs zu entziehen und die Universitäten vom Christentume zu emanzipieren, arbeiteten sie aus allen Kräften daran, weltliche Schulen, in welchen humanistische Studien betrieben werden sollten, ins Leben zu rufen, die Universitäten in ihrem Sinn und Geist umzugestalten, alle Unterrichts-Anstalten zu verstaatlichen und zu monopolisieren und den Klerus aus denselben hinauszudrängen, welches Ziel im Laufe der Zeiten vollständig erreicht worden ist. Die jezigen konfessionslosen Schulen sind das nunmehr vollendete Werk der Humanisten, der Illuminaten und Freimaurer.

Meine Professoren schwärmten sammt und sonders für das Studium der antiken und deutschen Klassiker. Sie waren von Ehrfurcht, Pietät und Begeisterung für dasselbe erfüllt, sie stellten die Erlangung und Pflege echter Humanität als höchstes Ziel unseres Ringens und Strebens hin, legten ihre Verachtung des Christentums durch Wort und Wandel an den Tag und suchten jede christliche Faser unseres Herzens mit dem humanistischen Höllenstein zu ertöten. Dabei leisteten sie dem, mit dem Humanismus und modernen Heidentum stets verschwisterten Frauenkult allen möglichen Vorschub. Ach, wie pflegte einer meiner Professoren sehnsüchtig die Augen zu verdrehen und vergnüglich zu schmazen, wenn eine erotische Szene in Sicht kam, oder eine, mit allen Reizen des Leibes und der Seele geschmückte Frauensperson auf der Bildfläche eines antiken Klassikers erschien! Professor W. verfiel stets in einen der Ekstase ähnlichen Zustand, wenn in einem Briefe Ciceros die Worte vorkamen: «Vale Tulliola, delicia nostra!» Als er in einem solchen supernaturalen, ekstatischen Zustande die Glückseligkeit Ciceros dithyrambisch pries, konnten sich einige von uns eines satyrischen Lächelns nicht enthalten; darob höchlich entrüstet, fuhr er wie ein Kampfhahn mit gespreizten Federn und purpurrotem Kamm auf uns los und apostrophierte uns für die Verleugnung der erhabenen und idealen Gefühle der Humanität mit

den vernichtenden Worten: „Ihr Böotier, ihr Barbaren, ihr Vandalen, ihr Mameluken und Eu .....! Ihr lacht spöttisch, wenn ich von Tullia, die, nebst Penolope, die erhabenste, ehrwürdigste und liebreizendste Frauengestalt des ganzen klassischen Altertums war und noch ist, voll Begeisterung rede! Ayez honte! Hélas, quand finira votre âge des folies?“ d. h. Schämt euch! Ach, wann werden euere Flegeljahre zu Ende gehen? Bei einer andern Gelegenheit hätten wir aber den Humanisten W. mit seinen eigenen Worten auch apostrophieren können. Es war nämlich einst die Rede von Kaiser Heinrich II., der mit seiner Gemalin Kunigunde in einer s. g. Josefs-Ehe lebte. Ha, wie öffneten sich da alle Schleusen der humanistischen Ironie und Satyre! „Welche mittelalterliche Verschrobenheit, welche religiöse Überspanntheit, quae contradictio in adjecto, quod oxymoron: ein jungfräulicher Ehemann, ein jungfräuliches Eheweib!“ rief W. emphatisch aus. Man ersieht aus dieser Äußerung, daß W., christliche Dinge betreffend, der reinste Böotier und ein großer Ignorant war, und daß er, troz seiner starken Glaze, sich noch inmitten der Flegeljahre befand. Ja, ja, die Virginität galt damals als eine grenzenlose Lächerlichkeit, als ein Wahngebilde aus Utopien, als eine phantastische Borniertheit und bornierte Phantasterei, und eben darum trat der bacillus carnarius et concupis-

centiae epidemisch auf. Das VI. Gebot galt, infolge des Klassiker-Fanatismus, als abgeschafft, weil es von der Aufgeklärtheit für „eine veraltete mosaische Einrichtung, ein, der Menschennatur widerrechtlich angetaner Zwang“ erklärt worden war; wer diesem, ehemals in Geltung gestandenen Gebote zuwider handelte, der verlor nichts an Ehre, Ansehen und gutem Namen, im Gegenteil, er ward als echtes Kind des Zeitgeistes, als Galantuomo, als aufgeklärter Mann und echter Recke des Fortschrittes, der unweigerlich der „gesunden Sinnlichkeit“ den schuldigen Tribut bezahlt, hochgehalten. Ich erinnere hier nur an den grundliederlichen Ulrich von Hutten, der von vielen Professoren, Literaturhistorikern und Konversations-Lexicis als ein, um Bildung und Gesittung hochverdienter Mann gepriesen wird. Der Leitfaden, der zu meiner Zeit bei Erteilung und Erlernung der deutschen Literaturgeschichte im Gebrauch war — „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur“ von F. A. Pischon, Archidiakonus und Prediger an der Nikolaikirche und Professor am königlichen Kadettenkorps in Berlin, sagt, Seite 50, IV. Aufl., über Hutten: „Ulrich von Hutten, 1488 geb. zu Stackelberg in Franken, aus altadelichem Geschlecht, ging aus dem Kloster Fulda 1506 nach Frankfurt a. d. O. Nachher mit Maximilians Heer in Italien. Später sehr unstätes Leben, länger in Mainz, dann in Italien, wieder in Deutschland, oft verfolgt (als ob man auf so durch

und durch revolutionär gesinnte und zur Revolution auffordernde Männer wie Hutten, als ob man auf solche Wildschweine, wie Hutten eines war, und auf solche geistige Brandstifter wie Hutten, keine Jagd machen sollte!) † auf der Insel Ufenau 1523. Aufrichtig, kühn, feurig (sollte wohl heißen: frech, frivol, verkommen und boshaftes Lästermaul), heftiger Gegner des Papsttums" (das ist buchstäblich wahr, allein es fehlt der notwendige Beisaz: der nicht nur das Papsttum, sondern auch das Christentum nebst Zucht und Sitte glühend hasste, der im Glauben und Leben dem modernen Heidentum huldigte). Pischon fügt kein Wort des Tadels über Huttens Leben, Tendenzen und Schriften an, obschon, wenn Huttens Schriften allgemein gelesen würden, und Huttens Leben und Treiben im ganzen und großen in Gang kämen, alle kirchliche, staatliche und sittliche Ordnung sich lösen, eine schauerliche Barbarei über die menschliche Gesellschaft hereinbrechen, und die Welt eine Rotte gottloser Banditen und frivoler Wüstlinge und ein Siechenhaus für syphilitische Affensprößlinge würde. Das literarhistorische Lexikon von Heinrich Kurz nennt Hutten „eine wahrhaft moralische Größe"!! — eine wahrhaft impertinente Lüge!

Ein nicht minder wunder Fleck als die Lektüre der antiken, war jene der modernen deutschen Klassiker zur Zeit, als ich in Offenburg und Rastatt studierte.

Göthe, Schiller, Lessing, Herder und Wieland standen gleichsam auf dem Altare, und mit hochernster, feierlicher Miene führten uns die Professoren vor denselben, legten kostbaren Weihrauch in die Glutpfanne, sangen Hymnen und Psalmen und forderten uns auf, vor diesen verkörperten Genien der Menschheit, vor diesen ruhmgekrönten Helden, die mit den Waffen der Wissenschaft, der Humanität, des Wizes und der Satyre den scheußlichen Lindwurm des Aberglaubens und der päpstlichen Tyrannei getötet, in den Staub niederzusinken und zu schwören, in ihren heiligen Fußtapfen zu wandeln. Ja, es war ein förmlicher Kult, den sie namentlich Göthe erwiesen, es war eine eigentliche Idololatrie, die sie mit diesem Originalmenschen getrieben. Göthe wurde als Urtypus der Menschheit, als Befreier und größter Wohltäter der in Nacht und Finsternis, Irrwahn und Gözendienst tief versunken gewesenen Menschen erklärt, seine Werke wurden uns als heilige Evangelien und seine Aussprüche als unschäzbare, echte Perlen und Diamanten vor Augen gehalten und gepriesen, und zugleich erging die eindringlichste Aufforderung an uns, mit heiliger Ehrfurcht seine Geistesprodukte zu lesen, zu studieren, ihrem Inhalte uns zu assimilieren und dadurch würdige Schüler dieses größten aller Sterblichen und berechtigt zu werden, im Pantheon des Lichtes und der Wahrheit zu wohnen.

Ich bin weit entfernt, das, was an Göthe groß und lobenswert war und ist, in den Schatten zu stellen und zu mißachten, weit entfernt, seine wirklichen Verdienste zu leugnen oder zu schmälern. Ich halte Göthe für ein eminentes Talent, für ein dichterisches Genie und für den ersten, vielseitigsten und originellsten deutschen Dichter und Klassiker. An schöpferischer Erfindungsgabe, an Schärfe des Verstandes, Humor und Wiz überragt er alle Poeten und Prosaiker. Die deutsche Sprache verdankt Göthe unberechenbar viel, denn er hat ihr die höchste Reinheit, Schönheit und Fülle verliehen; allein der Inhalt seiner Schriften ist in sehr vielen Fällen unkorrekt, tadelnswert und entschieden verwerflich, weil er mit der geoffenbarten Religion, mit dem Christentum und mit der christlichen Moral in direktem Widerspruche steht. Gerade die geistreiche Art und der Zauber seiner Darstellung, das attische Salz, mit dem er seine Aussprüche und die dem Leser vorgeführten Szenen würzt, sein Talent, das überall durchblizt, und die weltmännische routine, mit der er sich in allen Verhältnissen zu bewegen weiß, verleihen ihm in den Augen aller Derjenigen, die nicht das Christentum zum Ratgeber, Leitstern und Führer haben, ein sehr großes Ansehen und eine bezaubernde Macht, die sie unwiderstehlich mit sich fortreißen, zu Anbetern derselben und darum zu Feinden des Christentumes machen.

Göthes reiche Phantasie, humanistische Auffassung und Beurteilung aller Lebensverhältnisse, seine schwärmerische Verehrung für Kunst und Ästhetik und seine elegante Sprache haben von jeher die Leser und Bewunderer seiner Werke elektrisiert und in einen phantastischen Enthusiasmus versezt.

Göthe war Deist, er glaubte aus Vernunftgründen an einen persönlichen Gott und die Unsterblichkeit der Seele und gestand den Evangelien, deren Inhalt er aber symbolisch deutete, eine gewisse Berechtigung zu. Göthe ist darum, in anbetracht all Dessen, als eine jener feindlichen Mächte zu betrachten, die den kostbaren Schaz des deutschen Volkes — seinen positiv christlichen Glauben und seine positiv christliche Gesittung — besonders bei der studierenden Jugend, aufs höchste bedrohen. Das sicherste Mittel, die lezte Faser christlichen Glaubens aus dem Herzen der studierenden Jünglinge zu reißen, ist die absolute, bedingungslose Anpreisung der Werke Göthes und seines Privatlebens. Das geschah aber zu der Zeit, als ich studierte, und bekanntlich geschieht es noch heute. Zum Beweise dessen führe ich aus jüngster Vergangenheit ein konkretes Beispiel an. Ich wähle gerade dieses Beispiel, weil es recht handgreiflich zeigt, daß die Jugendbildner einen eigentlichen Kultus für die hervorragendsten deutschen Klassiker einführen wollen, daß sie demselben die wunderbarsten Wirkungen und Erfolge zuschreiben,

die Erreichung nämlich des höchsten Zieles aller modernen wissenschaftlichen Bildung und Erziehung der studierenden Jugend — die Annahme der Humanitäts-Religion — und daß sie (die Professoren) gegenwärtig ganz dasselbe Steckenpferd reiten wie jene, die in den vierziger Jahren mit der Göthe- und Schillermanie behaftet waren. Meine damaligen Professoren trugen nur einen andern Namen, als derjenige, dessen Ausspruch ich sogleich anführen werde, aber sie pfiffen ganz dasselbe Lied.

Blume, Professor am k. k. akademischen Gymnasium zu Wien, schreibt in einer Broschüre, betitelt: „Über den deutschen Unterricht in der 7. und 8. Klasse des Gymnasiums": „Lessing, Göthe, Schiller stehen im Mittelpunkte des Unterrichtes in den beiden lezten Klassen. In diesen beiden Klassen gibt es kein würdigeres Ziel, als der Jugend das Verständnis dieser Männer zu erschließen. Ich sage dieser Männer, denn ich möchte das Persönliche durchaus in den Vordergrund gestellt und zur Hauptsache gemacht wissen. Darum soll das Biographische im Mittelpunkte stehen. Briefe, Tagebuch, Blätter und Dichtungen, die uns in die Seele des Dichters blicken lassen, sollen zur Mitteilung kommen, dann hat der deutsche Unterricht sein Ziel erreicht . . . er hat damit den wichtigsten Beitrag zu einer wahrhaft national-ethischen Erziehung geleistet." Da der genannte Professor den Lessing-, Göthe- und Schiller-

kult als das erprobteste Universalmittel der Bildung und Erziehung der studierenden Jünglinge hinstellt und ausdrücklich verlangt, das Persönliche dieser Männer seie in den Vordergrund zu stellen und den Studenten vor Augen zu halten, so erlaube ich mir diesbezüglich, was Göthe, den größten deutschen Klassiker, anbelangt, die Frage zu stellen: sollen die Studenten etwa dadurch „wahrhaft national-ethisch erzogen“ werden, daß sie, Göthes Lebenswandel untersuchend, in Erfahrung bringen, daß er 18 Jahre lang mit Christine Vulpius, einer ordinären Person, die weder grammatikalisch noch orthographisch richtig schreiben konnte und sich in gebildeten Kreisen nicht in der üblichen Weise zu benehmen wußte, die aber eine für Göthe höchst wertvolle Eigenschaft besaß, nämlich: nicht eifersüchtig zu sein, in „wilder Ehe“ *)

*) Göthe nannte zwar seine Verbindung mit Christine Vulpius eine „Gewissensehe“, allein damit hat er absichtlich einer häßlichen und verwerflichen Sache durch ein in Anwendung gebrachtes Wortspiel und eine ins Treffen geführte Begriffsverwirrung einen plausibeln, gefälligen Anstrich zu geben versucht. Göthes Ausspruch: „Wo Begriffe fehlen, stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein“, läßt sich mit vollstem Rechte auch auf ihn in fraglicher Sache anwenden, da er nämlich keinen richtigen Begriff von der Ehe hatte, verwandelte er durch sprachliche Eskamotage die „wilde Ehe“ in eine „Gewissens-Ehe“. Mit demselben Recht, mit welchem Göthe seine „wilde Ehe“ eine „Gewissensehe“ nannte, könnten alle Fabrikler, Pfannenflicker, Zigeuner, vagabundierenden Komödianten und verwandtes Gelichter ihre gewöhnlich „wilden Ehen“ auch „Ge-

gelebt? Werden sie für Frauenwürde, Heiligkeit der Ehe und sittlichen Lebensernst begeistert werden, wenn sie den Brief lesen, den Christian Gottfried

---

wissensehen" nennen. Und wenn Göthes Ehe eine Gewissensehe war, sind dann die, nach staatlicher und kirchlicher Vorschrift geschlossenen, von Staat und Kirche sanktionierten Ehen vielleicht gewissenlose Ehen, d. h. Ehen, die gewissenlose, an Religion und sittlichem Ehr= und Schamgefühl bankerott gewordene Menschen geschlossen haben? Und wenn Göthes „Gewissensehe" eine normale, in keiner Weise zu beanstandende Ehe war, so ist es höchst befremdlich und verwunderlich, daß er sich, anno 1806, am 19. Oktober, 5 Tage nach den für Preußen unglücklich ausgefallenen Schlachten von Auerstädt und Jena, in der Schloßkirche zu Weimar, mit seiner „Freundin", Christine Vulpius, und in Gegenwart seines sechzehnjährigen Sohnes Julius August Walther, des Sprößlings seiner „Gewissensehe", dennoch kirchlich trauen ließ. Solches geschah offenbar nicht blos in der Absicht, um die Vulpius finanziell sicher zu stellen, d. h. sie als Erbin seines Vermögens und als Mutter seines Sohnes öffentlich anzuerkennen und seinen Sohn zu legitimieren, sondern auch infolge von Gewissensbissen, die sich während der dreitägigen Plünderung Weimars durch die Franzosen einstellten; Göthe geriet nämlich bei derselben in ernstliche Lebensgefahr, aus der ihn nur die Geistesgegenwart und Entschlossenheit der Vulpius rettete. Auch hatte der frühzeitige Tod Schillers (1805) sehr mächtig auf Göthe eingewirkt, ihn aus seinem Schariwari=Leben aufgeschreckt, ernst gestimmt und eindringlich an den eigenen Tod, an Gericht und Verantwortung erinnert. Ich sage endlich: wenn Göthes „Gewissensehe" ganz korrekt und infolge der, Göthe zugestandenen Autorität sogar exemplarisch war, wie läßt es sich dann erklären, daß die s. g. Intelligenz, die Honoratioren, die haute-volée

Körner, am 21. Oktober 1800, an Schiller schrieb, in welchem er den sittlichen Lebenswandel Göthes beleuchtete? Zu welchen Grundsäzen und Lebensansichten müssen nicht studierende Jünglinge gelangen, wenn sie voll Staunen und Verwunderung lesen, was der protestantische Geschichtschreiber Karl Eduard Vehse in seiner „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation" von Göthes Lebenswandel schreibt? Die betreffende Stelle lautet wörtlich: „Die praktische Richtung (ist offenbar ein am unrechten Ort angebrachter Euphemismus, denn es sollte, im Hinblick auf das, was sogleich erwähnt wird, jedenfalls heißen: die epikuräische Richtung), die beide Freunde (Herzog Karl August von Weimar und Göthe) eingeschlagen hatten, bekundete sich auch in ihren Herzensverhältnissen (sollte jedenfalls heißen: erotischen oder sexuellen Verhältnissen). Die interessante Frau von Stein, (die, obgleich verehelicht, dennoch in sehr intimem Verhältnisse zu Göthe stand,) und die interessante Gräfin Werthern (die längere Zeit Karl Augusts Sukkursalweib gewesen), waren

in Weimar und ganz Deutschland dieselbe entweder mitleidig belächelten oder höchlich mißbilligten oder sich darüber lustig machten? Göthes „Gewissensehe" rief in Deutschland fast dieselbe Sensation hervor, wie z. B die unerwartete Verehelichung Luthers mit der Exnonne Katharina von Bora und die von Luther und Melanchthon gestattete Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen mit Margaretha von der Saal.

nicht mehr die Herzensmagnete, sondern die Demoiselle Vulpius und (Karoline) Jagemann (die der Gräfin Werthern Nachfolgerin beim Herzog wurde), kommen jezt, und zwar als maitresses en titre, an die Reihe."

Mit dem Engagement der Karoline Jagemann hatte es, nach dem Berichte des protestantischen Schriftstellers Adolf Stahr in seinem „Tagebuch aus Weimar", und des katholischen Schriftstellers Sebastian Brunner in seinem lehrreichen und humoristisch, bisweilen drastisch geschriebenen Werke: „Hau- und Bausteine zu einer Literaturgeschichte der Deutschen", II. Band, Seite 96, folgende Bewandtnis: Karoline Jagemann war die Tochter des Weimar'schen Rates und Bibliothekars Jagemann. Sie war eine vielgepriesene Schönheit und besaß eine ungewöhnlich schöngeistige Bildung. Als der mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt verehelichte Herzog von Weimar, Karl August, nach Entlassung der Gräfin Werthern, sein Aug auf Karoline Jagemann geworfen, erhielt er anfänglich einen Korb von derselben. Es war ihr denn doch zu schofel, das Sukkursal-Weib eines Herzogs zu werden, da sie sich mit der Hoffnung schmeichelte, an einem Residenztheater erste Schauspielerin zu werden. Auch regte sich in ihr das dem Menschen angeborene Ehr- und Schamgefühl sowie das Gewissen, den ihr vom Herzog gemachten Antrag anzunehmen. Religiöse und spezifisch

christliche Gründe dürften es ihr dagegen schwerlich widerraten haben, sich dem Herzoge willfährig zu zeigen, denn Religion und Christentum, Gottesfurcht, jungfräuliche Gesinnung und echte Frauenwürde waren damals in Weimar außer Kurs gesetzte Artikel. Da wandte sich denn der Herzog in seinem Anliegen an Göthe, der in solchen Dingen sehr findig, diensteifrig und keineswegs engherzig war, und bat ihn, den Vermittler zwischen ihm und der Jagemann zu machen. Und Göthe entsprach dieser Bitte, er räsonnierte der Jagemann alle Bedenken wegen Sitte und Ehrbarkeit, alle Gewissens-Skrupel und Furcht vor Verantwortlichkeit hinweg und brachte sie dahin, sich den Wünschen des Herzogs zu fügen. Welche Ansichten von Ehe, Sittlichkeit und Frauenwürde müssen demnach am herzoglichen Hofe zu Weimar geherrscht haben! Damit aber jeder Zweifel an der Wahrheit des oben Angeführten verscheucht werde, führe ich die Worte Adolf Stahrs wörtlich an. Er schreibt in dem schon erwähnten Buche: „Es war so ziemlich zur gleichen Zeit, in welcher der Herzog die Gräfin Werthern aufgab und die Jagemann begünstigte, als Göthe denselben Wechsel mit der Frau von Stein und Vulpius vornahm. (Mit welcher Leichtfertigkeit und Unverfrorenheit wird hier von den schwersten Verlezungen des VI. Gebotes, von den skandalösesten Sünden geredet, man könnte fast vermuten, es handle sich hier nicht um Ehebruch, sondern um den Wechsel

von Handschuhen oder Gänsekielen.) Die Jagemann war eine Tochter des Weimar'schen Rates und Bibliothekars Jagemann, für sie schrieb Göthe die Eugenie in der ‚natürlichen Tochter'. Ihre hinreißende Schönheit, die Frische und Schnellkraft ihres Geistes entzückten den Herzog, aber seine Bewerbungen wurden anfangs nicht begünstigt. Karoline Jagemann war jung, war Künstlerin (sie hatte sich in Mannheim, unter Ifflands Leitung, zur Schauspielerin herangebildet) und als solche von einem Ehrgeize, dem es im Angesicht einer großen künstlerischen Laufbahn nichts allzu Verblendendes schien, als Maitresse eines Herzogs sich in einem kleinen Staat an eine Bühne zu fesseln. Der Widerstand (Karolinens) erhöhte die Leidenschaft (Karl Augusts) bis zur Verzweiflung. Da, so wird glaubwürdig erzählt, vermochte Göthes Überredung und ein eigenhändiger Brief der Herzogin Luise (d. h. eine von derselben unrechtmäßig und ungiltig erteilte Dispens von der Beobachtung des VI. Gebotes) sie dazu, eine Stelle einzunehmen, gegen welche auch andere Gefühle in ihr sich gesträubt haben mochten. Die Herzogin hatte sich nach der Geburt ihres lezten Kindes genötigt gesehen, conjugali consortio renuntiare."

Mit großem Widerwillen habe ich hier auf zwei Schattenseiten Göthes hingewiesen, aber durch die grenzenlose Lobhudelei desselben von Seite fast aller Professoren, und da dieselben den studierenden Jüng-

lingen Göthes Leben als einen Tugendspiegel vor Augen halten und sie anfeuern, sich Göthes Privatleben konform zu machen, hab ich mich aufgefordert gefühlt, zu zeigen, daß Göthe gerade als Privatmann kein Tugendheld gewesen, und daß die Studenten sehr schlecht dabei fahren, wenn sie sich nach Göthe'schem Muster bilden wollen. Wahrlich, wem Religion und Christentum teuer und heilig und Tugend und Laster keine leere Phrasen sind, wem das Wohl der menschlichen Gesellschaft und die solide Bildung und Erziehung der heranwachsenden Generation und ganz besonders der zukünftigen Staats- und Kirchendiener, am Herzen ligt, der wird zu einem Attentate nicht schweigen, durch das Religion und Christentum untergraben, die menschliche Gesellschaft und Familie der sittlichen Fäulnis überantwortet und die studierenden Jünglinge der kostbarsten Güter — der Religion und Tugend — beraubt, arglistig verführt, und dann in den schauerlichen Abgrund der Gottesleugnung und der sittlichen Verwilderung hinabgeschleudert werden. Wer durch den unsinnigen Göthekult und durch eine, aller Vorsichtsmaßregeln bare Lektüre der Schriften Göthes schweren Schaden gelitten, aber sich später davon wieder erholte, der wird es gewiß nicht unterlassen, ja es für seine heilige Pflicht und Schuldigkeit halten, auf Göthes Irrtümer, Schwächen und Fehler aufmerksam zu machen, die verführerischen Schriften desselben zu

bezeichnen und die studierende Jugend davor zu warnen, sich durch den mit éclat betriebenen Göthekult und die, zu dessen Verherrlichung von den Professoren verfassten Hymnen und Panegyriken den Kopf verdrehen zu lassen; er wird sie ernstlich ermahnen, an Göthe und seine Produkte kalt und nüchtern den unfehlbaren Maßstab des Evangeliums zu legen. Was mit dem Evangelium, mit Dogmatik und Moral nicht harmoniert, ist verwerflich, troz Göthes Genialität und Autorität, troz Rekommandation und Reklameschwulst zahlloser Legionen von Professoren und Literarhistorikern. Nachdem doch offen zu Tag ligt und von Protestanten und Katholiken wiederholt und unwiderlegbar nachgewiesen worden, daß Göthes Ansichten, Werke und Wandel sich in einem unversöhnlichen Widerspruch sowohl mit der Bibel als auch mit der Tradition, sowohl mit der Lehre der katholischen Kirche als auch mit den symbolischen Büchern des Protestantismus befinden, gehört gewiß eine starke Dosis Arroganz und eine, einer englischen Bulldogge entlehnt zu sein scheinende Verbissenheit dazu, die studierende Jugend fort und fort in einen wahren Göthe-Fanatismus hineinzuhezen. Daß Göthes Werke das factotum, die Quintessenz und Elixir aller Bildungs- und Erziehungskunst an den gelehrten Schulen sei, ist vielen Professoren zur fixen Idee geworden, und kann diese Sorte pedantischer Präzeptoren auch das Studium des Privatlebens Göthes

nicht oft, warm und nachdrücklich genug empfehlen. Das Traurigste aber besteht darin, daß die Studenten, infolge dessen, sich mit einem wahren Feuereifer und Heißhunger auf Göthes Schriften werfen, gründliche Studien in der Erforschung des Lebens am Weimar'schen Hofe machen, die endlosen Liebschaften und Kabale desselben kennen lernen und dadurch gründlich verbildet werden, um nicht mehr zu sagen. Sie schlürfen das Gift, das ihnen in eleganten Redensarten und klassischen Versen geboten wird, gierig ein, werfen den lezten Rest von Glauben und Religiosität, von Gewissenhaftigkeit und Sittlichkeit über Bord und treibens dann im kleinen, wie man's im großen zu Göthes Zeiten an dem genannten Hof getrieben. Ein Professor, der Göthes Privatleben der studierenden Jugend als exemplarisch und nachahmungswürdig anpreist, obgleich er die großen Mängel und Gebrechen desselben kennt, und der seinen Schülern Göthes Werke bedingungslos und ohne Kautel als Lektüre empfiehlt, obgleich er weiß, daß dieselben sehr viel Irrtümliches und Verführerisches enthalten, der ist gewiß in den Augen eines jeden erfahrenen, weisen und gläubigen Mannes ein Meuchelmörder an denselben, was Religion und Sittlichkeit, Seele und Herz betrifft.

Nachdem der uns die deutsche Literaturgeschichte lehrende Professor am Schluß einer Unterrichtsstunde Göthe mit folgenden Worten pathetisch verhimmelt

hatte: „Welcher Geistesflug, welche Tiefe der Gedanken, welche Glut der Empfindung, welche Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne, welche farbenprächtige, bilderreiche, elegante Sprache — jeder Saz Göthes nach Inhalt eine kostbare Perle und nach Form eine syntaxis ornata, ohne Hiatus und Diskrepanz"; da entbrannte in mir eine heftige Sehnsucht, die von Geist und Feuer sprühenden, von Blumen duftenden und von Honig und Honigseim triefenden Schriften Göthes zu lesen, zu genießen, zu verschlingen. Spornstreichs eilte ich daher, nach beendigtem Unterrichte, zu einem Herrn, der sich des beneidenswerten Glückes erfreute, im Besize des kostbarsten Bücherschazes — der Schriften Göthes — zu sein. Ich bat ihn fast fußfällig, meine Sehnsucht, meine brennende Begierde und meinen Wissensdurst dadurch zu stillen, daß er mir ein Werk des größten, „göttlichen" Klassikers deutscher Zunge, und zwar: „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre" leihe. Verwundert und mit ironischem Lächeln betrachtete mich der schon ziemlich bejahrte Herr einige Sekunden, dann sagte er mit vielem Humor: „Ei, ei, Herr studiosus, Sie stehn ja ganz in Feuer und Flammen, und da soll ich noch mit ‚Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren' Öl ins Feuer gießen?! Minime vero! (Das sei ferne von mir!) Um Göthe mit Nuzen zu lesen, muß man eine gewisse Reife des Alters, der Bildung und des Charakters erreicht

haben, was aber, Sie erlauben mir schon, mich des richtigen Ausdruckes zu bedienen, bei einem imberbis (Gelbschnabel) nicht der Fall ist." Dann wurde er sehr ernst und sagte mit großem Nachdruck: „Manche Werke Göthes taugen überhaupt nichts, einige derselben sind Parasiten (Schmarozerpflanzen), die gesunde Bäume, d. h. das Menschengewächs, langsam aussaugen und ausdorren, einige sind narcotica, die das moralische Gefühl abstumpfen und das Gewissen betäuben, und einige sind toxica, die das Christentum mit Stumpf und Stiel aus dem Herzen reißen. ‚Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre' gehören in diese drei Klassen. Professor B's Steckenpferd ist, wie ich wohl weiß, Göthe, der göttliche Klassiker; jener Herr handelt aber dadurch sehr unklug und unpädagogisch, daß er studierenden Jünglingen, die so leicht Feuer fangen, Schwärmer und Phantasten werden, und gewöhnlich schon durch die Lektüre der antiken Klassiker an Religion und Moral Schiffbruch gelitten, Göthes Werke überliefert, die sie dann in kurzer Frist von Tauf und Chrisam reinigen, was die modernen Klassiker auch ganz unumwunden als den Hauptzweck ihrer literarischen Tätigkeit erklären. Dazu will ich aber die Hand nicht bieten, denn ich achte und schäze das Christentum als eine göttliche Institution, der die Menschheit unendlich vieles zu verdanken hat. Sie würden, statt Göthe zu lesen, weit besser daran tun, die vor-

trefflichen Schriften Dantes, Shakespeares, Calderons, Lopez de Vegas in guter Übersezung, oder jene von Görres, Brentano, Eichendorff, Tieck, Friedrich von Schlegel, Claudius, Leopold von Stolberg und anderer Geistesmänner zu lesen. Ihre Werke bieten Ihnen eine für Geist und Herz gesunde Nahrung. Sollten Sie später Theologie studieren, so werde ich Ihnen, sobald Ihre Dogmatik und Moral niet- und nagelfest sein werden, Göthes Werke leihen, vorausgesezt, Sie hätten dann noch Lust und Liebe zu solcher Lektüre, was ich aber sehr bezweifle. Göthes Schriften sind durchaus nicht imstand, einen gläubigen, sittlichen Christen zu befriedigen und ihm Nuzen und Gewinn zu bringen, sie sind vielmehr blos als Surrogat für das entweder nie angenommene oder später verleugnete Christentum zu betrachten; Sie befinden sich aber weder in dem ersten noch zweiten Fall, wie ich hoffe, und darum bedauere ich, Ihnen die gestellte Bitte abschlagen zu müssen. Leben Sie noch lange göthelos und glücklich!" Bittersüß grüßend, kehrte ich dem mir völlig rätselhaft vorkommenden Göthebesizer, der ein pensionierter Beamter und ein Mann vom alten, echten Schrot und Korn war, den Rücken. Ich befand mich in einer höchlich entrüsteten und erbitterten Gemütsstimmung, denn fürs erste war ich, um mich in der Studentensprache auszudrücken, „mit Glanz abgefahren"; fürs zweite hatte der spröde Göthebesizer mich, den Ober-

quintaner (alten Stils), mich, der ich im 19. Lebensjahre stand, 5′ 9″ rheinisch maß und mit Stolz auf den hoffnungsvoll sprießenden Flaum der Oberlippe und des Kinnes hinweisen konnte, einen „Gelbschnabel“ genannt, und Göthe, den hochverehrten, angebeteten Göthe, den Stolz und Ruhm der deutschen Nation, in unverantwortlicher Weise angegriffen, verleumdet und herabgewürdigt; er hatte manche seiner Werke Parasiten, Betäubungsmittel und Gifte genannt, er hatte es versucht, mit frevler Hand das Ansehen des von uns hochverehrten Professors der deutschen Literatur zu untergraben, — welche Impertinenz, Majestätsbeleidigung und Verleumdung! Ich war durch die von einem verknöcherten Philister gegen mich, Göthe, seine Werke und Professor B. abgedrückten Pfeile mitten ins Herz getroffen, und in der ersten Aufwallung des Zornes wünschte ich, die mir, Göthe und meinem Professor angetane Beschimpfung auf der Mensur, das Rappier in der Faust, mit Blut abzuwaschen. Da solches aber untunlich war, verschaffte ich meinem verwundeten, gepreßten Herzen wenigstens dadurch Erleichterung, daß ich den alten Pensionär mit dem Interdict belegte und den fürchterlichen Bannstrahl gegen ihn schleuderte: Fahre hin in deinem Wahn, Schandfleck des XIX. Jahrhunderts! Du bist gar nicht würdig, den reinen Äther der Aufklärung zu

atmen und dich in dem Himmelslicht der Freiheit zu sonnen, das wir Göthe verdanken!

Nach dieser mir verschafften Satisfaktion verfügte ich mich sogleich zu einem anderen Göthebesitzer und stellte die nämliche, oben erwähnte Bitte an denselben. Dieser lobte meine Wißbegierde und Vorliebe für Göthe; er sagte: „Göthe ist ein tiefer Denker, ein geistreicher Dichter, ein Mann, der alle religiösen Vorurteile abgestreift und unserer Zeit einen eigenen Typus, denjenigen der Aufklärung und der echten Humanität, aufgeprägt. Die Lektüre seiner Werke wird Sie intellektuell und sittlich fördern und in hohem Grad befriedigen. ‚Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre' sind ein köstlicher Roman voll Menschenkenntnis, Wiz und Humor." Mit diesen Worten überreichte er mir das gepriesene Werk und erklärte sich gerne bereit, mir nach und nach Göthes sämmtliche Schriften zu leihen.

Ich kann nicht umhin, noch ganz extra darauf hinzuweisen, wie verschieden Göthe, je nach dem Standpunkte, nach den Ansichten und Meinungen, namentlich nach der religiösen und sittlichen Qualität des Beurteilers und Richters, des Rezensenten, Kritikers oder Literarhistorikers beurteilt wird und stets beurteilt werden wird. Als ein ganz auffallendes, höchst interessantes Beispiel einer wahrhaft pe fiden, parteiwütigen und durch und durch verlogene Kritik führe ich an, daß das weiter oben schon ein

mal erwähnte literarhistorische Lexikon von Heinrich Kurz, im III. Band, Seite 772, Eulogius Schneider als Schriftsteller und Mensch also prädiziert: „Eines der bedeutendsten Talente war der schon als Dichter besprochene Eulogius Schneider, dessen Predigten von der christlichen Toleranz (Stuttgart, 1781) und Predigten für gebildete Menschen und denkende Christen (Breslau, 1792) **von tiefer Frömmigkeit und wahrer Menschenliebe durchdrungen sind** und durch ihre warme Beredsamkeit hinreißen." Für diejenigen meiner Leser, denen Eulogius Schneider eine unbekannte Größe ist, führe ich folgendes an: Derselbe wurde zu Wipfeld im Würzburg'schen, 1756, geboren, besaß viel Talent und studierte in Würzburg. 1777 trat er, nach leichtsinnig verlebter Jugendzeit in den Franziskanerorden zu Bamberg, studierte zu Salzburg Theologie, wurde 1784 zum Priester geweiht, 1786 Hofprediger des Herzogs Karl Eugen zu Stuttgart, 1789 Professor der schönen Wissenschaften zu Bonn und trat dort aus dem Franziskanerorden. 1790 veröffentlichte er Gedichte, die, à la Luther, Wein, Liebe und Freiheit verherrlichten. 1791 ward er von den Jakobinern wegen seiner fanatischen Schwärmerei für „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" als Professor der geistlichen Beredsamkeit und des Kirchenrechtes an die Universität nach Straßburg berufen, und bald darauf von dem konstitutionellen Bischof Brendel von Straßburg zum

Generalvikar ernannt. 1792 ward er Bürgermeister von Hagenau und durchzog als Zivilkommissär, öffentlicher Ankläger und blutdürstiger Jakobiner das Elsaß. Er wütete gegen königlich Gesinnte und den Adel, gegen Priester und jene, die Vermögen besaßen oder das heilige Kreuzeszeichen machten. Vor seiner Blut- und Geldgier flohen 50.000 Elsässer nach Deutschland oder in die Schweiz. Er ließ zahllose Personen unter den nichtigsten Vorwänden ins Gefängnis werfen und beraubte sie ihres Vermögens. 30 Personen lieferte er unter das Messer der Guillotine, und wenn eine Frauensperson seiner Lüsternheit Widerstand entgegenzusezen wagte, so machte er sie durch den Hinweis auf die Guillotine gefügig. An demselben Tage, an welchem er sich mit der Tochter des Ober-Steuereinnehmers Stamm von Barr verehelicht hatte, wurde er verhaftet, dann nach Paris transportiert, von seinen Gesinnungsgenossen zum Tod verurteilt und am 1. April 1794 guillotiniert. Eulogius war ein Gottesleugner, ein blutdürstiger Tiger, ein lasterhaftes Scheusal und einer der größten Schurken und Banditen, welche die Welt kennt, und von diesem Subjekte sagt der Literarhistoriker Kurz: seine **„Predigten waren von tiefer Frömmigkeit und wahrer Menschenliebe durchdrungen.“** Gibt es wohl eine größere Heuchelei und Niederträchtigkeit?! Schneider wird lediglich aus dem Grund als berühmter Dichter und Prediger, und

Hutten als wahrhaft moralische Größe prädiziert, weil beide dem Christentum entsagt hatten, Gottesleugner und wutverbissene Kirchenfeinde waren. Nach diesem ins Gebiet der Bücherkritik gemachten Abstecher wollen wir zu Göthe zurückkehren.

Mit Würde und Stolz schritt ich, den kostbarsten Schaz der deutschen Literatur ehrerbietig auf — nicht unter — dem Arme tragend, meiner Wohnung zu. Ich hätte vor Freude und Lust jauchzen und jodeln mögen — so glücklich und seelenvergnügt fühlte ich mich. Ich glaubte, alle mir begegnenden Personen müssten es mir ansehen, daß mir heute das größte Heil widerfahren, indem ich Göthes berühmtes Werk: „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre“ als kostbares Kleinod auf dem Arme trug, und eben darum wunderte es mich, daß mir dennoch niemand gratulierte und „Wilhelm Meister“ seine schuldige Reverenz bezeugte. Zu Hause angekommen, schlug ich mit, vor Aufregung zitternder Hand das kostbare Buch auf und durchblätterte, mit, vor Ehrfurcht und heiliger Scheu feuchtem Aug, die 11 Bücher der „Lehr- und Wanderjahre“ Göthes (denn unter Wilhelm Meister ist bekanntlich Göthe selbst zu verstehen) und dabei vermeinte ich, ein kostbarer Duft steige aus dem herrlichen Buche auf und verseze meinen Geist und mein Herz in die geeignete Disposition, zu meinem Segen und Heil das berühmte Geistesprodukt des größten Denkers deutscher

Nation in mich aufzunehmen. Voll Andacht begann ich die Lektüre, und mit Beharrlichkeit und jugendlichem Ungestüm sezte ich sie fort, allein je weiter ich vorwärts drang, desto mehr wurde ich enttäuscht und ernüchtert, desto mehr erblasste der Nimbus, den meine Professoren und ich selbst um Göthes Haupt gewunden, desto mehr erkaltete meine Verehrung für Göthe und die Begeisterung für seine Werke. Ich fand an „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren" einen bandwurmartigen Roman, zahllos ineinander geschachtelte Geschichten und an den Haaren herbeigezerrte Episoden. Von einer idealen Lebensanschauung, von sittlichem Lebensernst, von Verachtung und Geißelung des Lasters, von Begeisterung für Tugend und echte Humanität, für alles Wahre, Gute und Schöne, und selbst von einer syntaxis ornata, von gesundem Humor und Wiz fand ich keine Spur in diesen „Lehr- und Wanderjahren". Göthe ist namentlich in seinen Lehrjahren in eine wahre Kloake sittlicher Verkommenheit hinabgestiegen und hat mit sichtlichem Wohlbehagen Exempel der größten Gemeinheit ausgewählt und dieselben vor den Augen der Lesewelt ausgestellt. Welche schamlosen, schandbaren Szenen werden da enthüllt, welche nichtswürdigen Personen werden da vorgeführt, und welche schlüpfrigen, trivialen, obszönen und skandalösen Bilder werden in frivolster Weise enthüllt! Ich erinnere nur an die schmählichen Per-

sönlichkeiten: Marianne und die alte Barbara, die Dienerin, Vertraute, Ratgeberin, Haushälterin und Kupplerin Mariannens; Philine, den Schauspieldirektor Serlo und den Stallmeister des Grafen X.; ich erinnere ferner an den schnöden Mißbrauch, der mit dem Wort „Liebe" getrieben wird, sowie daran, daß immer nur die sinnliche, fleischliche Liebe verkörpert erscheint; ferner daran, daß die laszivsten Szenen schmunzelnd und mit erkünstelter Harmlosigkeit und Naivität, ja sogar anziehend, reizend und verführerisch dargestellt werden. Allerdings muß der Schriftsteller bisweilen auch in die Region der sittlichen Verkommenheit und des Lasters hinabsteigen, doch niemals, um dieselben harmlos, oder reizend, oder verführerisch hinzustellen — im Gegenteil: um dieselben zu geißeln und zu brandmarken, um vor denselben zu warnen und zurückzuschrecken. Er wird mit Ekel und Abscheu von Sünde und Laster reden, er wird mit heiligem Ernst auf die entsezlichen Folgen derselben für Leib und Seel, für Staat und Kirche, für Familie und Gemeinde, für Zeit und Ewigkeit hinweisen und seine Leser bitten und beschwören, sich vor diesen Banditen und Mordbrennern der menschlichen Gesellschaft aufs sorgfältigste und gewissenhafteste zu hüten. Von all Dem ist aber in „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren" auch nicht eine leise Spur zu finden; da gibts keinen Ekel und Abscheu, keine Mahnung und Warnung

vor den flagrantesten Verletzungen des Sittengesetzes, der Schamhaftigkeit und des Anstandes und vor den frivolsten Exzessen sittlicher Korruption. Solche Historchen, die von Schmutz und Gemeinheit triefen, kann man allenthalben, namentlich von wandernden Schauspielerbanden, Schnurranten und Landstreichern, in Winkelkneipen und Werkstätten von Schuster- und Schneidergesellen, von Fabriklern und „Soldatenbesen“ hören, dazu bedarf es keines Göthe. Mein sittliches Gefühl war durch die Bekanntschaft mit der skandalösen Wirtschaft des olympischen Götterhimmels, durch die in der Burschenkneipe zirkulierenden Gassenhauer und die chronique scandaleuse der Rastatter Garnison schon in dem Grade abgestumpft, daß ich durchaus nicht behaupten könnte, eine allzu zarte, delikate und heikle Gewissenhaftigkeit und Skrupulosität hätten mir die in „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren“ vorkommenden Szenen als höchst anstößig erscheinen lassen, aber ich fragte mich, ob die uns empfohlene Lektüre der Göthe'schen Schriften geeignet sei, Geist und Herz studierender Jünglinge zu bilden und zu veredeln? Diese Frage mußte ich entschieden verneinen. Wie konnte ein ernster, hochgebildeter Mann sich so lange in dem verpesteten Dunstkreise eines verkommenen Gesindels, das in „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren“ sein Wesen treibt, aufhalten, an ihrer Verworfenheit einen Gefallen finden und dieselbe in breiter Behag-

lichkeit schildern? Heißt das nicht, dem Leser absichtlich Ärgernis geben und ihn verführen? Göthe ließ „Meister Wilhelms Lehrjahre“ anno 1795, also in seinem 46. Lebensjahre, und die „Wanderjahre“ erst anno 1821, also in seinem 72. Lebensjahre drucken. Die s. g. Sturm- und Drangperiode Göthes war also damals längst vorüber, und kann darum die Veröffentlichung eines so verderblichen und verwerflichen Romans durch Göthe in keiner Weise entschuldigt werden. Barthold Georg Niebuhr, einer der ausgezeichnetsten Geschichtsforscher, Kritiker und Philologen, ärgert sich in den „Lebensnachrichten“ I. 521. über die Nichtswürdigkeit und Geringfügigkeit der in „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren“ auftretenden Personen und nennt dieselben mit vollem Recht „eine Menagerie von zahmem Vieh“. Der Schriftsteller und Kritiker Wolfgang Menzel charakterisiert Göthe überhaupt sehr treffend, indem er von ihm sagt: „Er ist ein Meister schöner Form bei unsittlichem Gehalt.“ Siehe: Vischer, Ästhetik §. 55.

Nachdem ich die genannte Schrift Göthes, die meinen hochgespannten Erwartungen nicht entsprochen und mich durchaus nicht befriedigt hatte, gelesen, verfügte ich mich zu einer Zeit in die Wohnung des Herrn M., in welcher, wie ich wußte, derselbe nicht anzutreffen war. Ich wollte nämlich, da ich voraussah, Herr M. würde mich fragen, wie mir „Wil-

helm Meisters Lehr- und Wanderjahre“ gefallen hätten, und da ich Herrn M., der ein enthusiastischer Verehrer Göthes war, meine Mißbilligung der genannten Schrift nicht mitteilen wollte, einer persönlichen Begegnung mit demselben ausweichen. Ich war entschlossen, mir von der Frau des Herrn M. noch zwei renommierte Schriften Göthes: „Leiden des jungen Werther“ und „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung“ zu erbitten. Bereitwillig übergab mir die Frau des Herrn M. die gewünschten Schriften. Um mich kurz zu fassen, führe ich, bezüglich der „Leiden des jungen Werther“, die Kritik des Konversations-Lexikons von Josef Manz, VI. Band, Seite 796, III. Auflage, an. Es heißt dort: „Werther wurde das Prototyp der ganzen Empfindungsliteratur, welche mondscheinsüchtig alle zartbesaiteten Herzen mit einem Tränenstrom überschwemmte. Napoleon nahm das Buch mit nach Ägypten und versicherte später, den Werther siebenmal gelesen zu haben.“ Mir genügte eine einmalige Lektüre Werthers, denn derselbe war mir von A bis Z zu phantastisch und krankhaft sentimental, auch konnte ich nicht billigen, daß die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe durch denselben angetastet und der Selbstmord direkt verherrlicht und indirekt empfohlen wurde.

Es ist eine unleugbare, geschichtlich nachgewiesene Tatsache, daß die „Leiden des jungen Werther“ sehr viele jugendliche Personen verleiteten, sich „aus

unglücklicher Liebe“ ums Leben zu bringen. Ich führe hier ein eklatantes Beispiel dieser Art an. Am 27. Januar 1778 stürzte sich Christiane von Laßberg, Tochter des Obersten Maximilian von Laßberg, aus Liebesgram, in die, an Weimar vorüberfließende Ilm und ertrank. Sie glaubte nämlich, von ihrem Geliebten, dem Lieutenant von Wrangel, verlassen worden zu sein. Die Selbstmörderin hatte, als man sie aus dem Wasser zog, die „Leiden des jungen Werther“ von Göthe in einer Tasche ihres Kleides. Dieser hypersentimentale Roman, in welchem die Geschlechtsliebe verhimmelt und der Selbstmord empfohlen und verherrlicht wird, hatte dem sentimentalen, aufgeklärten und religionslosen Geschöpf den Kopf verdreht und dasselbe in den Tod getrieben.

Was die zweite Schrift „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung“ anbelangt, so gestehe ich, daß sie mich, den im 19. Lebensjahre stehenden Jüngling, in hohem Grad fesselte und befriedigte, woraus aber nicht hervorgeht, daß sie in jeder Beziehung korrekt und empfehlenswert ist. Auch „Nathan der Weise“ von Lessing, „die Räuber“ von Schiller, „Lichtenstein“ von Hauff, „Hesperus“ von J. P. Fr. Richter u. s. w. fesselten und begeisterten mich damals in hohem Grade, während sie mich jezt unangesprochen und kalt lassen. «Tempora mutantur, et nos mutamur in illis.» Die Ansprüche, Bedürfnisse und Wünsche des Geistes und Herzens halten

mit der geistigen und sittlichen Entwicklung des Menschen gleichen Schritt und verlangen deßwegen auf jeder erreichten höhern Stufe der Kultur eine geeignete Nahrung.

Unter allen Lehrgegenständen wurde

die philosophische Propädeutik

am Lyzeum in Rastatt am besten vorgetragen, nur litt dieser Unterricht an folgenden Gebrechen:

1. wurden wir mit den Systemen der Philosophen der neueren und neuesten Zeit (Spinozas, Kants, Wolfs, Fichtes, Schellings, Hegels, Trendelenburgs ꝛc.) blos bekannt gemacht, ohne daß dieselben kritisch beleuchtet und das Wahre vom Falschen geschieden worden wäre;

2. wurde der Unzulänglichkeit der Philosophie, also der menschlichen Vernunft, zur vollen Erkenntnis der lezten Gründe alles Seienden, der Wahrheit der göttlichen Offenbarung und der christlichen Religion, z. B. der Menschwerdung Jesu Christi, der Wunder ꝛc. zu gelangen, keine Erwähnung getan;

3. wurde nicht darauf hingewiesen, daß die menschliche Vernunft und die göttliche Offenbarung sich nicht widersprechen können, da beide aus derselben Quelle, aus Gott, stammen, daß folglich die Philosophie nicht naturgemäß, prinzipiell und logisch eine Feindin der Theologie seie. Es wurde nicht

darauf aufmerksam gemacht, daß gerade die Theologie alle Fragen des denkenden, forschenden und prüfenden Geistes zur vollsten Befriedigung desselben löst, daß somit die Theologie der Wegweiser, der Leitstern, die Leuchte und der Prüfstein der Philosophie und diese die Dienerin und eine Hilfswissenschaft der Theologie ist;

4. wurden Scholastik und Spekulation nicht nach Gebühr gewürdigt, sondern geringschäzig, en bagatelle, behandelt, als ob nicht die tiefsten Denker und größten Gelehrten, z. B. Anselm von Canterbury, Petrus Lombardus, Bonaventura, Thomas von Aquin, Duns Scotus, Scholastiker gewesen wären. Und

5. wurde der schweren Versuchung: durch das Studium der philosophischen Propädeutik von einem sehr unphilosophischen Dünkel und Hochmut angekränkelt zu werden, kein Riegel vorgeschoben, was doch von dem Professor der Philosophie sehr leicht zu bewerkstelligen und für uns sehr notwendig und heilsam gewesen wäre. Statt echte Philosophen — Freunde der Weisheit — wurden wir renommierende Sophisten, Rabulisten, Skeptiker, Rationalisten oder Pantheisten. Wie im Traume Pharaos die sieben mageren Kühe die fetten aufgezehrt, so verzehrten in uns die klapperdürren philosophischen Systeme in der Wirklichkeit den Katechismus und die Bibel bis auf das lezte Blatt. Wir schwammen ohn'e Steuer

und Kompaß in den brandenden Fluten der Anthropologie, Psychologie, Metaphysik und Ethik, des Nominalismus, Realismus und Idealismus, unter Peripatetikern, Stoikern, Platonikern, Epikuräern, Cynikern, Eudämonisten, Hedonisten, Skeptikern und Eklektikern, umher, und wurden bei weitem die Meisten an die Gestade der Insel der Phäaken verschlagen, wo sie landeten, dem Lebensgenusse sich hingaben und über alle philosophischen Systeme hohes Gras wachsen ließen. Nur sehr wenige erreichten, nach langer Irrfahrt und mit knapper Not, jenen, allen Stürmen trozenden Felsen, von dem Jesus Christus gesagt: „Auf ihn will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen."

Eine eigene Bewandtnis hatte es damals an allen Lehranstalten des Großherzogtums Baden mit dem

Patriotismus.

Ich kann mich zwar mit dem besten Willen nicht mehr erinnern, ob die Geseze oder der vorgeschriebene Lehrplan darüber irgend eine Bestimmung enthielten, aber an das erinnere ich mich sehr wohl, daß von einem großherzoglich badischen Patriotismus weder jemals die Rede war, noch irgend ein Professor den Versuch gemacht hätte, uns einen solchen

beizubringen. Eine, man könnte fast sagen: mit dem Größenwahn behaftete, lächerliche Kleinstaaterei, die stets auf allerhöchst ihre „unantastbaren Majestätsrechte“ der Kirche und dem Frankfurter Bundestag gegenüber pochte, und ein, alles bis ins Detail anordnender, leitender und beaufsichtigender Bureaukratismus führten damals das gouvernementale Steuerruder des Staates. Das ganze badische Reich war mit rot und gelb angestrichenen Schlagbäumen eingezäunt, das Paßwesen erschwerte und verteuerte die Kommunikation mit dem Auslande, zu welchem selbstverständlich auch Würtemberg, Baiern, Hessen und die Hohenzollernschen Lande gehörten, das Vereinswesen war auf das diesseitige Gebiet der Grenzpfähle beschränkt, das Verlangen nach Vereinigung aller deutschen Bundesstaaten zu Einer Monarchie und ein sich auf ganz Deutschland beziehender Patriotismus als staatsgefährliche Häresie, als Landesverrat und Majestätsverbrechen verpönt. Der Ausspruch des Romantikers und Dramatikers: Fried. Lud. Zacharias Werner in seinem Schauspiele: „Kaiserin Kunigunde“:

„Baiern, Sachsen Franken und Schwaben,
Die gibts noch — Deutsche sind nicht zu haben,“

war damals Norm und Regel innerhalb der Grenzpfähle aller deutschen Länder. Wer großdeutsch gesinnt war, galt als Landesverräter, und wer eine deutsche Fahne, die in den Farben: schwarz, rot

und Gold prangte, zu entrollen oder ein derartiges Band auf der Brust zu tragen wagte, der wurde als staatsgefährliches und regierungsfeindliches Subjekt gemaßregelt.

Die Vaterlandsliebe muß auf einem soliden Fundamente fußen, sie muß sich auf bestimmte Rechtstitel berufen und stützen und auf empfangene Wohltaten berufen können, namentlich aber muß sie in der Liebe des Herzens wurzeln und in der Dankbarkeit ihren Halt finden. Der Patriotismus beruht auf Gegenseitigkeit, d. h. von Seite des Vaterlandes auf solchen staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, die das allgemeine Beste, das Wohl des Volkes in religiöser, sittlicher, pädagogischer und sozialer Beziehung bezwecken, und von Seite der Untertanen auf der Dankbarkeit für die weise, väterliche Regierung und auf der begeisterten und opferwilligen Hingebung an das Vaterland, an die vaterländischen Institutionen, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche. Wird ein Staat weise, gerecht, unparteiisch und väterlich regiert, so werden seine Untertanen echte Patrioten sein, sie werden ihr Privatinteresse dem allgemeinen Besten unterordnen und mit Gut und Blut für die Erhaltung und Verteidigung des Vaterlandes einstehen. Von diesen Grundbedingungen des Patriotismus war, als ich studierte, blutwenig vorhanden. Der badische Staat war infolge des Lüneviller Friedens im Jahre 1801 aus einer Menge mediatisierter

Fürstentümer, Grafschaften, bischöflicher Territorien und Klostergüter zusammengestoppelt worden. Das Großherzogtum Baden war „durch Napoleons Gnaden“ entstanden und hatte sich unter dem Protektorate desselben konsolidiert. Söhne des Vaterlandes kämpften im napoleonischen Heere in Deutschland, Spanien und Rußland, sie kämpften, auf Napoleons Befehl, gegen Österreich und Preußen, und noch in der Schlacht bei Leipzig standen sie auf Napoleons Seite. Der Rheinbund, den viele deutsche Fürsten 1806, 1807 und 1808 mit Napoleon schlossen, durch den sie sich von Kaiser und Reich losrissen und unter Napoleons Protektorat stellten, war doch, sehr mild ausgedrückt, eine höchst undeutsche und unpatriotische Tat. Der Kurfürst Karl Friedrich von Baden trat ebenfalls dem Rheinbunde bei. Im Jahre 1818 wurde dem Land eine konstitutionelle Verfassung durch den Großherzog Karl gegeben. Seit der ersten landständischen Versammlung im Jahre 1819 wogte der parlamentarische Kampf zwischen der Regierung und den Kammern hin und her und erreichte seinen Höhepunkt, als Itzstein, Welker, Bassermann und Mathy an die Spitze der Opposition traten. Wir Studenten nahmen an diesen heißen parlamentarischen Kämpfen durch Kannegießerei in der Kneipe lebhaften Anteil. Daß wir uns stets auf die Seite der Opposition stellten, nur regierungsfeindliche Zeitungen lasen, allem entgegen-

jubelten, was den Stempel der Freisinnigkeit an der Stirne trug, und den reaktionären Ministern Blittersdorf und Rettig hinter dem Bierglas energische, aber ganz ungefährliche Pereat darbrachten, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung. Wir nahmen mit hoher Befriedigung Notiz von dem, am 27. Mai 1832 gefeierten Hambacher Fest, von den Bestrebungen des „Jungen Deutschlands“ und der „Deutschen Burschenschaften“. Wir verschlangen heißhungrig die demokratischen, republikanischen und anarchischen Pamphlete, die von Hand zu Hand gingen, und brüllten wie rasend und toll die travestierte badische Volkshymne. Der richtige Text derselben begann mit den Worten:

„Heil unser'm Fürsten, Heil!“

Die Travestie hob dagegen also an:

„Fürsten zum Land hinaus!“

Aus diesem ersten Vers läßt sich unschwer schließen, wessen Geistes Kinder die nachfolgenden waren — man konnte sie mit vollstem Recht einen Abklatsch und Nachklang der mordschnaubenden Lieder der Bluthunde der französischen Revolution und jener Megären und Hetären nennen, die in Paris zur Schreckenszeit unter Gesang um die Guillotine tanzten und das noch rauchende Blut der ermordeten Priester, Aristokraten und Royalisten tranken.

Durch solche Gesinnung und deren Kundgebung vermeinten wir, in der Wolle gefärbte Patrioten zu

sein! Dieser eigentümliche, und richtig bezeichnet: kriminelle Patriotismus wurde von Seite unserer Professoren in keiner Weise beeinträchtigt, es wurde ihm vielmehr von denselben kräftig Vorschub geleistet. Zum Beweise dessen führe ich folgendes an.

1. wurde niemals eine badische Geschichte vorgetragen. Wohl befand sich in dem an den Lehranstalten eingeführten Leitfaden der Geschichte von Dr. Beck, in der ersten Abteilung, als Anhang zur allgemeinen Weltgeschichte, von Seite 166—173, also auf 7 Seiten, ein „kurzer Abriß der badischen Geschichte", allein dieser Abriß wurde beharrlich totgeschwiegen, was übrigens nicht zu beklagen war, denn derselbe war so lückenhaft, armselig und farblos, daß wir durch seine Ignorierung durchaus nichts verloren.

2. beförderten sie den Göthekult so kräftig und konsequent, daß infolge dessen weder ein klein- noch großdeutscher Patriotismus aufkommen konnte. G ö t h e war bekanntlich nichts weniger als Patriot, er hat seine Feder niemals der Verteidigung des Vaterlandes, oder der Befreiung desselben aus der schmachvollen Sklaverei, in welche Napoleon es geschleppt hatte, geweiht. Als Deutschland 1790 seine Truppen gegen die französischen Armeen, die unser Vaterland an der ganzen Westgrenze bedrohten, mobil machte, beschäftigte sich Göthe mit verschiedenen literarischen und naturhistorischen Grillen, er schrieb über die

Theorie des Lichtes, des Schattens und der Farben, über die Metamorphose der Pflanzen und die Gestalt der Tiere. Und als Napoleon längst in Deutschland eingefallen war, die deutschen Fürsten als französische Vasallen behandelte und das Volk erbarmungslos aussog, beschäftigte sich Göthe mit dem Druck und der Aufführung der von ihm verfassten Tragödie „Die natürliche Tochter". Aber auch später, als Deutschland tatsächlich eine französische Provinz unter so und so vielen napoleonischen Satrapen geworden war, und Napoleons Ehrgeiz, Ruhmsucht und Ländergier keine Grenzen mehr kannte, blieb Göthe neutral und teilnahmslos für sein Vaterland! Wie hätte er sich auch zu einer patriotischen Begeisterung erschwingen können, da er von Napoleon den Orden der Ehrenlegion angenommen! Dieses Prototyp der ganzen gebildeten und aufgeklärten Menschheit, diesen Zentenarmenschen, diesen Heros der Wissenschaft, Kunst und Humanität stellten uns die Professoren aber als ein in allem zu befolgendes Muster und Vorbild vor Augen! In heiligem Zorn schrieb Friedrich Christof Perthes, ein Ehrenmann und Patriot sondergleichen, im Jahre 1804 an Fr. H. Jacobi: „Scham, glühende Scham über die Zerreißung unseres Vaterlandes sollte und müsste unser Herz foltern; aber was tun unsere Edelsten? Statt sich zu waffnen durch Nährung der Scham und sich Kraft, Mut und Zorn zu sammeln, ent-

fliehen sie ihrem eigenen Gefühle und machen Kunststücke (damit ist Göthe und die von ihm verfasste Tragödie „Die natürliche Tochter“ gemeint). So wenig aber Rettung zu hoffen ist für einen Sünder, der, um die Reue nicht zu fühlen, Karten spielt, so wenig wird unser Volk, wenn seine Besten sich so betäuben, dem Schicksale entgehen, ein verlaufenes, über die Erde zerstreutes Gesindel ohne Vaterland zu werden.“ Das sind sehr scharfe, aber ebenso wahre und verdiente Worte. Neben dem Göthekult kann kein Patriotismus aufkommen. Weil ohne Patriotismus, schwärmten wir für schrankenlose Freiheit, unbegrenzte Aufklärung und unaufhaltsamen Fortschritt, und namentlich gehörte unsere Sympathie der französischen Revolution im lezten Dezennium des vorigen Jahrhunderts, troz ihrer Ausschreitungen, ihres Terrorismus und der 44.000 Guillotinen.

Es spielt oder vielmehr: es sprudelt immer dieselbe Geschichte, wie damals so noch heute. Am 4. August 1889 sendete der czechische „akademische Leseverein“ in Prag eine Deputation mit einer Adresse an den „internationalen Studenten-Kongreß“ in Paris, die in überschwenglichen Tiraden die französische Revolution zu Ende des lezten Jahrhunderts pries. Infolge dessen wurde der genannte Verein aufgelöst. Daraufhin hat nun die czechische Studentenschaft in Prag eine zweite Adresse an den genannten Kongreß gerichtet, in welcher es heißt: „Wenngleich

die Zentrale der czechischen Studentenschaft wegen ihrer Sympathie-Kundgebung für die französische Nation aufgelöst worden ist, so werden trotzdem die czechischen Studenten heute als akademische Bürger und nach Jahren als Volksberater unverbrüchlich festhalten an den Idealen der französischen Nation: Aufklärung und Freiheit" (sollte unverblümt heißen: an der Abschaffung des Christentums und der Einführung der Republik nach französischem Muster. Gott bewahre das österreichische Volk vor solchen Beratern; dasselbe ist leider ohnehin vielfach übel beraten.

3. Die genaue Kenntnis einzelner Perioden der echten, wahren Geschichte der Deutschen ist kaum geeignet, im Herzen der studierenden Jünglinge Patriotismus zu wecken, denn es gab zu allen Zeiten viele deutsche Fürsten geistlichen und weltlichen Standes, die sehr schlechte Patrioten waren, da sie nur auf Vergrößerung ihrer Hausmacht und auf Erweiterung ihrer Souveränität zum Schaden, zum Verderben und Untergang des deutschen Reiches bedacht waren. Wie oft haben sie Landesverrat geübt, gegen Kaiser und Reich konspiriert, den Feind herbeigerufen oder sich von demselben bestechen lassen! Der dreißigjährige Krieg ist und bleibt ein unvertilgbarer Schandfleck in der deutschen Geschichte, und die mit Feuer und Blut in die Blätter derselben eingezeichneten Taten Christians von Braunschweig-Wolfenbüttel,

Bernhards von Weimar, Moriz' von Sachsen, Philipps von Hessen und Comp. werden jedem ehrlichen Deutschen die Schamröte ins Gesicht jagen. Von ähnlichen Heldentaten deutscher Fürsten, die in unauslöschlichen Zügen der Geschichte eingezeichnet sind, erwähne ich nur folgende:

Als es sich im Jahre 1257 um die Wahl eines deutschen Königs handelte, verkaufte der Churfürst Konrad von Köln seine Stimme an Richard von Cornwallis, einen englischen Fürsten, für 12.000 Mark, die beiden Herzoge von Baiern für 9000, und jeder der übrigen, für Richard eingenommenen Fürsten, für 8000 Mark! Trozdem Richard am 13. Januar 1257 vor Frankfurt auf dem freien Felde von der Majorität der deutschen Fürsten gewählt worden war, ernannte die Minorität derselben, an deren Spize der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und Arnold, Erzbischof von Trier, standen, Alfons von Castilien und Leon, also einen Spanier, am 1. April 1258, zum Könige von Deutschland, und warum diesen Ausländer? Weil derselbe einem jeden Fürsten für dessen Stimme 20.000 Mark „Handsalbe", wie man derlei Bestechungsgelder und Schmieralia damals nannte, versprochen hatte!

Nach dem Tode Kaiser Maximilians I. — den 12. Januar 1519 — traten drei Bewerber um die deutsche Kaiserkrone auf: Franz I., König von Frank-

reich, Heinrich VIII., König von England, und Karl, Erzherzog aus dem Hause Habsburg. Franz und Heinrich schickten Unterhändler, die mit ungeheuren Summen versehen waren, nach Deutschland, damit sie die Churfürsten mit Gold für die Wahl ihrer Kandidaten bestechen sollten. Der Unterhändler des Königs Franz, von Bonnivet, Admiral von Frankreich, gab, behufs der Bestechung jener Churfürsten, die sich auf die Seite Franz I. neigten, 400.000 Goldthaler — nach dem damaligen Geldwerte eine ungeheuere Summe — aus. Der Geschichtschreiber Dr. J. B. Weiß sagt im IV. Bande seiner Weltgeschichte, Seite 430: „Ihre (Franz I., Heinrich VIII. und Karls) Agenten kamen mit vollen Geldsäcken, und die Churfürsten verkauften, Sachsen ausgenommen, ihre Stimmen: der von Trier war von Anfang für Franz, der von Mainz, von der Pfalz und von Brandenburg wurden um ungeheure Summen erkauft. Franz schien gewonnen zu haben."

Nachdem Kaiser Ferdinand III., am 2. April 1657, mit Tod abgegangen war, gelüstete Ludwig XIV., König von Frankreich, nach der deutschen Kaiserkrone, und darum wurden alle Hebel angesezt, die deutschen Kurfürsten zu Gunsten Ludwigs zu bestechen. Karl Ludwig, Churfürst von der Pfalz z. B. gab dem französischen Premierminister Mazarin schriftlich das Versprechen, gegen eine Barzahlung

von 140.000 Talern und einen Gehalt von 40.000 Talern auf drei Jahre, beim Wahltag lediglich nach dem Befehle des Königs von Frankreich zu stimmen und zu handeln, d. h. zu intriguieren! Allein troz aller Bestechungen, troz der Ränke und Machinationen des französischen und des Pfälzer Ludwig, wurde Leopold, Erzherzog von Österreich, zum deutschen Kaiser gewählt. Aber noch zu Lebzeiten des genannten Kaisers ließ Ludwig XIV. alle Minen seiner diabolischen Diplomatie springen, um sich die deutsche Kaiserkrone bei der nächsten Wahl zu verschaffen. Er bestach zu diesem Zwecke mehrere der mächtigsten deutschen Fürsten, z. B. den Churfürsten von Brandenburg, der ihm seine Stimme um 100.000 Livres auf zehn Jahre verkaufte; er erhielt überdies während zwei Jahren ein Gratiale von 300.000 Livres. Der Churfürst von Sachsen erbettelte 90.000 Livres bar und vier Jahre hindurch, à 60.000 Livres!

Die französischen Könige haben in den vier lezten Jahrhunderten, behufs Zerrüttung des deutschen Reiches und Vernichtung der habsburg'schen Dynastie, Millionen Livres gespendet und unter den deutschen Fürsten jederzeit willige Abnehmer und Helfershelfer gefunden. Es dürfte wohl sehr schwer sein, diese geschichtlichen Tatsachen im Interesse des Patriotismus zu verwerten.

Aber noch weit empörender als diese Bestech-

lichkeit und hochverräterische Gesinnung vieler deutschen Fürsten war der schändliche und schmachvolle Sklavenhandel, den die nachbenannten „Landesväter" mit ihren „Landeskindern" trieben.

Während des Krieges, den die 13 Kolonien Nordamerikas zur Erringung der politischen Selbstständigkeit, also der Befreiung vom Sklavenjoche Englands, vom Jahre 1775—1783, führten, bedurften die Engländer vieler Soldaten, die sie sich zuerst von Rußland zu verschaffen suchten. Allein Katharina II., Kaiserin von Rußland, erklärte Georg III., König von England: „Es ist mit der Würde Rußlands unverträglich, seine Untertanen zu verkaufen, und ebenso mit der Würde Englands, fremde Mietstruppen gegen seine eigenen Untertanen zu gebrauchen." In Deutschland dagegen fanden es viele Fürsten nicht unter ihrer Würde, ihre Landeskinder an England zu verkaufen.

Der erste deutsche Fürst, an den sich der englische Unterhändler, Oberst Faucitt, mit dem schmachvollen Ersuchen wendete, an England Soldaten zu verkaufen, war Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig. Dieser „Landesvater" verkaufte 4300 seiner „Landeskinder" um den Preis von 280.000 Pfund Sterling an England. Für jeden Mann erhielt er 51 Taler Werbegeld, für jeden der im Kampfe fiel, 30 Kronen (à 3 fl. rh.), und drei Verwundete galten für einen

Toten; wenn also viele Soldaten verwundet und getötet wurden, so war das für den Herzog vorteilhaft. Derselbe erhielt als Vergütung für die Ausrüstung und Mobilmachung der 4300 Mann den Soldbetrag von zwei Monaten zum Voraus und von sechs Monaten nachträglich zu Ende des Krieges. Überdies erhielt derselbe einen jährlichen Zuschuß von 64.000 Kronen, so lange der Krieg dauerte, und nach Beendigung desselben noch für zwei Jahre den doppelten Betrag. Man ersieht aus diesen Vertragsartikeln, daß der Herzog durch den Verkauf seiner „Landeskinder" ein sehr profitables Geschäftchen gemacht hatte, um das ihn jeder Hebräer hätte beneiden dürfen.

Der zweite deutsche Fürst, an den sich Faucitt mit dem erwähnten Antrag wendete, war Friedrich I., Landgraf von Hessen-Kassel. Dieser verkaufte 12.000 Mann für eine jährlich, während der Dauer des Kriegs, und noch ein Jahr lang nach Beendigung desselben, zu zahlende Summe von 772.600 Talern. Die hessischen Soldaten erhielten vertragsmäßig ihre Löhnung nicht von englischen Zahlmeistern, sondern vom Landgrafen, und zwar aus dem Grunde, „damit mehr Leute in Anrechnung gebracht werden konnten, als wirklich im Dienste waren"! In der Landgrafschaft Hessen-Kassel entstand unter den Eltern, denen ihre Kinder auf so nichtswürdige und grausame Weise entrissen wurden, große

Trauer und Erbitterung, allein der Herzog erstickte und unterdrückte diese Klagen und diese Erbitterung durch ein sehr kräftig wirkendes Mittel: er ließ nämlich jene Väter, die über den Verkauf ihrer Söhne klagten oder murrten oder sich der Abführung derselben widersezten, in Eisen legen, jene Mütter dagegen, die sich solcher Majestätsbeleidigungen schuldig machten, verurteilte er zu langjähriger Zuchthausstrafe!

Der dritte deutsche Fürst, der sich Faucitt sehr willfährig zeigte, war Wilhelm IX., Graf von Hanau. Dieser Fürst besaß ein kleines Land, aber trozdem verpflichtete er sich, England ein Infanterie-Regiment zu liefern. Er erhielt für jeden Mann 30 Kronen Werbegeld, für jeden Toten oder 3 Verwundete ebenfalls 30 Kronen und überdieß jährlich 25.000 Kronen für die ganze Dauer des Kriegs, welche Summe nach Beendigung desselben noch ein Jahr lang bezahlt werden musste.

Der vierte deutsche Fürst, der seine „Landeskinder“ an England verschacherte, war Friedrich, Fürst von Waldeck, der nur ein kleines Land von 30.000 Einwohnern besaß. Da er dessen ungeachtet schon zwei Regimenter Holland abgetreten hatte, so kostete es unsägliche Mühe, noch ein Regiment für England auf die Beine zu bringen. Die teils blutjungen, teils dem vorgerückteren Mannesalter angehörenden Rekruten, mussten, damit sie nicht sammt und sonders desertierten, wie Sträflinge, von

Scharfschüzen bis zum Orte der Einschiffung eskortiert werden. Die Verkaufsbedingungen waren die nämlichen wie die hanauischen.

Der fünfte deutsche Fürst, der seine „Landeskinder" an England verhandelte, war Christian Friedrich Karl Alexander, Markgraf von Brandenburg-Anspach. Er überlieferte an John Bull 1500 Untertanen um den Preis von 305.000 Pfund Sterling.

Auch König Georg III. von England verhandelte, da er zugleich Churfürst von Hannover war, einige tausend „Stück seiner Landeskinder" um den Preis von 448.000 Pfund Sterling an das, den Menschenhandel abschließende englische Parlament. Auch Karl Eugen, Herzog von Würtemberg und selbst ein Fürstbischof von Münster beteiligten sich am deutschen Sklavenhandel. Schließlich verkaufte der Landgraf Georg Wilhelm von Hessen-Kassel, anno 1794, viertausend seiner „Landeskinder" an die englischen Krämer für den Preis von 5,652.000 Gulden.

Im Ganzen lieferten deutsche Fürsten für den amerikanischen Krieg 29.166 Mann, von denen 11.853 in Schlachten und Treffen, im Lazaret und auf dem Transport zu Grund gingen; es kehrten also blos 17.313 — meistens als Krüppel und arbeitsunfähig — in ihre Heimat zurück! Für diese deutschen Sklaven zahlte England alles in allem 7 Millionen

Pfund Sterling, nach heutigem Geldwert 14 Millionen Pfund oder 140 Millionen Gulden, die größtenteils vergeudet und verprasst wurden und Schmarozern, Hofschranzen und Hetären in den Schoß fielen. Wahrlich, man ist versucht, indem man diese mit Fluch beladenen Blätter der deutschen Geschichte liest, zu glauben, es handle sich nicht um Fakta, die sich in Deutschland, sondern im Königreiche Dahomei ereigneten!

Der Geschichtschreiber Dr. J. B. Weiß spricht im VII. Bande, Seite MVII., seiner „Weltgeschichte" mit Recht sein Befremden darüber aus, daß drei der angesehensten deutschen Schriftsteller der damaligen Zeit sich jeder Äußerung über den schmachvollen Sklavenhandel innerhalb der Grenzen Deutschlands enthielten; er sagt: „Weder bei Göthe, noch bei Lessing, noch bei Klopstock finden wir ein Wort des Zornes über diesen Menschenverkauf. Nur Schiller spricht in ‚Kabale und Liebe' sein Entsezen darüber aus."

Sehr entschieden und kräftig haben sich zwei Ausländer, ein Engländer und ein Franzose, über diesen schändlichen Menschenschacher ausgesprochen, nämlich Lord Irnham und Mirabeau.

Irnham sagte im englischen Parlamente, dem jeweils die Verträge mit den betreffenden deutschen Fürsten wegen Lieferung von Soldaten zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden mussten: „Wir

haben von Sancho Pansas heiterem Wunsche gelesen, der, für den Fall seiner Erhebung zum Fürsten, wünschte, alle Menschen möchten Mohren sein, damit er sie alle verkaufen könnte und recht viel bares Geld in die Hand bekäme; aber dieser Wunsch, so lächerlich und unwürdig er auch für einen Herrscher erscheinen mag, ist viel unschuldiger als die Handlungsweise der deutschen Fürsten, die ihre Untertanen in einem blutigen Kriege opfern und zu diesem Verkaufe noch das Verbrechen hinzufügen, sie zur Vernichtung viel besserer Menschen, als sie selbst sind, auszusenden."

Der große Redner Mirabeau apostrophierte die von ihren Fürsten geknechteten Völker Deutschlands folgendermaßen: „Ihr seid verkauft wie elende Neger; Ihr werdet, wie Vieh, in fremden Schiffen zusammengepfercht, Ihr ziehet gegen Männer in den Kampf, die stärker, tüchtiger, kühner und rascher sind, als Ihr möglicher Weise sein könntet! Sie sind von großartigen Interessen beseelt, Euch aber leitet nur schmutziger Gewinn! Euer Blut ist der Preis der Verderbtheit und der Spielball des Ehrgeizes Euerer Fürsten! Ein geldgieriger Wucherer, eine verächtliche Mätresse, ein gemeiner Komödiant werden die Guineen in die Tasche schieben, welche gegen Euer Leben eingetauscht werden."

Der deutsche Kaiser, Josef II., verbot allerdings den von deutschen Fürsten betriebenen Sklavenhandel, allein die Macht des deutschen Kaisers war

damals schon dahin, niemand kehrte sich an sein Verbot und seine Drohung. Erst Friedrich II., König von Preußen, gelang es, dem fluchwürdigen Handel ein Ende zu machen. Er schritt jedoch nicht aus religiösen Gründen, nicht wegen verlezter Humanität und Menschenliebe, nicht aus nationalem Ehrgefühl und als Schirmherr des Rechtes gegen das himmelschreiende Verbrechen des Menschenhandels ein, sondern aus Abneigung und Übelwollen gegen England, und weil er fürchtete, er selbst könnte für den, wegen der baierischen Erbschaft, in Aussicht stehenden Krieg nicht genug diensttaugliche Soldaten aus den kleinen Fürstenstaaten ziehen.

Wer sich über den hier in aller Kürze besprochenen Gegenstand näher interessiert und informieren will, der lese folgende Schriften: „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, 1775—1783,“ von Friedrich Kapp, Berlin, 1864; „Mein Leben“, von Joh. Gottfried Seume, der, von hessischen Werbern „gepresst“, den nordamerikanischen Krieg mitmachen musste; die einschlägigen Stellen in Dr. J. B. Weiß' „Weltgeschichte“, VII. Band, Seite MII—MVIII, und Kapitel 438, Seite 646—649, in Wolfgang Menzels „Geschichte der Deutschen“, II. Auflage. Da aber der, beim Lesen der genannten Schriften hoffentlich schon vorhandene Patriotismus, möglicher und sogar wahrscheinlicher Weise, einige Havarien erleiden könnte, so ist es sehr rätlich und zu empfehlen,

denselben in einer geeigneten Lebensversicherung für so lange unterzubringen und zu salvieren, bis die Lektüre beendet sein wird, und dann kann der bekannte Vers der „Wacht am Rhein“ mit absoluter Ruhe und Sicherheit wieder gesungen werden:

„Lieb' Vaterland magst ruhig sein!“

und nicht minder sind dann auch jene Verse eines bekannten Studentenliedes:

„Den Jüngling reißt es fort mit Sturmesweh'n,
Fürs Vaterland in Kampf und Tod zu geh'n“,

gegen jeden Angriff Bels, des Drachen, gefeit.

4. wurde das unvermeidliche, stereotype Thema: «Dulce et decorum est, pro patria mori», süß und ehrenvoll ist der Tod fürs Vaterland, wiederholt abgehandelt und uns aufgegeben, dasselbe in einer Rede ausführlich zu behandeln. Das war Wasser auf unsere Mühle, und wir befanden uns während der Fertigung dieser Rede in unserem Elemente, denn sie versezte uns nach Hellas und Rom und gab uns Gelegenheit, unserer Begeisterung für die Helden der Vorzeit, namentlich für die Republikaner unter ihnen, und unserer Schwärmerei für die antiken Klassiker die Zügel schießen zu lassen. Wir ließen den Leonidas bei den Thermopylen und Epaminondas bei Mantinea aufmarschieren; wir schilderten in glühenden Farben die Heldentat des Marcus Curtius, Mucius Scävola, Horatius Cocles, Marcus Attilus Regulus, Lucius Junius und

Marcus Junius Brutus und des Cato Uticensis. Aus christlicher Zeit ließen wir Arnold von Brescia, Arnold von Winkelried und Wilhelm Tell als republikanische Helden auftreten, die der Freiheit eine Gasse bahnten. Wo sich Gelegenheit bot, schlugen wir heftig gegen dynastische, bureaukratische und reaktionäre Despotie, sowie gegen den Polizeistaat und die Kamarilla aus, und unsere Ansichten und Äußerungen blieben — unangefochten! Ich glaube nicht, daß ein einziger meiner Professoren monarchisch und loyal gesinnt war, und bestärkt mich die Tatsache in meinem Glauben, daß

5. vier derselben bei der anno 1849 ausgebrochenen Revolution entschieden und offen die Fahne der Empörung aufpflanzten. Einer derselben war damals Vorstand eines Gymnasiums. Er animierte die Studenten der oberen Klassen zum Kampf gegen die in Baden eingerückten Preußen und anderweitigen Bundestruppen und trug zum Zeichen seiner revoluzionären, republikanischen Gesinnung einen Vollbart. Jener Bart wurde, nach niedergeschlagener Empörung, ein gravierender Belastungszeuge für Direktor G. Die Preußen rückten im Mittelrheinkreise sehr schnell, fast im Sturmschritte, vor und überraschten durch ihr unerwartet schnelles Erscheinen gar manchen Revoluzer noch in seinem Barte oder mitten im Barbiergeschäfte. Nachdem Direktor G. den Einmarsch der Preußen erfahren, hatte er nichts eiliger zu tun,

als seinen marzialischen Bart abzunehmen. Da solches aber in heftiger Angst geschah und mit großer Eile vollzogen werden mußte, schnitt er sich mit dem Rasiermesser kreuz und quer und so tief in Wangen und Kinn, daß er nicht genug Zunder und Spinnengewebe zur Stillung des Blutes auflegen konnte. Kaum war diese chirurgische Operation vollendet, polterte schon ein Piquet Preußen die Treppe herauf. Der dasselbe kommandierende Offizier fragte die wie Aspenlaub zitternde Frau G's nach dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte des Direktors. Nachdem sie mit dem Finger dessen Zimmer bezeichnet, trat er rasch in dasselbe und verhaftete sogleich den leichenblaß gewordenen, wie in einem Husaren-Scharmüzel übel zugerichteten und heftig blutenden Direktor. In dem gegen denselben angestrengten Prozeß wurde namentlich auch der Vollbart und die nach dem Einmarsch der Preußen erfolgte blutige Abnahme desselben als Ankläger und Belastungszeuge gegen denselben ins Treffen geführt. G. wurde für einige Zeit seines Dienstes entlassen, später aber wieder, in untergeordneter Stellung, reaktiviert.

Der Zweite, der früher ebenfalls Gymnasiums-Direktor gewesen, rasselte 1849 gewaltig mit einem Schleppsäbel, forderte energisch zum Kampf gegen die Preußen auf und pries die Republik als die vollkommenste und wünschenswerteste Staatsform.

er wurde verhaftet und abgesezt, war einige brodlos und wurde dann wieder angestellt.

Der Dritte war geistlicher Professor, er hielt n und schrieb gegen die Monarchie und für die ıblik. Er fungierte einige Zeit auch als Mit- der provisorischen Regierung, flüchtete sich, der militärischen Besezung Badens, nach Eng- und ward dort Privatlehrer.

Der Vierte, ebenfalls geistlicher Professor und ıter Anhänger der Umsturzpartei, war ein schlauer s, der sich noch zur rechten Zeit aus der Schlinge ınd darum mit heiler Haut davonkam.

Bereits alle Schüler der großherzoglich badischen nasien und Lyzeen traten, sofern sie Waffen n konnten, in die Studentenlegion und kämpf- egen die Okkupations-Truppen.

Die Studenten der beiden großherzoglich badi- Universitäten und selbst die katholischen Theo- von Freiburg, die allerdings durch ein drako- s Gesez der provisorischen Regierung zum ndienste aufgerufen worden waren, beteiligten ls Blousenmänner an der Revolution. Es ıber keines solchen Gesezes für die waffenfähigen ıten aller Staatsanstalten bedurft, denn der ;ionäre, republikanische Geist saß ihnen tief in und Blut, in Kopf und Herz und drückte die Waffen zur Bekämpfung des, die Mon- verteidigenden Okkupationsheeres in die Hand.

Dieser Geist kam aber nicht von ungefähr und plötzlich über sie, sondern er war ihnen schon längst durch die modern-heidnische Erziehung, durch das Schwärmen für das klassische Altertum und die Republik und durch das Beispiel der Professoren eingepflanzt worden, die das Christentum und die Autorität untergraben, der moralischen Verwilderung nicht gesteuert und sich nie als großherzoglich badische Patrioten und loyale Staatsbürger gezeigt hatten.

Weitaus die Majorität der Beamten leistete der provisorischen Regierung den Eid der Treue und begünstigte direkt und indirekt die Revolution, kurz: diejenigen, die an den gelehrten Anstalten studiert hatten oder damals noch studierten, waren vom Gifte des Unglaubens, des Rationalismus und Radikalismus angefressen, revolutionäre Gesinnung galt ihnen als Patriotismus, die Republik war ihr Ideal und das Diesseits ihr Himmel. Dahin führts, wenn nicht das Christentum als Fundament aller Bildung, Gesittung und Erziehung gelegt wird, wenn man den segensreichen Einfluß der Kirche auf die Volksschule und die gelehrten Anstalten verkennt, die Kirche zur dienenden Magd des Staates erniedrigt, ihre Pulsadern unterbindet, die Kirchenregierung byzantinisch bevormundet, die Heranbildung und Erziehung der zukünftigen Priester von Staatswegen im Geiste einer falschen Aufklärung leitet und die studierende Jugend ungläubigen Professoren überantwortet.

Ich führe hier vier Aussprüche an, die meine Behauptung bestätigen und die nicht genug beherziget werden können.

König Wilhelm IV. von Preußen sagte, im Jahre 1849, zu den in Berlin versammelten Schul-seminar-Lehrern: „All das Elend, das im verflossenen Jahre über Preußen hereingebrochen, ist Ihre, einzig Ihre Schuld, die Schuld der Afterbildung, der irreligiösen Menschenweisheit, die Sie als echte Weisheit verbreitet, mit der Sie den Glauben und die Treue im Gemüte meiner Untertanen ausgerottet haben. Diese pfauenhaft aufgepuzte Schulbildung habe ich schon als Kronprinz gehaßt, und ich werde mich auf dem betretenen Wege nicht beirren lassen. Nicht den Pöbel fürchte ich, aber die unheiligen Lehren einer modernen, frivolen Weltweisheit.“

Nachdem die badische Revolution von 1849 durch preußische Bajonnete, unter dem Generalkommando des Prinzen Wilhelm, des nachmaligen Kaisers von Deutschland, niedergeworfen war, sagte ebenderselbe Prinz, 1850, zu einer Deputation des preußischen Abgeordnetenhauses: „Als lezten und tiefsten Grund der vollständigen staatlichen und sozialen Auflösung in Baden erkenne ich nichts Anderes, als die Entfremdung der Schule der Kirche, als die Entchristlichung der Schule.“ Das sind sehr wahre, goldene Worte, die, wären sie stets befolgt worden, keinen unglückseligen Kulturkampf heraufbeschworen

und der preußischen Regierung den Gang nach Canossa erspart hätten.

Der hochgelehrte Dr. Döllinger, dessen Namen ganz besonders bei den Gegnern der katholischen Kirche einen guten Klang hat, sagte in einer, im Herbste 1849, gehaltenen Rede: „Sie alle, meine Herrn, kennen die jüngsten Ereignisse im Großherzogtum Baden. Jene sinnlose Revolution mit ihrem langen Gefolge fast beispielloser Thorheiten, Verbrechen und Greuel ist wie ein blutiges Trauerspiel in rasch aufeinander folgenden Akten vor Ihren Blicken vorübergegangen. Wie war es nur möglich, haben gewiß auch Sie mit mir gefragt, daß das, was man noch vor wenigen Jahren in Deutschland für undenkbar hielt, dort in dieser Weise sich begeben konnte? Daß ein sonst biederes Volk sich das Joch eines in Deutschland seit Jahrhunderten nicht erhörten Terrorismus auflegen ließ? Seit ich — vor wenigen Wochen erst an Ort und Stelle mir die Zustände des Landes besehen, sind mir die wahren Ursachen dieses schmachvollen Ereignisses nicht mehr zweifelhaft. In keinem Lande Deutschlands hat man die Religion so beharrlich untergraben und die katholische Kirche so planmäßig zerrüttet, als in Baden. Die Mittel und Werkzeuge dazu bot eine bis ins einzelne und kleinlichste ausgebildete Bevormundung oder vielmehr völ-

lige Unterjochung der Kirche durch die Staatsbeamten, hohe und niedere, in reichem Maße dar. Zwei Mittel aber waren es vorzüglich, welche die wirksamsten Dienste hiebei geleistet und in ihrer, nicht etwa seit gestern begonnenen, sondern seit 30 Jahren bereits konsequent fortgesezten Anwendung jene Saat ausgestreut haben, die nun in so üppiger Fülle aufgeschossen ist. Der eine Haupthebel zur Verführung und Entsittlichung des Volkes war -- der Ausdruck ist nicht zu stark — die Brunnenvergiftung, ich meine die Korruption des öffentlichen Unterrichtes in den Schulen, den höheren sowohl als den Volksschulen .... Die Jünglinge verließen bereits als bewußte und erklärte Atheisten (Gottesleugner) die badischen Gymnasien."

Da ich alle Klassen eines Gymnasiums und die zwei obersten eines Lyzeums durchgemacht und Augenzeuge der badischen Revolution gewesen; kann ich auf Ehre und Gewissen bezeugen, daß Döllinger das Verhältnis zwischen Staat und Kirche und den religiös-sittlichen Zustand an den badischen Gymnasien, die er mit Recht als Hauptursachen der, 1849 in Baden ausgebrochenen Revolution bezeichnet und anklagt, sehr zutreffend, wahr und klar geschildert hat. Männer von Einsicht, Scharfblick und Erfahrung täuschten sich, im Hinblick auf die, in ein fal-

sches Geleise geratene Staatsmaschine und die, auf allen Gebieten — namentlich der Religion und des Unterrichtes — zur Herrschaft gelangten verderblichen Grundsäze, durchaus nicht über unsere Lage und Verhältnisse und über die Folgen, die sich mit absoluter Notwendigkeit aus denselben ergeben mussten; sie erhoben, wie weiland Kassandra, mahnend und warnend ihre Stimme, sie signalisierten mit Bestimmtheit das rasche Nahen des Sturmes und Aufruhres, soferne nicht die geeigneten Mittel, sie zu beschwören, ungesäumt ergriffen würden. Doch alles umsonst! Jene Männer, die am Steuerruder saßen, hatten den Kopf verloren, sie schirrten das Pferd vom Schweife auf, tasteten unsicher hin und her, ergriffen halbe Maßregeln, waren ohne Mut und Energie und flohen, ohne Schwertstreich, vom Kampfplaze. Da brach die Revolution über das herrenlose Land herein und zertrümmerte, sonder Mühe, die ganze, aus Rand und Band geratene Staatsmaschine. «Quisque sua exempla debet pati», sagt Phädrus in den äsop'schen Fabeln, und die badische Revolution von 1849 hat diesen alten und wahren Spruch in grellen Farben illustriert, das badische Volk aber (und zwar meistenteils Nichtrevolutionäre) haben die Ehre und das Vergnügen gehabt, die Kosten der Revolution, d. h. die Folgen verkehrter Regierungsgrundsäze, der Kopflosigkeit und Feigheit mit 3½ Millionen Gulden bezahlen zu dürfen.

Nachdem die österreichische Regierung, 1849, mit harter Not die Revolution bezwungen hatte, brach sie, für einige Zeit, mit dem Liberalismus, mit der byzantinischen Bevormundung und der polizeilichen Überwachung der Kirche, kurz: mit dem falschen Regierungs-System und ließ sich von echt staatsklugen und christlichen Grundsäzen leiten. Aus jener Zeit stammt ein Artikel oder Ausspruch des Regierungs-Organs „Österreichischer Lloyd“, der sich (Nr. 327, vom Jahre 1849) über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche so ausdrückt: „Glaubt etwa eine Staatsregierung, wenn sie auf die Leitung einer Kirche einen ihr nicht gebührenden positiven Einfluß nimmt, dadurch der Kirche und der Regierung mehr Ansehen zu verschaffen, so begeht sie einen unverzeihlichen Irrtum; denn die Kirche würde dann als Staatsanstalt betrachtet und mit Mißtrauen angesehen werden; ihre Organe besäßen bei weitem nicht das Vertrauen wie die selbstgewählten, und nie würde sich bei den Laien ein lebendiges Interesse am kirchlichen Leben entwickeln. Es gäbe dann auch mehr Heuchelei als echte Religiosität, und die Folgen für den Staat liegen auf der Hand. Nichts verträgt weniger eine unzarte, zwingende Hand des Staates als das kirchliche Leben, wenn es gedeihen soll; je ferner sich der Staat hier hält, desto mehr fördert er das religiöse Leben.“ Diese ganz richtigen Worte haben aber durch die, im Jahre 1869, erlassene

Schulgesezgebung und die, im Jahre 1870, vollzogene Aufhebung des, 1855, vereinbarten Konkordates einen sehr düsteren Hintergrund erhalten. Echte Weisheit scheint sich eben nur als Ephemere und sporadisch zu zeigen.

Ich kann dieses Kapitel „Rückblick auf die Studienjahre am Gymnasium und Lyzeum" nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß an keiner einzigen gelehrten Mittelschule eine Sodalität, ein geistlicher Verein oder ein kirchlich approbierter Jünglingsbund existierte. Wer hätte auch in so unendlich trostloser Zeit, bei der religiösen Verschwommenheit, bei der sorgfältigst betriebenen Desinfektion der Volks- und Gelehrtenschulen vom Christentum und dem herrschenden Rationalismus auf den Gedanken verfallen oder den Mut besizen sollen oder können, eine so spezifisch christliche und kirchliche Einrichtung ins Leben rufen zu wollen! Selbst der leiseste Versuch, den nach allseitiger Freiheit dürstenden Studenten einen „ultramontanen, mittelalterlichen Kappzaum" anzulegen und an ihnen „Zeloten, Fanatiker und Jesuiten" heranzuziehen, würde einen Schrei der Entrüstung und des Entsezens hervorgerufen und die sofortige und energische Intervention des Polizeistockes veranlaßt haben. Ach nein! Die Studenten von damals wurden keineswegs durch geistliche Vereine der Gefahr ausgesezt, „Finsterlinge" und „Pfaffenknechte" zu werden und in „die Ketten

der päpstlichen Sklaverei“ und „Geistestyrannei“ geschlagen zu werden! Dieses „entsezliche Unglück“ stand erst der nachfolgenden Generation bevor. Und siehe da: Von einer nachteiligen Wirkung solcher Vereine zeigte sich keine Spur, im Gegenteil! Jene Studenten, die denselben angehörten, gaben zu Klagen nicht nur gar keinen Anlaß, sondern sie rechtfertigten alle Erwartungen, die echte Pädagogen an ihre Schüler stellen können: sie waren fleißig, gehorsam und eingezogen. Allein mit dem Beginne des Kulturkampfes schlug der Wind in den höheren Regionen plözlich um. Der unselige Versuch, die Katholiken, den Klerus und Episkopat Deutschlands von Rom loszureißen, um sie nach und nach dem Protestantismus inkorporieren und der Cäsareopapie unterwerfen zu können, führte notwendig dahin, den Einfluß der katholischen Kirche auf allen Gebieten zu beschränken, und sie selbst, wo möglich, zu beseitigen. Infolge dessen wurde den katholischen Studenten befohlen, aus den geistlichen Vereinen auszutreten, und bald wurden, wo derartige Vereine an gelehrten Mittelschulen bestanden, dieselben aufgelöst, und zwar mit der Begründung: allen Studenten seie die Teilnahme an Bündnissen und Vereinen schulgesezlich verboten! Wie dehnbar und sophistisch! Das in Frage stehende Gesez bezog sich offenbar nur auf geheime, politische, sozialistische, verderbliche Verbindungen, Vereine und Korps-Burschenschaften, nicht aber auf

Sodalitäten und Kongregationen, welche die Pflege christlicher Gesinnung und Gesittung zum Zwecke haben und die Studenten vor Verführung und Verirrung bewahren. Wenn die Auslegung des betreffenden Gesezes-Paragraphen richtig wäre, dann hätte man den Studenten auch befehlen können, ja befehlen müssen, aus der katholischen Kirche auszutreten, da dieselbe auch ein Verein, eine Verbindung, eine geschlossene Korporation ist, die überdies unter einem „auswärtigen, fremdländischen“ Oberhaupte steht. Und mit demselben Rechte hätte man über dem Haupte eines jeden Katholiken das Damokles-Schwert der staatspolizeilichen Hierarchie an einem Roßhaare aufhängen, d. h. allen befehlen können: Bei Vermeidung schwerer Geldstrafe, langer Kerkerhaft oder sofortiger Verbannung habt ihr, innerhalb sechs Wochen, den Nachweis zu liefern, daß ihr euch von Rom losgesagt und in den Schoß der evangelisch-protestantischen Kirche begeben habt. Man ist, angesichts des oben erwähnten Verbotes, zur Vermutung berechtigt, gar manche consules et politici betrachteten es als ihre hauptsächlichste Pflicht, aus Mißtrauen und Argwohn die katholische Kirche aus allen Gebieten des geistigen und werktätigen Lebens zu verdrängen, sie sorgfältig zu überwachen und ihre Rechte derart zu schmälern, daß sie schließlich einer unheilbaren Phthisis anheimfallen muß, und es ständen Sozialdemokraten, Anarchisten, Kommunisten und

Nihilisten ihrem (der Staatsgebieter) Herzen näher als eifrige, fromme Christen und marianische Sodalen, weil sie von diesen mehr Gefahr für den Staat als von jenen zu fürchten hätten. Auch in Baiern fielen, sogleich nachdem in Preußen der Kulturkampf entbrannt war, die marianischen Kongregationen, die an mehreren gelehrten Mittelschulen bestanden, der erwähnten „Obsorge für das Staatswohl“ zum Opfer; der Kultusminister Lutz hob dieselben, anno 1871, durch einen kühnen Federstrich auf. Allein es zeigten sich sehr bald die traurigen Folgen dieser unpädagogischen, verkehrten und sehr kurzsichtigen Repressiv- und Prohibitiv-Maßregel, es riß nämlich an mehreren Gymnasien eine so grauenhafte Verwilderung ein, daß konservativ gesinnte, echt patriotische Mitglieder des Abgeordnetenhauses zu München, am 18. Januar 1886, sich genötiget sahen, den schauerlichen Zustand eines solchen Gymnasiums öffentlich zur Sprache zu bringen. Sie erbrachten den Beweis, daß unter den Schülern der obersten Klasse des Gymnasiums zu Regensburg eine Verbindung bestand, die sich „Absolvia“ nannte, und deren Mitglieder sich durch Saufgelage, Geldverschwendung, Nachtschwärmerei und was damit zusammenhängt, auszeichneten. Es herrschte innerhalb dieser Verbindung aber auch eine Zotenreißerei und Sittenlosigkeit, die grauenhaft war. Der Abgeordnete Walther enthüllte aus mehreren Nummern des „Kneiporganes“ der „Absolvia“ den

hohen Grad der Verkommenheit jener frivolen Burschen, die bereits voll Verachtung gegen jede Autorität, voll gemeiner Liederlichkeit und Revolutionswut waren. Die Abgeordneten erklärten, daß ihren nie etwas Schändlicheres zu Ohren gekommen sei, als eine ebenfalls im „Kneiporgan“ sich befindende „Backfisch- und Besenlitanei“. Diese Litanei war die frechste, unzüchtigste und gotteslästerlichste Parodie und Verhöhnung der „lauretanischen Litanei“. Der Abgeordnete Dr. Orterer konnte es sich nicht versagen, mit Ironie und Bitterkeit darauf hinzudeuten, daß das königliche Kultusministerium, vor circa 15 Jahren, allen Gymnasialstudenten in Baiern den Eintritt in die marianische Kongregation unter Androhung schwerer Strafe verboten habe.[1]) Ist es nun nicht himmelschreiend, wenn die Söhne christlicher Eltern an staatlichen Bildungs- und Erziehungsanstalten, infolge von Blindheit und Fahrlässigkeit, von Glaubenslosigkeit und heidnischer Gesinnung s. g. Pädagogen, und infolge von Haß gegen das Christentum und Verfolgungssucht gegen die Kirche von Seite der Staatslenker, an Leib und Seele zu Grunde gerichtet werden? Wer und was kann einen christlichen Vater dafür entschädigen, wenn er seinen Sohn, den er als unschuldigen, frommen Knaben

[1]) Zwei ähnliche Fälle habe ich in dem von mir verfaßten Buche: „Drei Schoßkinder des Zeitgeistes“, S. 170 und 171 angeführt.

einem Gymnasium übergab, nach etlichen Jahren als Gottesleugner und Wüstling und sehr oft überdies als Tagdieb und Taugenichts zurückerhält? Unter solchen Umständen ists freilich kein Wunder, daß manche Eltern ihre Söhne klösterlichen oder streng konfessionellen Privat-Bildungs- und Erziehungs-Anstalten übergeben, oder, wenn keine solche vorhanden sind, dieselben sogar außer Lands schicken, sofern es ihre finanziellen Mittel erlauben, damit sie in christlichem Geiste unterrichtet und zu gesitteten, charakterfesten Menschen erzogen werden. Es klingt zwar parador und erscheint barock, daß durch und durch aufgeklärte Väter, Rationalisten und Freimaurer ihre Söhne und Töchter nicht selten „klerikalen“ Bildungs- und Erziehungs-Instituten, ja — horribile dictu — schrecklich ists, es auszusprechen — selbst Jesuiten-Schulen übergeben! Die liberale italienische Zeitung «Diritto» brachte, im Oktober 1886, die überraschende Nachricht, daß der liberale italienische Minister Tajani das Kloster Monte Cassino besucht habe, jedoch nicht in der Absicht, um dem „staatsgefährlichen Treiben“ der dortigen Benediktiner nachzuspüren und Einhalt zu gebieten, sondern um denselben — seinen Sohn als Zögling zu übergeben. Der «Diritto» knüpfte an diese Nachricht folgende Bemerkung: „Es ist geradezu unbegreiflich, daß ein Minister des Königs gerade in der Erziehung seines Sohnes die Heiligkeit der liberalen Grundsäze ver-

lezt.“ Die liberale italienische Zeitung «Osservatore romano» äußerte sich diesbezüglich folgendermaßen: „Wir kennen eine große Anzahl von Deputierten und Senatoren, die ihre Kinder in Klöstern erziehen lassen, und nicht selten ereignet es sich, daß einer von diesen Gesezgebern gerade eine Rede gegen den Papst und die Kirche gehalten hat, und unmittelbar darauf lauft er zum Pater X. oder zur Klosterfrau Y. und fragt, wie es seinen Söhnen und Töchtern bei denselben geht, und ob sie sich gut betragen. Das beweist, daß diese Menschen als Familienväter, wenn es sich um das Wohl und Interesse ihrer Kinder handelt, gerade das Gegenteil von dem tun, für was sie sich als Politiker aussprechen, und daß sie darum nicht das Wohl und Interesse des Staates im Auge haben, sondern ihren Ruf als Liberale und Kirchenfeinde.“ Diese Schlußfolgerung des «Osservatore romano» ist völlig unlogisch, denn wenn es das Wohl und Interesse der Kinder erheischt, daß sie in Klöstern eine solide, christliche Erziehung erhalten; so ligt es auch im Interesse des Staates und fördert dessen Wohl, daß die Klosterschulen nicht nur nicht verfolgt, sondern beschüzt und unterstüzt werden. Und wenn die Klosterschulen ihre Zöglinge, die Kinder der Honoratioren, der Deputierten, Senatoren und Minister gründlich unterrichten und zu religiös-sittlichen Menschen erziehen, so ist der Haß und die Feindschaft

gegen jene Institute unbegründet, unvernünftig, verderblich und verwerflich. Ein Vater, seie er nun Privatmann, Staatsdiener, Deputierter, Senator oder Minister, der die Religion und Kirche verfolgt, aber dennoch seine Kinder klösterlichen Instituten zur Bildung und Erziehung übergibt, handelt allerdings inkonsequent und charakterlos, denn man kann, soferne man darauf Anspruch macht, als vernünftiger, gewissenhafter und pflichttreuer Mann und Charakter zu gelten, nicht die nämliche Sache — Christentum und Klöster — einesteils verwerfen, anfeinden und verfolgen und andernteils anerkennen, loben und unterstützen. Wer Christentum und Kirche anfeindet, aber trotzdem seine Kinder religiös-sittlich, christlich und kirchentreu erziehen läßt, der legt damit unzweideutig an den Tag, daß ihn der Unglauben persönlich nicht befriedigt und ihm keinen sittlichen Halt und keinen Seelenfrieden verleiht, und daß er eben darum wenigstens seine Kinder vor diesem kläglichen Zustand der Seele bewahren will. Wer selbst ungläubig ist und dennoch seine Kinder religiös-sittlich erziehen läßt, der legt dadurch seine Überzeugung an den Tag, daß er die Pädagogik der Ungläubigen verwerfe und derselben die Fähigkeit nicht zutraue, die Jugend solid zu erziehen, ihr gediegene Grundsätze einzupflanzen und sie an Gehorsam, Selbstverleugnung, Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Das

heißt aber offenbar: Den Unglauben auf dem wichtigsten praktischen Gebiete bankerott erklären.

Sehr oft haben Gottesleugner und Rationalisten die Folgen, die Früchte des Unglaubens erkannt und denselben vom Standpunkte der praktischen Vernunft verworfen. Friedrich II., König von Preußen, hatte sich vom Christentum förmlich und gründlich emanzipiert und der Freigeisterei auch bei seinen Untertanen lange Zeit Vorschub geleistet. Als er aber der schlimmen Folgen dieser falschen Aufklärung ansichtig wurde, bereute er jenen Mißgriff und bemühte sich, die Religion wieder zu Ehren zu bringen. In seinem lezten Lebensjahre sagte er zu seinem Großkanzler Carmer: „Glaub er mir, meine schönste Bataille wollte ich darum geben, wenn ich Religion und Moralität unter meinem Volke wieder da haben könnte, wo ich sie bei meiner Tronbesteigung gefunden.“ (Seb. Brunners „Joseph II.“, Seite 4.) Im Interesse der Mannszucht und Subordination in der preußischen Armee beförderte er stets die Militärseelsorge. Für jedes Feldlazaret wurde auch ein katholischer Priester angestellt, und mussten die katholischen Soldaten an allen Sonntagen durch Unteroffiziere in den Gottesdienst geführt werden, soferne sich in deren Garnisonsort eine katholische Kirche befand. Als der Minister des geistlichen Departements und Präsident des Konsistoriums, von Brand, sammt dem Konsistorial-Vizepräsidenten von Reichenbach,

am 22. Juni 1740, eine Beschränkung der katholischen Soldatenschule in Berlin (in welcher besonders Religions-Unterricht erteilt wurde) in Antrag gebracht, schrieb Friedrich II. an den Rand des Aktenstückes: „Die Religionen Müsen alle Tollerieret werden und Mus der Fiscal nur das Aug darauf haben, daß keine der andern abtrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Fasson Selich werden.“ „Kirchen-Lexikon“ von Wetzer und Welte, VIII, Seite 738.

Als einst Gesinnungsgenossen Voltaires bei diesem zechten, kam das Gespräch auch auf die Religion. Gott, Himmel und Hölle wurden mit lachendem Munde geleugnet, verspottet und verhöhnt. Voltaire aber rief ihnen, bekanntlich, erschrocken zu: „Still, still, meine Herrn! Ich will zuerst meine Diener aus dem Zimmer schicken, denn die Leugnung Gottes und der Ewigkeit sollen sie nicht mit anhören, sonst möchten mich die Kerls noch heute berauben und ermorden.“ Voltaire hatte wenigstens praktischen Menschenverstand, er wußte, daß ein Mensch, der an keinen Gott, an keine Unsterblichkeit der Seele, an keine Ewigkeit, keine Verantwortung vor dem Richterstuhle Gottes, an keinen Himmel und keine Hölle glaubt, kein Gewissen hat, daß er vor keiner Sünde und keinem Laster, vor keinem Verbrechen und keiner Greueltat zurückbebt, und daß ihm alles zuzutrauen ist. Nur täuschte er

sich darin, daß er glaubte, das seie blos bei solchen Ungläubigen, Gottesleugnern und Rationalisten der Fall, die keine höhere Bildung besäßen, die nicht studiert hätten, die dem gemeinen Volke angehörten, bei denjenigen aber, die eine klassische Bildung genossen, vor den Kathedern grundgelehrter Professoren gesessen und den privilegierten Regionen der Honoratioren angehören, bedürfe es keiner Religion, da reiche die klassische Bildung, die Philosophie und Ethik aus, den Menschen vor Exzessen und Verbrechen zu bewahren. Das ist aber absolut nicht wahr. Wer die Welt kennt, der wird wissen, daß ein gut gespickter Schulsack, Gala, noble Etiquette, feine Manieren, Frack und Glacé-Handschuhe an und für sich Gemeinheit, Charakterlosigkeit und Korruption nicht fernhalten, daß die Religion dagegen ein kräftiges, sicheres und unfehlbares Präservativ gegen Verirrung, Sünde und Laster ist.

Selbst David Strauß, der sich, wie aus dem zuletzt von ihm verfassten Werke: „Der alte und der neue Glaube“ hervorgeht, schließlich dem Materialismus in die Arme geworfen, bekennt, wenn auch mit einer gewissen Frivolität, daß der Unglauben höchst trostlos ist und den Menschen nach seiner intellektuellen und sittlichen Seite nicht befriedigt. Er sagt in dem genannten Buche: „Gegen die Pein, die das Bewußtsein der Flecken, die Vorwürfe des Gewissens, uns bereiten, bietet das Christentum den

Versöhnungstod (Jesu Christi); dem ängstlichen Gefühle, in der Welt dem rohen Zufalle preisgegeben zu sein, öffnet es die bergenden Arme des Vorsehungsglaubens, während es diese ganze trübe Erdennacht durch den Ausblick auf ein unsterbliches himmlisches Leben erhellt. Daß diese sämmtlichen Tröstungen auf unserem Standpunkte unrettbar dahinfallen (sollte wohl heißen: der aus Hochmut und Gelehrtendünkel stammenden Gottes- und Christusleugnung zum Opfer fallen), haben wir gesehen, und muß jeder begriffen haben, der sich auch nur mit Einem Fuß auf denselben stellt; aber er wird fragen, was wir ihm denn unsererseits dafür zu bieten vermögen. Aber wie? Sollte er nach allem Ausgeführten diese Frage sich nicht selbst zu beantworten wissen? .... Wer einmal weiß, daß es auch im sittlichen Gebiete einen Zauberspruch, der das Bewußtsein der Schuld hinwegnehme, in Wirklichkeit nicht gibt, der wird sich in der Pein des Gewissens an den Trost halten, der in dem Bewußtsein des unablässigen ernsten Strebens ligt, und durch das Ungenügende dieses Trostes eben nur zur Verdoppelung seines Strebens sich ermuntert finden." Wie trostlos und armselig! Ein würdiges Seitenstück zu dem vergeblichen Bemühen der Danaiden und des Tantalus in der griechischen Mythologie. Strauß schildert diesen trostlosen Zustand, in welchem sich der Ungläubige befindet, noch anschaulicher und schauerlicher, indem er sagt: „Der

Wegfall des Vorsehungsglaubens gehört in der Tat zu den empfindlichsten Einbußen, die mit der Lossagung von dem christlichen Kirchenglauben verbunden sind. Man sieht sich in die ungeheuere Weltmaschine mit ihren eisernen, gezahnten Rädern, die sich sausend umschwingen, mit ihren schweren Hämmern und Stampfen, die betäubend niederfallen, in dieses furchtbare Getriebe hilf- und wehrlos hineingestellt, keinen Augenblick sicher, bei einer unvorsichtigen Bewegung von einem Rade erfaßt und zerrissen, von einem Hammer zermalmt zu werden. Dieses Gefühl des Preisgegebenseins ist zunächst wirklich ein entsezliches. Allein was hilft es, sich darüber eine Täuschung zu machen? Unser Wunsch gestaltet die Welt nicht um, und unser Verstand zeigt uns, daß sie in der Tat eine solche Maschine ist." Also eine Maschine soll die Welt sein, nun, angenommen sie seie es, so muß doch zugestanden werden, daß sie eine bewunderungswürdig künstliche, zweckmäßige, nach bestimmten Gesezen eingerichtete und wirkende, tief durchdachte, herrliche und schöne Maschine ist, und diese Maschine, eine solche Maschine, sollte sich selbst hervorgebracht, zusammengesezt und eingerichtet haben? Sie sollte sich durch sich selbst stets in richtigem Gange erhalten, mit einem Worte: keines Erfinders, Schöpfers, Ingenieurs, Direktors, Maschinisten bedürfen? Eine

solche Behauptung ist, troz der anderweitigen Gelehrtheit und Gescheitheit der Gottesleugner, ein barer Unsinn. Geseze, Zweckmäßigkeit, Planmäßigkeit, Harmonie, realisierte Gedanken und höchst vernünftige und weise Einrichtungen sezen apodiktisch einen persönlichen, denkenden, allmächtigen Urheber, Schöpfer und Gesezgeber voraus.

Heinrich Heine, ein großes dichterisches Talent, voll zynischen Trozes, beißenden Sarkasmus und renommierender Liederlichkeit, der die poetische Freiheit dazu mißbrauchte, um die obszönsten Szenen in frivolster Nacktheit vorzuführen, hatte während seiner langen und schmerzlichen Krankheit (der Rückenmarksdarre) wiederholt Anwandlungen religiöser Gedanken und Gefühle. Einige Zeit vor seinem Tode schrieb er im „Nachwort zum Romancero“, Seite 6: „Mein Leib ist so sehr in die Krimpe gegangen, daß hier schier nichts übrig geblieben als die Stimme .... kein grünes Blatt rauscht herein in meine Matrazengruft zu Paris, wo ich früh und spät nur Wagengerassel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen, das ist mein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß solches nachgerade langweilig wird für mich wie für

meine Freunde. Doch Geduld, alles hat sein Ende! Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten . . . Wenn man auf dem Sterbebett ligt, wird man sehr empfindsam und weichherzig und möchte Frieden schließen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es: ich habe manchen gekrazt, manchen gebissen und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmut würden sich minder fromm geberden, besäßen sie die Zähne und die Tazen des Tigers. Ich kann mich rühmen, daß ich mich solcher angeborenen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie erteilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen, Gedichte die nur halbwegs Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, daß die Verse brennen als der Versifex. Ja, wie mit der Kreatur, hab ich auch mit dem Schöpfer Frieden geschlossen, zum großen Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über das Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere äußerten sich in ihrer Intoleranz noch herber. Der gesammte hohe Klerus des Atheismus

hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es gibt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine andern Folterinstrumente zu Gebot als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindeligsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme, träumerische Wesen ist mit der Welt verwoben und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und, um ihn zu manifestieren, muß man die Ellenbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und das ist doch die Hauptsache — so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsere Fortdauer nach dem Tode wird uns alsdann gleichsam in den Kauf gegeben. . . . . Ich habe vom Gott der Pantheisten

geredet, aber ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß er im Grund genommen gar kein Gott ist, sowie die Pantheisten überhaupt eigentlich nur verschämte Atheisten sind, die sich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten.“

Es ist bekannt, daß selbst Diderot, der mit d'Alembert die berüchtigte französische Enzyklopädie herausgab, seine Tochter christlich erziehen ließ, ja ihr in eigener Person Unterricht im Katechismus erteilte. Solches verdroß den infernalen Christus-Hasser, Voltaire, so sehr, daß er im Briefe an Damilaville, d. d. den 30. Januar 1767, schrieb: „Mit Diderot bin ich nicht zufrieden; es heißt, er lasse seine Tochter in Grundsäzen erziehen, die er selbst verabscheut.“ (Siehe: Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, II. Auflage, III. 1708.)

Nach Anführung obiger Beispiele, die für die Notwendigkeit der Religion und des Glaubens sprechen, sage ich: einen Baum, dessen Früchte man schäzt und genießt, entweder selbst zu fällen, oder ohne Widerspruch und Gegenwehr von andern umhauen zu lassen, ist Thorheit, Sünde, und Frevel. Doch Logik, Konsequenz und Charakterfestigkeit sind nicht jedermanns Sache!

Endlich lag das Lyzeum hinter mir. Rastatt ist ein trauriger, ungemütlicher Wohnort. Sein Fundament und seine ganze Umgebung sind topf-

ebener Sandboden, dem die Landwirtschaft mit unsäglicher Mühe und durch ausgiebiges Düngen Früchte abringt. Im Sommer brütet eine orientalische Hize über der Stadt, das Wasser — Horizontalwasser der Murg und des nahen Rheines — ist schlecht und erzeugt leicht Fieber, und sind Legionen Rheinschnaken, Wanzen und Flöhe ein trauriges Angebinde dieses Musensizes. Der Aufenthalt an demselben war zu meiner Zeit umso widerwärtiger, weil am 15. November, dem Namensfeste des damaligen Großherzoges Leopold, 1842, der Festungsbau begonnen wurde, der eine Menge Arbeiter und Gesindel dorthin lockte; durch diese Einquartierung, d. h. durch ihre Unreinlichkeit, ward Rastatt in ein wahres Ungeziefer-Brutnest verwandelt. Der Abschied von demselben fiel mir darum schon in dieser Beziehung nicht schwer. Aber auch in anderer Hinsicht entlockte mir das Scheiden von Rastatt weder Tränen noch Seufzer.

Fürs erste war das Bier in denjenigen zwei Kneipen, die wir besuchen durften, gewöhnlich jämmerlich schlecht, der Besuch derjenigen Brauerei aber, die vortreffliches Bier erzeugte, war uns verboten. Überdies war uns der Besuch einer jeden Bierkneipe während eines halben Jahres gänzlich und strengstens, infolge einer Keilerei, die in einer Bierkneipe stattgefunden hatte, verboten. Ich glaube aber, daß niemals unsinniger gekneipt wurde als während der

Zeit jenes Verbotes. Troz Karzers und schlechter Sittennote lassen sich eben die Studenten der oberen Klassen das Kneipen nicht wehren.

Fürs zweite sehnt sich jeder Student der obersten Klasse des Lyzeums nach Entlassung aus den lästigen Schranken des „Teiches“; denn er lechzt nach der goldenen Freiheit, die ihm das akademische Bürgerrecht verheißt. Und fürs dritte wird dem Abiturienten das tägliche Examiniertwerden ein unerträglicher Greuel. Er glaubt ohnehin, das Ziel der klassischen Bildung, die das Lyzeum vermittelt, längst schon erreicht, ja bereits überschritten zu haben. Er hat den Vorsaz gefasst, nach seinem Abgang vom Lyzeum, den Plato und Homer, den Thucydides und Sophokles, den Livius und Tacitus, den Cicero und Horaz, den Virgil und Ovid mit keinem Finger mehr zu berühren, um sich aber davor zu salvieren, diesen Vorsaz zu brechen, ist er bereits mit jüngeren Studenten zu dem Zweck in Unterhandlungen getreten, die von ihm „ausgebrauchten und ausstudierten“ Bücher zu bedeutend herabgesezten, ja zu wahren Spottpreisen, an dieselben zu verschachern. Er hofft, durch Beibehaltung dieses sehr beliebten und tief eingewurzelten Studenten-usus sich ein erkleckliches Ferien-Kneip- und Reisegeld herauszuschlagen! Erwähnter usus ist aber entschieden eine verwerfliche Unsitte, denn man sieht sich in späteren Jahren gewöhnlich in die Lage versezt, der verkauften Bücher

sich bedienen zu sollen. Der als Staatsbeamter in diesem oder jenem Fach Angestellte, der Arzt, der Verwalter ꝛc. hat Söhne, denen er Unterricht in den Gymnasial-Fächern erteilen oder deren Studien er überwachen will, dazu bedarf er aber der lateinischen und griechischen Autoren und der Lehrbücher in der Mathematik, Geometrie, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre ꝛc. Hat er sie also verkauft und den Erlös verjubelt, so ist er genötigt, dieselben wieder anzuschaffen. Geradeso verhält es sich bezüglich der Unterrichtserteilung bei demjenigen, der sich dem Priesterstande widmet; denn wie oft ist es nicht der Fall, daß katholische Priester armen, aber talentvollen Knaben Unterricht in jenen Gegenständen erteilen, die in den drei oder vier unteren Klassen des Gymnasiums gelehrt werden! Nicht selten erinnert man sich in späteren Jahren an diesen und jenen merkwürdigen Ausspruch eines griechischen oder lateinischen Klassikers, man möchte ihn mündlich oder schriftlich nach seinem Wortlaute anführen, allein dem Gedächtnis ist dieses oder jenes Wort entfallen, oder man kann sich nicht mehr entsinnen, wo, in welcher Abhandlung, in welchem Buch, in welchem Kapitel der betreffende Ausspruch sich befindet; man will oder sollte also diese Stelle nachschlagen, allein das fragliche Buch fehlt, weil verkauft, in der eigenen Bibliothek — nun „steht“, wie man zu sagen pflegt, „der Ochs vor dem Scheuertor“. Mein wohl-

meinender Rat geht also dahin: die am Gymnasium und Lyzeum gebrauchten Lehrbücher, Grammatiken, Lexika und Klassiker sollen nicht verschachert werden.

Bezüglich der an den genannten Anstalten zu lehrenden Sprachen und des Unterrichtes in denselben, äußere ich den gewiß sehr berechtigten Wunsch: es möchte 1. neben der französischen auch die englische Sprache als obligater Lehrgegenstand eingeführt werden, da die englische Literatur sich in Deutschland immer mehr und mehr Bahn bricht, und die wissenschaftliche Bildung es erfordert, mit den Koriphäen derselben sich bekannt und vertraut zu machen. 2. sollten die Professoren der lateinischen, französischen und, eventuell, der englischen Sprache mit den Schülern der oberen Klassen während der betreffenden Unterrichtsstunden in den genannten Sprachen reden; auf diese Weise würden und müssten dieselben leicht, schnell und spielend erlernt werden. Zu meiner Zeit hat leider niemals ein Professor mit uns lateinisch oder französisch gesprochen (der Unterricht in der englischen Sprache war damals nicht eingeführt); wir lernten darum nur übersezen, aber uns der lateinischen und französischen Sprache zu bedienen und uns geläufig, sicher und korrekt in denselben auszusprechen, das lernten wir nicht — gewiß ein großer Fehler! Was nüzt denn die Kenntnis, namentlich einer lebenden Sprache, z. B. der französischen und englischen, wenn man sich derselben im Leben,

im Umgang, auf der Reise, nicht bedienen kann! «Hic Rhodus, hic salta!» Dieses Sprüchwort sollte beim Unterricht in den genannten Sprachen auf allen gelehrten Schulen zur praktischen Anwendung kommen. Man wird, sollte man auch Fénelons „Telemach“ oder Voltaires „Henriade“ fehlerfrei übersezen können, höchst unbequem in Frankreich reisen und sich über die einfachsten Dinge weder aussprechen, noch informieren können, sofern man in der französischen Konversation nicht geübt ist. Aber noch viel schlimmer ist derjenige beraten, der sich einbildet, er kenne die englische Sprache aus dem Fundament und könne sich in London als echter Gentleman bewegen, wenn er Goldsmiths „Vikar of Wakefield“ oder Miltons „The Paradiese lost“ flott übersezen kann. Jener wird in Frankreich und dieser in England eine sehr traurige Rolle spielen, unzähligemale nicht verstanden werden und nicht verstehen, und beide werden sich mit Ach und Krach, mit Verdruß und unter vielfacher Blamage blos durchhaudern. Wie oft habe ich es auf meinen Reisen bitterlich empfunden und tief beklagt, daß die lateinische, französische (und für kurze Zeit auch die englische) Sprache nicht gesprochen wurden, daß sie, wie ein Kadaver, seziert oder wie getrocknete Pflanzen, zwischen den Einbanddecken verwahrt blieben. In Privatinstituten, Missionsanstalten (für auswärtige Mission) und in Klosterschulen, die ihre Zöglinge fürs tätige Leben heran-

bilden, lernen diese die lateinische und die lebenden Sprachen, namentlich französisch, englisch, italienisch, in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit geläufig und korrekt sprechen, während es die Schüler der gelehrten Staatsanstalten nicht dahin bringen, sich in denjenigen Sprachen, auf deren Erlernung sie viele Jahre verwenden müssen, auch nur einigermaßen gewandt, sicher und fertig auszudrücken. Woher diese auffallende Erscheinung? In den Anstalten der zuerst genannten Kategorie muß in jeder Sprachunterrichtsstunde in der betreffenden Sprache gesprochen, d. h. gefragt und geantwortet werden, und überdies müssen die Zöglinge zu bestimmter Zeit entweder lateinisch oder englisch oder französisch oder italienisch unter sich, also außerhalb des offiziellen Unterrichtes, reden, in den Staatsanstalten dagegen wird nur in der Muttersprache gefragt, geantwortet und konversiert. Ich kannte einen Jüngling, der, ohne ein besonderes Sprachtalent oder ein ausgezeichnetes Gedächtnis zu besitzen, in einem kirchlichen Institut in der kurzen Zeit von zwei Jahren ganz geläufig und korrekt lateinisch, englisch und französisch sprechen gelernt hat. Und woher diese glänzende Leistung? Jeder Sprache wurden zwei Tage, eventuell drei, in der Woche ausschließlich gewidmet, so zwar daß z. B. am Mondtag, Donnerstag und Sonntag alles in lateinischer Sprache, am Dienstag und Freitag alles in englischer und am Mittwoch und Samstag alles in französischer

Sprache geredet wurde. In den eigentlichen Sprach-Unterrichtsstunden wurde aber in den betreffenden Sprachen geredet, also in der lateinischen Unterrichtsstunde lateinisch u. s. w. Bei dieser Einrichtung wars freilich kein Wunder, daß die Zöglinge in dem sehr kurzen Zeitraum von zwei Jahren drei Sprachen erlernten. Neben diesen Sprachstudien wurden aber die Realien, namentlich Mathematik, Naturgeschichte, Naturlehre, Geographie, Geschichte und Zeichnen, nicht vernachlässigt.

Ausgerüstet mit dem Zeugnis über das bestandene Maturitäts-Examen und jenem über das abgesessene lezte Semester der Obersexta, zog ich fröhlich, den Tornister auf dem Rücken, zu Fuß, obgleich die Eisenbahn bis Offenburg schon im Betrieb war, ins badische Oberland, in meine Vaterstadt.

Zweites Kapitel.

Die Standes- und Berufswahl.

Nachdem das Lyzeum absolviert war, musste ich die ernste Frage an mich stellen und beantworten: welchem Beruf willst du dich widmen, welches „Brodfach“, wie man zu sagen pflegt, willst du studieren? Willst du Rechtsgelehrter oder Arzt, Philolog oder Theolog werden? Zum Studium der Rechtswissenschaft und der Philologie hatte ich keine Lust; es blieb mir also nur die Wahl zwischen der Medizin und der Theologie übrig. Zur Medizin hatte ich die meiste Neigung und eine große Vorliebe, allein es machten sich gegen das Studium derselben manche und zwar so erhebliche Erwägungen, Bedenken und Rücksichten geltend, daß ich mich schließlich für die Theologie entschied. „Wie, was, für die Theologie?“ fragst Du teils staunend, teils entrüstet; „kann denn ein Jüngling, der von sich selbst eingestanden, er sei in religiöser Beziehung ein Nihilist, ein Pantheist oder im besten Fall ein Deist, sich entschließen, Theologie zu studieren und sich

unterfangen, Priester werden zu wollen?" Deine oratorische Frage, Dein Staunen und Deine Entrüstung sind durchaus berechtigt, und darum fühle ich mich verpflichtet, wenigstens Deine Frage mit aller Aufrichtigkeit zu beantworten, da ich Deinem Staunen und Deiner Entrüstung rat- und machtlos gegenüberstehe.

Ich wiederhole, was ich weiter oben schon erwähnt: wir waren durch Wort und Beispiel unserer Professoren dem Christentum im Glauben und Leben, theoretisch und praktisch, völlig entfremdet worden. Wir unterwarfen uns der Pflicht, den Gottesdienst zu besuchen und die Sakramente zu empfangen, aus Zwang und betrachteten beides als eine leere Formalität, als einen, aus dem Mittelalter ins XIX. Jahrhundert mitgeschleppten Zopf. In der Theorie bekannten wir uns entweder zum Pantheismus oder Deismus, in der Praxis aber waren wir Epikuräer. Luthers „heitere" Devise und Trilogie:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang"

wurde von uns adoptiert und von dem Einen en miniature, von dem Andern im Lapidarstile befolgt. Daß bei solchen Anschauungen und Gepflogenheiten das Gebet verstummte, das Gewissen durch tägliche Narkotisierung in eine todesähnliche Betäubung sank, und das Unkraut üppig in Herz und Seele emporwucherte, ist wohl selbstverständlich. Außer der natür-

lichen Vernunft und unseren s. g. Grundsäzen, anerkannten wir keinerlei Autorität und gestatteten keiner faktisch bestehenden Macht, Gewalt und Schranke, von rechtswegen einen Einfluß auf uns auszuüben. Jedes Gesez und Gebot, das uns entgegentrat, erklärten wir für einen unbefugten Eingriff in unser Recht, unsere Freiheit und Souveränität. Unsere Ansichten, Prinzipien und Maxime waren unfehlbar, maßgebend und unantastbar. Was nicht in unseren Kram taugte, wurde als veraltet und unbrauchbar, als Trödel und Humbug, als Anmaßung und Willkür erklärt und verächtlich auf die Seite geschoben. Um es kurz zu sagen: wir trugen unverkennbar das Gepräge des von Gott abgefallenen und darum der eigenen Thorheit anheimgefallenen Geschöpfes an uns. Allein bei all diesem geistigen und moralischen Siechtum und Elend wähnten wir, ganz und gar mustergiltige Ehren- und Biedermänner, wahre „Tugendbolde“ und echte Repräsentanten des unverfälschten Zeitgeistes des XIX. Jahrhunderts zu sein — das Lezte war leider wirklich der Fall.

Ich kann nicht umhin, hier eine Bemerkung zu machen. Wir lieferten nämlich den klarsten, unumstößlichen Beweis, daß die Behauptung richtig ist: „Wer im Besiz der Schule ist, wem die Schule untersteht, wer den Schulunterricht anordnet, leitet und beaufsichtigt, wer der, die Schule besuchenden Jugend seinen Geist einpflanzt, dem gehört die heran-

wachsende Generation oder, was damit gleichbedeutend ist, dem gehört die Zukunft.“ Nichts ist folgerichtiger, natürlicher und wahrer als diese durch alle Jahrhunderte bestätigte Tatsache. Die Majorität der Schüler war sowohl in Offenburg als in Rastatt katholisch, nur ein kleiner Bruchteil derselben war protestantisch oder jüdisch. Die katholischen Schüler stammten größtenteils aus streng kirchlich gesinnten Familien, von christgläubigen, frommen Eltern, der Wortlaut der Statuten war untadelhaft, es wurde Religionsunterricht erteilt und Gottesdienst gehalten, wir mussten beichten und kommunizieren, und werden nur die Wenigsten niemals im Karzer einquartiert worden sein, und troz all Dem ging es in religiöser und moralischer Beziehung mit uns allen hurtig bergabwärts, wir alle waren über einen Leist' geschlagen, wir hatten uns von dem geoffenbarten Gotte, von Jesus Christus, seinen Lehren und seiner Kirche emanzipiert; es regierte uns auf religiösem, kirchlichem, staatlichem und sozialen Gebiete der Geist der Revolution, der Negation, des Nihilismus. Dieser Geist beseelte alle, gleichviel ob sie Katholiken, Protestanten oder Israeliten waren. Luzifers Losungswort: «Non serviam!» ich will nicht dienen, ich will mich nicht unterwerfen, sondern ich will mein eigener Herr, ganz unabhängig, frei und selbständig sein, prangte als Epigramm auf der von uns aufgepflanzten und hochgehaltenen Fahne. Wir waren

Ein Guß, weil wir aus einem und demselben Model stammten. Die Professoren waren unsere Modellierer, sie brachten uns von Klasse zu Klasse ihre Ansichten und Irrtümer, ihren Unglauben und ihre revolutionäre Gesinnung gegen Christentum und Kirche, moralische und staatliche Ordnung bei. Und bei diesen Ansichten und Gesinnungen, die uns am Gymnasium und Lyzeum, namentlich in den oberen Klassen, beigebracht worden waren, verharrten alle bis auf einen verschwindend kleinen Bruchteil im Leben und Sterben — natürlich! denn der Jüngling bleibt in der Regel das, was die Professoren im Laufe der Studienjahre an den Staatsanstalten aus ihm gemacht haben, er erstarrt gleichsam in der Form, in welche er von seinen Lehrmeistern und Erziehern gegossen wurde, er behält das Gepräge bei, das sie ihm aufgedrückt. Und eben darum ligt so viel daran, ja es hängt alles davon ab, wem die Schule gehört, wer sie leitet und regiert, wer ihr seinen Geist einhaucht und seinen Stempel aufdrückt. Es ist eine himmelschreiende Rechtsverlezung gegen Kirche und Schule und ein an der Jugend, an der Familie, am Christentum, an der echten Bildung und Gesittung verübtes Attentat, wenn die zur Erziehung der Menschheit, also ganz besonders der Jugend, sowohl der studierenden, als auch der nicht studierenden, von Jesu Christo selbst bevollmächtigte, berechtigte und verpflichtete Kirche von der Leitung und

Beaufsichtigung der Schule ausgeschlossen wird. Doch nicht nur das ist ein vielfaches Attentat, das sich unfehlbar bitterlich in seinen Folgen rächt, sondern auch der frivole Eingriff in das Recht der Kirche: ihre zukünftigen Diener a pueritia, von Kindesbeinen an, im Geiste des Christentums, gläubig, fromm, sittlich und aszetisch zu erziehen, denn nur ein derart erzogener Klerus bietet die sichere Garantie dar, daß er die ihm anvertraute Jugend gewissenhaft unterrichten und nach den längst bewährten Grundsäzen unserer Kirche zu wirklich gebildeten und tugendhaften Christen erziehen werde. Auch wir waren neun Jahre lang von katholischen Priestern in der Religion unterrichtet und, sofern sie Klassenvorstände waren, von ihnen, wie man zu sagen pflegt, erzogen worden, allein wie jämmerlich waren dieser Unterricht und diese Erziehung und wie kläglich die Früchte derselben, weil sie uns nicht nach den weisen, erprobten Grundsäzen und Anordnungen des Christentums, sondern nach ihren eigenen Heften, nach den verkehrten Maximen einer falschen Aufklärung und den ephemeren, trügerischen Prinzipien einer rein rationalisten, haltlosen Humanitäts-Religion erzogen, oder richtiger gesagt: verzogen und einer grenzenlosen Verwahrlosung überantwortet hatten. Das sind die Leistungen der von der Kirche emanzipierten Schule, der aufgeklärten, rein rationalistischen Pädagogik!

Nachdem ich bisher generalisierend verfahren, d. h. alle damaligen Studenten des Gymnasiums und Lyzeums über Einen Kamm geschoren, will und muß ich nunmehr individualisierend oder spezialisierend vorgehen, d. h. mich selbst vor die Front stellen.

Ich hatte mich nicht infolge ernster Studien und ehrlichen, aufrichtigen Forschens vom Christentum und seinen Vorschriften emanzipiert, weit gefehlt! denn sonst wäre aus dem mir von Vater und Mutter eingepflanzten Autoritäts-Glauben ein erleuchteter, überzeugungstreuer und unerschütterlicher Glauben geworden. Bacon von Verulam, ein tüchtiger, protestantischer Gelehrter, der am Christentum festhielt, sagte ja: „Ein oberflächliches Studium führt zum Atheismus, zur Leugnung Gottes, ein gründliches dagegen zur Religion," d. h. im Sinne Bacons, zur Annahme der christlichen Religion. «De dignitate et augmentis scientiarum.» I. 30. Ich war vom Christentume hauptsächlich aus den, im ersten Kapitel angegebenen Gründen, deren Wiederholung überflüssig ist, abgefallen. Ich betrachtete das Christentum ferner aus dem Grunde für einen überwundenen Standpunkt, weil ich mich täglich mehr und mehr davon überzeugte, daß die s. g. Gebildeten, die Aufgeklärten, die Studierten, die Intelligenzen und alle, die dem Zeitgeiste huldigten, der geoffenbarten Religion, dem Kirchen- und Autoritätsglauben,

Rom und dem Papste den Rücken gekehrt hatten. Ich hielt es für eine Ehrensache, mich ihnen hierin gleichförmig zu machen, ich wähnte, es sei ein Vorrecht aller Derjenigen, die durch wissenschaftliche Bildung und biedermännische Gesinnung über den beschränkten Pöbel mit seinem Köhlerglauben weit hervorragten, eine eigene, selbstfabrizierte, geläuterte, weder durch unantastbare Dogmen noch durch moralische Gewaltmaßregeln, weder durch hierarchische Machtsprüche noch durch das anathema der Konzilien eingezäunte Religion zu haben. Die zwei, den Ausschlag gebenden und tiefer liegenden Ursachen aber, warum ich mich vom Christentum abwandte, waren, ich bekenne es ohne Hehl, so beschämend auch dieses Bekenntnis ist, der Stolz und die Feigheit. Ja, ja, der Jüngling, der Student, vornehmlich jener an derartigen Anstalten, wie die zwei geschilderten, will autonom sein und strebt nach absoluter Autokratie. Jede Schranke ist ihm verhaßt, jeder Zaum erregt seinen Zorn, jedes Joch ist ihm ein Greuel. Er wehrt sich gegen alles, was ihn einengen und zügeln will, was Demut, Gehorsam und Selbstverleugnung auferlegt, was ihn beunruhigt, ihm ins Gewissen redet, ihn kontroliert und mit Strafe bedroht. Er sucht darum auf kluge, listige Weise sein Gewissen zu beschwichtigen und einzuschläfern — durch Aufstellung eines vagen, verschwommenen und dehnbaren Gottes-Begriffs und

einer demselben entsprechenden laxen Moral, bei der man ganz bequem Kameele verschlucken kann und, troz Schelmenstreichen, Pokulierens und Weiberkult, ein unbescholtener und unantastbarer Ehrenmann bleibt. Der Gott des Christentums erscheint ihm zu erhaben und zu majestätisch, seine Heiligkeit und Gerechtigkeit — Furcht und Schrecken einjagend, seine Gebote zu streng und seine an den Menschen gestellten Anforderungen zu rigoros, zu pedantisch und skrupulös. Die christliche Moral steckt dem Menschen, nach seiner Ansicht, ein viel zu hohes Ziel, und verkennt seinen eigentlichen Zweck und seine Leistungsfähigkeit, indem sie ihm die Welt entleidet, ihn der Erde entfremdet und zu einem ätherischen, rein geistigen Wesen emporschrauben will; daher ihre überspannten Vorschriften für sittliches und aszetisches Leben, die wohl für verschrobene Skrupulanten, exaltierte Phantasten und exzentrische Mönche, Nonnen und Anachoreten taugen mögen. Im Grund genommen verschanzt sich aber hinter diese landläufigen Tiraden eine große Feigheit und Willensschwäche, die vor der erhabenen Sittenlehre des Christentums zurückbebt, die sich den Mut nicht zutraut und sich dazu nicht begeistern mag, den strengen Pflichten der christlichen Moral gerecht zu werden. Was den Großmogul Akbar abgehalten, das Christentum anzunehmen, das veranlaßt die Musensöhne und unzählige Weltkinder, dem Christentum zu entsagen.

Erwähnter Großmogul, der von Geburt ein Mohammedaner und ein geistig hochbegabter, wißbegieriger Mann war, ließ, um die christliche Religion gründlich kennen zu lernen, sogar einige Jesuiten-Patres von Goa an seinen Hof in Futtibur kommen, wo sie 27 Jahre lang, von 1578—1605, verweilten und Akbar in das Verständnis der christlichen Religion einführten. Er räumte dem Christentum den Vorzug vor allen andern Religionen ein, er bekannte laut, daß es über Gott, den Ursprung, die Bestimmung des Menschen und dessen Erlösung solche Glaubenssäze aufstellte, welche die Vernunft vollkommen befriedigen, und daß es die des Menschen würdigste Moral verkündige, ja Akbar wohnte oft selbst der heiligen Messe und zwar mit größter Ehrerbietung, knieend und mit unbedecktem Haupte an und trug ein kirchlich geweihtes Amulet, ein s. g. Agnus dei, allein troz alldem nahm er das Christentum nicht förmlich an, und warum nicht? Er gestand dem heiligmäßigen P. Aquaviva: „Meine Sinnlichkeit und Verdorbenheit (die Sympathie für den Harem) halten mich, in Erwägung der Heiligkeit des Evangeliums, von der Annahme des Christentums ab. Das Christentum ist zu rein, meine Sitten aber sind zu verdorben.“ So berichtet Catrou, Arzt am Hofe des Großmoguls, in seiner «Histoire générale de l'empire du Mogol etc.» I. 254 u. ff. Auch der chinesische Kaiser Schün-Tschi, gestorben 1661,

wurde durch den hochberühmten Missionär P. Adam Schall von der Wahrheit des Christentums überzeugt und zur Annahme desselben geneigt gemacht, allein trotzdem ließ er sich dennoch nicht taufen. Auch er ließ sich durch eine Leidenschaft, die ihn zu einem willenlosen Sklaven machte, von der Annahme des Christentums abhalten: er unterhielt nämlich mit der Frau eines seiner Offiziere, die eine eifrige Götzendienerin war, ein unerlaubtes Verhältnis. Wäre er Christ geworden, so hätte er dieses sündhafte Verhältnis aufgeben müssen, und überdies beschwor ihn das erwähnte ehebrecherische Weib, sich nicht taufen zu lassen, um sich nicht von ihm trennen zu müssen. So erzählt Dr. J. B. Weiß in seinem „Lehrbuche der Weltgeschichte" I, 126 und IV, 912. Ganz Ähnliches veranlaßte von jeher unzählige zum Abfall vom Christentum, zur Fahnenflucht, zur Überläuferei und zum Rückfall ins Heidentum. Auch ich ließ mich von dieser Legion verräterischer Renegaten und Deserteure anwerben. Als flotter studiosus, als discipulus poeseos et philosophiae, als Schwärmer für Aufklärung, Zeitgeist, Fortschritt und Freiheit musste ich notwendig mit dem Glauben meiner Kindheit, mit dem Kirchenglauben, mit der Bibel und dem Katechismus, mit P. Goffine und P. Cochem, der „rigorosen" christlichen Moral und Disziplin in Konflikt geraten. Entweder musste ich den genannten Mächten den

Abschied geben, oder, wenn nicht, dann erwartete mich das „grauenhafte“ Schicksal: in die Nacht und Finsternis des Mittelalters zurückzusinken und von meinen Kommilitonen als ultramontanes Ungeheuer verachtet und gemieden zu werden. Ich konnte bei der zu treffenden Wahl nicht lange schwanken und unschlüssig sein, denn in den Flegel- und Tölpeljahren entscheidet man sich stets nach Schöpsen- und Wanderratten-Art: man rennt dem größten Haufen nach und schlüpft sonder Bedenken und Prüfung in die dargereichte Uniform, sobald man an derselben die Abzeichen der Aufklärung und des Fortschrittes wahrgenommen. Ich gab also das Christentum als eine unhaltbare Position auf, allein was sollte an dessen Stelle treten? Atheismus, Pantheismus, Materialismus oder Deismus? Mein innerstes Wesen, mein Denken und Fühlen sträubte sich vor dem Atheismus, Pantheismus und Materialismus. Die praktische Vernunft, die Betrachtung des Weltalls und der Natur, die aus der Welt- und Völkergeschichte sich ergebenden Schlußfolgerungen, die Erkenntnis der Notwendigkeit und des Vorhandenseins einer sittlichen Weltordnung, die ein höchstes Wesen als Gesezgeber, Richter und Vergelter der guten und bösen Tat voraussezt, die angeborene Gottesidee und die Stimme des Gewissens, das wohl vorübergehend eingeschläfert und betäubt, aber nicht ertötet werden kann, das Alles nötigte und zwang mich zum Glau-

ben an ein höchstes, überirdisches Wesen, an einen persönlichen, überweltlichen Gott, zwang mich, die Unsterblichkeit der Seele, ein jenseitiges göttliches Gericht, die Belohnung der Tugend und die Bestrafung des Lasters als wahr und gewiß anzunehmen und festzuhalten. All die Hypothesen und Konjekturen vom Urschleim, von der Urzelle, von der ewigen, nach unabänderlichen Gesezen automatisch und autokratisch wirkenden Urkraft, von dem immanenten Gott, der durch uns zum Bewußtsein kommen soll, von der Abstammung des Menschen vom Gorilla, von der Bestimmung des Menschen lediglich zum Genuß, und der Rückkehr desselben, beim Tod, entweder in das absolute Nichts oder in die Naturkraft erschienen mir von jeher als ein gelehrter Unsinn, als eine Lächerlichkeit, als unlogische Philosopheme und als läppische Persiflage des im Menschen sich offenbarenden wunderbaren Mikrokosmus — als moralische Beohrfeigung der Menschenwürde. Die Existenz eines persönlichen Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Verantwortung des Menschen vor dem Richterstuhle Gottes in der Ewigkeit und die Vergeltung der tugendhaften und lasterhaften Handlungen — diese Postulate, diese Schlußfolgerungen logischen Denkens, diese Prinzipien der theoretischen und praktischen Vernunft waren bei mir über jeden Zweifel erhaben; alles Andere aber galt mir entweder als Aberglauben, Willkür und Mißbrauch

oder als, für das Volk berechnete Zierde und Ausschmückung; das Erste: Aberglauben, Willkür und Mißbrauch fand in hohem Grad meine Mißbilligung, das Zweite aber: fürs Volk berechnete Zierde und Ausschmückung war mir höchst gleichgiltig und wirkte auf mich mehr abstoßend als anziehend.

Eine positive Offenbarung Gottes hielt ich für überflüssig, da die Vernunft und die angeborene Gottesidee imstande wären, die Existenz eines höchsten Wesens zu beweisen. Ich war der Ansicht, das Gewissen und das dem Menschen angeborene Rechtsbewußtsein und Rechtsgefühl genügten zur Ermittlung jener Pflichten, die der Mensch Gott, sich selbst und den Mitmenschen gegenüber zu erfüllen habe. Ich glaubte, einer Erlösung, einer Heilsanstalt und der Sakramente bedürfe es nicht, damit der Mensch sittlich leben, getrost sterben, also: seine Bestimmung erreichen und selig werden könne. Die Erbsünde mit ihren angeblichen Folgen verwies ich natürlich ins Reich der Fabeln. Tempel und vorgeschriebenen Gottesdienst erachtete ich als überflüssig, da, nach meinem Ermessen, die Natur der prachtvollste Tempel Gottes und die andächtige Betrachtung seiner Werke und die Pflege echter Humanität der vernünftigste und würdigste Gottesdienst seie.

Weil es, von meinem rationalistischen Standpunkte aus betrachtet, lediglich von mir abhing, den Gottesbegriff und meine subjektive Privatreligion

nach meinen Ansichten und Bedürfnissen zu gestalten, so läßt es sich unschwer erraten, welche Karrikatur des wahren Gottes an dessen Stelle trat. Es war ein Gott von Menschen-Gnaden, ein Phantasiegebilde, eine fixe Idee, eine Marionette. Es war ein Gott, der keine Autorität, keine Macht besitzt, der weder verehrt, noch geliebt, noch gefürchtet, vielmehr nur auf Wohlverhalten und Widerruf geduldet wird. Es war ein Gott, der nur Liebe und Güte atmet, der unendlich tolerant und mindestens so nachsichtig gegen seine Kinder ist, wie der Hohepriester Heli es gegen seine Söhne Ophni und Phinees gewesen. Es war ein Gott, der nicht wie ein grimmiger Zuchtmeister rumort und mit dem Prügel d'reinschlägt, der manches ignoriert oder dabei durch die Finger sieht; ein Gott, der mit sich reden und markten läßt, der dem jugendlichen Leichtsinn vieles zu gut hält, nicht alles auf die Goldwage legt, stets die menschliche Schwäche in Anschlag bringt und das bedauerungswürdige Opfer einer schweren Versuchung und verhängnisvollen Stunde nicht auf ewig verdammt. Es war ein Gott, der wohl zu unterscheiden weiß und gewisse Rücksichten gegen Gebildete und Studierte walten läßt, der diesen namentlich weitgehende Privilegien und Dispensen erteilt. Das also der Inhalt des Kompendiums „meiner" Theologie, „meiner" Dogmatik und Moral! Man sucht in demselben vergeblich eine christliche Idee, ein wirkliches

Dogma und ein feststehendes, korrektes Sittengesez — geschweige denn katholischen Glauben und Gehorsam gegen die von Jesu Christo gestiftete Kirche, ihre Lehren und Gebote. Alles ist nach persönlichem Ermessen konstruiert und fabriziert, von A bis Z purer Rationalismus, nacktes Heidentum und von der Kirche aufs entschiedenste verdammte Häresie. Wer die religiösen Ansichten und Meinungen der s. g. Intelligenz, der Aufgeklärten, der Kinder des herrschenden Zeitgeistes kennt und dieselben mit dem dargelegten Inhalte des Kompendiums „meiner" Theologie vergleicht, wird zwischen beiden die vollständigste Übereinstimmung finden. Alle freisinnigen Tagesblätter, Familienjournale, Romane und Novellen predigen unverblümt denselben Rationalismus, dasselbe moderne Heidentum und dieselben Häresien, sie untergraben das Christentum, bekämpfen die Kirche und zerstören dadurch die Grundpfeiler, auf denen Tron und Altar, die sittliche und soziale Weltordnung ruhen.

Dein Staunen und deine Entrüstung waren also vollständig berechtigt, als Du meinen Entschluß vernahmst, Theologie studieren zu wollen. Ich selbst konnte mir ja auch nicht verhehlen, daß mir gerade die unerläßlichsten Eigenschaften, die Grundbedingungen zur Wahl der Theologie als Universitäts-Studium und des Priesterstandes als Lebensberufes fehlten. Zu beiden gehört vor allem Lust und Liebe,

durch die sich der Beruf überhaupt ankündigt. Zur Wahl des Priesterstandes aber gehört ganz besonders unerschütterlicher Glauben, Überzeugungstreue, Anhänglichkeit an die Kirche, heilige Begeisterung für den apostolischen Beruf, fester Entschluß zur gewissenhaften Übung der vielen und schweren Pflichten jenes Berufes, das Ringen und Streben nach Heiligung der Seele und des Herzens, und daß der Theologie-Aspirant und Kandidat schon eine Vorschule der Tugend durchgemacht, in welcher er sich eifrigst bemühte, jene Tugenden seinem Herzen einzupflanzen, die ihm, dem zukünftigen Priester, unerläßlich sind, damit er segensreich wirken und Seelen für den Himmel gewinnen kann. Wenn man bedenkt, daß es des Priesters Amt und Pflicht ist, das Wort Gottes zu verkündigen, die vom christlichen Glauben Abgefallenen zu demselben zurückzuführen, die Gegner und Feinde desselben zu widerlegen und zu entwaffnen, die Sünder zu bekehren, den Verführern mit apostolischem Mute und heiligem Zürnen entgegenzutreten, die Trostlosen und Verzagenden aufzurichten, den Sterbenden im Todeskampfe beizustehen und den ihm anvertrauten Seelen Muster und Vorbild in einem echt christlichen Wandel zu sein; so ist es einleuchtend, daß er, um all diese ihm obliegenden Pflichten erfüllen zu können, unerschütterlich fest im Glauben, ein Mann des Gebetes, sittenrein und für seinen hohen und

heiligen Beruf begeistert sein muß. Das Alles wird er aber nicht plözlich, nicht über Nacht, nicht auf wunderbare Weise, nicht lediglich durch die Priesterweihe, nicht ohne sein Zutun und seine Mitwirkung, nicht ohne jahrelange Vorbereitung und Übung, sondern nach und nach, mit vieler Mühe und Anstrengung, unter heißem Ringen und Kämpfen, infolge flehentlichen Gebetes und dadurch erlangter Gnade Gottes. In dieser Beziehung war aber von meiner Seite bisher nichts geschehen, und darum war ich mir wohl bewußt, daß ich, für den Priesterstand mich entscheidend, ein Wagnis sonder gleichen unternehme und ein frevelhaftes Spiel mit meinem Leben, mit meiner Zukunft, mit meinem Lebensziel und meiner Bestimmung für Zeit und Ewigkeit treibe. Und was veranlasste mich dennoch, einen so verhängnisvollen Schritt zu wagen?

Ich war, was die Berufswahl, meine Bestimmung und Zukunft anbelangt, Fatalist, ich glaubte für den Priesterstand prädestiniert zu sein, obgleich dieser Glauben keinen Anhaltspunkt für sich hatte, ja, obgleich jede ruhige und vernünftige Erwägung für das Gegenteil sprach. Ich wendete die Bibelstelle im Hebräer-Briefe, V. 4.: „Niemand darf diese Würde (des Priestertums) selbst nehmen, sondern er muß dazu von Gott berufen sein wie Aaron,“ auch auf mich an, wobei ich jedoch weit davon entfernt war, mich mit Aaron zu vergleichen. Es galt in

unserer Familie als ausgemachte Sache, daß ich das geistliche Kleid tragen werde. Meine Mutter hat, wie sie oft beteuerte, mich bei ihrer Aussegnung in dieser Meinung und Absicht dem Herrn dargebracht. Ich ministrierte schon in einem Alter, in welchem ich unfähig war, das Meßbuch zu tragen, und konnte mit acht Jahren schon das «Gloria» und «Credo», die «Praefatio» und das «Ite, missa est», das «Tantum ergo» und «Ecce panis!» singen. Als meine Mutter in eine schwere, langjährige Krankheit fiel, besuchte ich aus freiem Antrieb fast täglich die Muttergottes-Wallfahrtskirche im „Bühlweg", eine Stunde von Offenburg entfernt, rief dort inbrünstig die mächtige Fürbitte Mariens an und versprach ihr, mich dem Dienste ihres göttlichen Sohnes zu weihen, sofern sie vor Gottes Tron meiner Mutter die Gesundheit erflehen würde. Solches geschah denn auch, obgleich die Ärzte meiner Mutter Krankheit als unheilbar erklärt und dieselbe, als dem nahen Tod verfallen, aufgegeben hatten. Ich hielt mich darum von jener Zeit an verpflichtet, das von mir gemachte Gelübde zu erfüllen, d. h. Priester zu werden. Wenn ich, besonders als junger Student, gefragt wurde, was ich werden wolle, antwortete ich resolut: „Pfarrer will ich werden." Ich war in dem aufgehobenen und in ein Gymnasium umgewandelten Kapuzinerkloster meiner Vaterstadt geboren worden und aufgewachsen; alle meine Jugenderinnerungen gruppier-

ten und drehten sich darum um religiöse, kirchliche und klösterliche Institutionen und Bilder, was Wunder also, wenn, auf Grund dessen, sich an mir das Wort bewährte: «Semper aliquid haeret», es bleibt immer etwas hängen!

Meine Eltern, die streng gläubig, durch und durch religiös und fromm waren, die mit Leib und Seel an der katholischen Kirche hingen und sich gewissenhaft deren Anordnungen und Geboten unterwarfen, wünschten sehnlichst, ich möchte Priester werden. Sie priesen oft in bereden Worten und mit Begeisterung die hohe Gnade und das große Glück, Gott auf der Kanzel und am Altare, in der Schule, im Beichtstuhl und am Krankenbett dienen zu dürfen. Sie rühmten den Priesterstand als den erhabensten, ehrwürdigsten, gnadenreichsten und verdienstlichsten, da er seinen Angehörigen täglich Gelegenheit darbiete, Seelen zur Bekehrung zu bringen, sie zu führen und für den Himmel zu gewinnen. All Das verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf mich zu machen und den Beschluß in mir zu befestigen, Priester zu werden. Meine Eltern waren aber weit davon entfernt, einen ungebührlichen Druck auf mich auszuüben oder mir Zwang anzutun.

Mein Vater war eifrig bestrebt, dem verderblichen Einfluß, den die Professoren durch Lehre und Beispiel auf mich ausübten, in wohl berechneter Weise entgegen zu arbeiten. Er wies namentlich auf

die schlimmen Folgen hin, die der Abfall vom Christentum, die falsche Aufklärung, das moderne Heidentum, der Freiheitsschwindel, das herkömmliche Studentenleben und die Jagd nach Genuß und Sinnentaumel nach sich ziehen. Er belegte alle seine Behauptungen und Aussprüche, Warnungen und Befürchtungen mit packenden Beispielen, da ihm eine reiche Lebenserfahrung zu Gebot stand. Allein er konnte sich, angesichts deutlich wahrnehmbarer Symptome der Überzeugung nicht verschließen, daß seine wohlmeinenden, väterlichen Worte bei mir auf steinigen Grund und unter die Dornen gefallen, daß ich „aus der Art geschlagen" und ein Kind des Zeitgeistes geworden.

Als ich ihn davon in Kenntnis setzte, daß ich den Entschluß gefaßt habe, Theologie zu studieren, äußerte er sich diesbezüglich in folgender Weise: „Es ist zwar, wie du weißt, stets mein sehnlichster Wunsch gewesen, daß du Priester werdest, allein dein gefaßter Entschluß, Theologie zu studieren, erfüllt mich nichtsdestoweniger mit Angst und Bangen, da ich im Hinblick auf deine religiösen Ansichten, deinen weltlichen Sinn und deine studentischen Gepflogenheiten, mit Recht fürchten muß, du habest keinen Beruf zu dem erhabenen und heiligen Priesterstande. Mir graut vor dem Gedanken, du möchtest ein nichtswürdiger, pflichtvergessener und eidbrüchiger Priester werden, der, anstatt ein seeleneifriger Hirt zu sein,

ein treuloser und feiger Mietling ist. Durch dieses entsetzliche Unglück und Verbrechen würdest du mich und deine Mutter unter den Boden bringen. Ich bitte und beschwöre dich, ein anderes Berufsfach zu ergreifen, sofern du keine Lust und Liebe zum Studium der Theologie besitzest, sofern du weder den Willen hast, noch die Kraft dir zutraust, dereinst die schweren Pflichten des geistlichen Standes zu erfüllen, oder wenn dich das Studium der Theologie auf der Universität nicht in den Schoß der katholischen Kirche zurückführt." Auf diese, mit hohem Ernst und tiefer Ergriffenheit geäußerten Worte entgegnete ich meinem Vater: „Ich sehe sehr wohl ein, von welcher Wichtigkeit und wie folgenschwer der Schritt ist, den ich zu tun entschlossen bin, und nicht minder würdige ich Euere Angst und Euer Bangen, da mein und Euer Schicksal, meine und Euere Zukunft, die unzertrennlich miteinander verbunden sind, bei der Wahl meines Berufes auf dem Spiele stehen. Es ist wahr: ich stehe außerhalb der katholischen Kirche, und raten mir meine religiösen, politischen und sozialen Ansichten eher ab als zu, mich für die Theologie zu entscheiden; allein trotzdem habe ich dieses Berufsfach gewählt. Ich bin fest entschlossen, aufrichtig, ehrlich und eifrig Theologie zu studieren. Überzeugt mich dieses Studium von der Falschheit meiner jezigen Ansichten und Meinungen, wandelt es mich in einen gläubigen Christen um, und versöhnt es mich

mit der katholischen Kirche, mit ihren Lehren und Geboten, so ist jedes Hindernis aus dem Wege geräumt, ein Diener der Kirche zu werden. Sollte aber das Gegenteil der Fall sein, dann wird keine Macht der Welt imstande sein, mir die Stola umzuhängen, denn ich will kein Heuchler, kein Mietling und kein Verräter werden.“ Damit war mein Vater einverstanden, und mit diesem festen Entschluß verließ ich die Heimat und bezog die Universität in Freiburg, im Spätjahre 1844.

Drittes Kapitel.

Das Studium der Theologie an der Universität zu Freiburg im Breisgau und im Konvikte dortselbst.

Dort walteten, sowohl die theologische Fakultät als auch das Konvikt betreffend, höchst merkwürdige Verhältnisse ob, die ich hier in Kürze beleuchten will. Zuerst einige Mitteilungen über das **Konvikt** und dann einige über die **theologische Fakultät.**

Der überaus drückende Priestermangel nötigte sowohl die Kirchenbehörde als auch die großherzogliche Staatsregierung, für die Studenten der Theologie ein

Konvikt

zu errichten. Diese Anstalt sollte ein Surrogat für die vom Konzil von Trient vorgeschriebenen Knaben-Seminare sein. Das Konvikt war ein zwitterhaftes Institut und ein verfehltes Unternehmen; denn es war

1. gleichzeitig eine Staats- und eine Kirchenanstalt, deren Statuten nach gegenseitiger Verein-

barung aufgestellt waren, und die unter staatlicher und kirchlicher Aufsicht und Leitung stand.*) Das Konvikts-Siegel trug das großherzoglich badische Wappen mit der

*) Sogleich nach Besezung des erzbischöflichen Stuhles, anno 1827, trat der Metropolit Bernhard Boll, respektive die Kirchenbehörde in Freiburg, mit dem Staatsministerium in Karlsruhe in Unterhandlung wegen Errichtung eines Konviktes. Allein dieselbe zog sich durch 15 Jahre hin, und zwar aus dem Grund, weil das Staatsministerium die zu errichtende Anstalt als ein dem Summepiskopat des protestantischen Landesherrn unterstehendes und in allen wesentlichen Dingen von demselben abhängiges Institut erklärte, obgleich das Konvikt lediglich mit Kirchenmitteln bewidmet werden sollte und nach seiner Errichtung tatsächlich durch Kirchengut unterhalten wurde. Das Staatsministerium verlangte z. B. in dem von ihm entworfenen Statut, der Konviktsdirektor müsse ein vom Großherzog angestellter Laie sein, die Repetenten seien lediglich von der Regierung zu ernennen, dem Erzbischof stehe keinerlei Recht der Aufsicht oder Leitung des Konviktes zu, und alle wichtigen Konvikts-Angelegenheiten seien durch den Senat und Kurator der Universität im Einverständnis mit dem Ministerium des Innern zu erledigen! Das Konvikt sollte also akkurat nach dem Muster und Vorbild der Generalseminare Kaiser Josefs II. eingerichtet werden, in welchen die Theologen fünf Jahre lang, nach den vom Kaiser auf das genaueste vorgeschriebenen Lehrbüchern in der Philosophie und Theologie, im Polizei- und Kameralfache zu geistlichen Staatsdienern gedrillt und mit kirchenfeindlichem Geiste imprägniert werden sollten. Sowohl der Erzbischof Ignaz Demeter als auch der Weihbischof Hermann von Vicari und das Domkapitel erklärten dieses Statut für unannehmbar, und zugleich machten sie jene Rechte namhaft, welche der Kirche, dem zu errichtenden Konvikte gegenüber, von

Umschrift: «Collegium theologicum». Schon das genügte, damit jeder Sachverständige im Konvikte ein exemplarisches Produkt des echten byzantinischen Staatskirchentums erkennen musste; denn welcher nicht auf den Kopf Gefallene wüsste nicht, daß der Staat überhaupt, und speziell der moderne, neu-ärarische, interkonfessionelle Staat mit der erblichen Krankheit behaftet ist: die Kirche zu bevormunden, ihre Kraft zu lähmen und sie an die Wand zu drücken? Wann und wo wurde denn die Kirche in jenen Fällen, in welchen sie mit dem Staate wegen Festsezung der Grenzen der beiderseitigen Rechtssphäre in Unterhandlungen trat oder mit demselben als gleichberechtigte und koordinierte Partei ein, beide Teile gleichmäßig interessierendes Unternehmen begann, von demselben nicht arglistig getäuscht und um die Früchte ihrer Bemühungen gebracht? Die den omnipotenten, konfessionslosen Staat, der Kirche gegenüber, leitenden Prinzipien sind: Mißtrauen, Neid, Eifersucht und Annexierungsgelüste. Indem die großherzoglich badische

Seite des Staates unbedingt eingeräumt werden müssten. Nachdem sich die Staatsregierung in der Person des Ministerialrates von Stengel in Freiburg selbst, vom 12.—18. März 1842, von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, ihre ungeheuerlichen Prätensionen aufrecht erhalten und ihre omnipotenten Gelüste befriedigen zu können, gab sie endlich nach, wobei sie sich aber immerhin noch damit schmeicheln konnte, in der Konvikts-Aufsichts-Kommission die erste Violine zu spielen und das Heft in den Händen zu haben.

Staatsregierung zur Errichtung eines Konviktes die Hand bot und sich an diesem religiös-kirchlichen Werk beteiligte, beurkundete sie ihre Staatsklugheit, die es unmöglich in Abrede stellen konnte, daß ein religiöses Volk um Gotteswillen, aus Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl sich der Obrigkeit unterwirft, ein ungläubiges dagegen leicht verführbar, widersezlich und zur Aufpflanzung der Fahne des Umsturzes geneigt ist. Die großherzoglich badische Staatsregierung reservierte sich bei Errichtung des Konviktes den Löwenanteil in der zuversichtlichen Hoffnung, sie könne dieser Anstalt ihren Geist einimpfen, einen aufgeklärten, josefinisch gesinnten und regierungsfreundlichen, servilen Klerus heranziehen und Baden vor dem schrecklichen Unglücke bewahren, in die mittelalterliche Finsternis zurückzusinken und eine Beute Roms und der Jesuiten zu werden. Der Kirchenbehörde war es aber, bei Errichtung des Konviktes, hauptsächlich darum zu tun, dem drückenden Priestermangel abzuhelfen, also einen, wenn auch nur einigermaßen tauglichen Nachwuchs in der Seelsorge zu erlangen. Es war leicht begreiflich und fast verzeihlich, daß die Kirchenbehörde in ihrer großen Bedrängnis und Verlegenheit mehr die Zahl als die Tauglichkeit, mehr die Quantität als die Qualität der sich präsentierenden Theologie-Rekruten berücksichtigte. Sie mochte sich getrösten, daß jeder einrückende Saulus während des vierjährigen Studiums der Theologie

im Konvikt und Seminar, durch Gebet, Meditation, Exerzitien, Gnade Gottes, Gewöhnung an Ordnung, Fleiß und Subordination und namentlich durch die Bemühung des vortrefflichen Subregens Lender zu St. Peter in einen Paulus, in einen würdigen Nachfolger der heiligen Apostel umgewandelt würde. Sie mochte auch hoffen, daß diejenigen, die keinen Beruf zum Priesterstande haben, nach kurzer Probezeit das Studium der Theologie an den Nagel hängen und sich einem anderen Berufsfach zuwenden würden. Die Errichtung des Konviktes war

2. ein verfehltes Unternehmen, weil in dasselbe nur solche Studenten aufgenommen wurden, die das Lyzeum schon absolviert hatten, die also mindestens 18 Jahre alt waren; die meisten hatten aber das zwanzigste Lebensjahr schon zurückgelegt, und einige näherten sich sogar schon dem Schwabenalter. Es ligt auf der Hand, daß das Konvikt schon aus diesem Grunde die zur Heranziehung eines tüchtigen Klerus so notwendigen und allein zweckmäßigen und vom Konzil von Trient vorgeschriebenen seminaria **puerorum** nicht ersezen und für deren Mangel kaum annehmbare Entschädigung bieten konnte. Barmherziger Himmel, welche Musterkarte wies das Konvikt, dieser Werbeplaz für die militia Christi, auf, als ich in dasselbe eintrat! Wie es in der Apostelgeschichte, II. 9., anläßlich der Beschreibung des ersten Pfingstfestes, heißt: „Parther, Meder, Elamiter und An-

kömmlinge aus Mesopotamien, Judäa, Kappadocien, Pontus, Asien, Phrygien, Pamphylien“ ꝛc. waren damals in Jerusalem versammelt, so konnte man von der Einquartierung des Konviktes sagen: Badenser, Würtemberger, Baiern, Hechinger und Sigmaringer, Abiturienten der Lyzeen von Constanz, Freiburg, Rastatt, Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg waren herbeigeströmt, um am Born der Weisheit ihren Wissensdurst zu stillen und sich zur Predigt des Evangeliums und zur Ausspendung der Gnadenschäze der Erlösung zu befähigen. Was im Evangelium vom großen Gastmahle, Lukas, XIV. 21 und 23, geschrieben steht: „Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein, ... Geh auf die Landstraßen und an die Zäune, und nötige sie, hereinzukommen, damit mein Haus voll werde!“, das konnte dem Sinne nach auch vom Konvikte gesagt werden, denn es bot ein reiches und reizendes Quodlibet aller akademischen Fakultäten dar. Da waren im Staatsexamen durchgefallene oder demselben scheu ausgewichene Mediziner und Juristen, Kameralisten und Philologen. Aus Verzweiflung wendeten sich viele der Theologie zu, weil sie es in ihrem Fach nicht zum Ziel bringen konnten. Sie wollten Brod, Anstellung und Versorgung haben. Dazu boten ihnen Konvikt und Theologie, Priestermangel und Verlegenheit der Kirchenbehörde

sehr günstige Gelegenheit. Wer unbemittelt war, fand im Konvikt unentgeltliche Unterkunft und Verpflegung. Wer wenig Vermögen besaß, hatte die Hälfte, und wer viel besaß, den ganzen Pensionsbetrag ad 180 Gulden zu bezahlen. Ähnlich verhielt es sich mit den Kollegiengeldern. Im Seminar dagegen waren alle kostenfrei. Diese materiellen Vorteile, diese fröhliche Perspektive in die Zukunft hatten für viele, die im Staatsexamen Schiffbruch gelitten oder mit einem inkurablen Kanonenfieber vor demselben behaftet waren, für manchen Lazarus, der sich kümmerlich mit Erteilung von Privatunterricht, Kosttagen und Geldunterstützung bis zur Schwelle der Universität hindurchgehaudert, etwas sehr Verlockendes und Verführerisches: das Studium der Theologie als einen rettenden Notanker zu ergreifen und an der Pforte des Konviktes anzuklopfen. Von vielen derartigen Beispielen seie hier eines angeführt.

In meiner Vaterstadt vegetierte ein bemoostes Haupt, das längst das Studium der Jurisprudenz absolviert hatte, vor dem Staatsexamen einen höllischen Respekt besaß und seinem Vater, einem pensionierten Amtmann, zur Last gefallen war. Dessen Eltern und Geschwister sezten nun dem alten Studiosus solange zu und schilderten ihm die sorgenfreie Existenz im Konvikt, Seminar und auf einer einträglichen Pfründe in so verführerischer und packender Weise, daß er sich endlich, obgleich er zum

Priesterstande durchaus keinen Beruf in sich fühlte, entschloß, sich der Theologie als ultima spes in die Arme zu werfen. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich in Offenburg den Omnibus bestieg, um als angehender Theolog nach Freiburg zu fahren, den alten B. in demselben zu finden. Er, der früher einen martialischen Schnurrbart sammt Knebel getragen, war glatt rasiert, und das kurze polnische Studentenröcklein hatte er mit einem langen schwarzen Priestergewand vertauscht. Nachdem ich B. begrüßt hatte, sagte ich in jovialer Weise zu ihm: „Herr B., Sie scheinen wie Saul unter die Propheten gegangen zu sein und dem Jus den Rücken gekehrt zu haben. Wenn mich der Schein nicht trügt, so wollen Sie die Pandekten mit der Pastoral vertauschen und sich, statt den weltlichen Richterstuhl zu besteigen, in den Beichtstuhl sezen.“ Höchst befangen und verlegen und bittersüß lächelnd, entgegnete das bemooste Haupt, das in seiner theologischen Adjustierung einen gar possierlichen Anblick darbot: „Es hat sich allerdings eine Metamorphose in und mit mir vollzogen. Der große Priestermangel und der Notschrei der Kirche nach Arbeitern im Weinberge des Herrn hat in mir den Entschluß zur Reife gebracht, die juristische Laufbahn zu verlassen und mich der Kirche als miles Christi anzubieten.“ Diese Motive zur Vornahme einer so gründlichen Umsattelung ließen sich hören, allein sie entpuppten sich gar bald als das, was sie

in Wirklichkeit waren, als Schein und Dunst. B. hatte durch langjähriges Bummeln und Kneipen „das Sitzleder" verloren, sein Gedächtnis glich einem leck gewordenen Faß, das mit einer unheilbaren Diarrhöe behaftet ist. Die stramm durchgeführte Hausordnung des Konviktes, das Sitzen und Nachschreiben im Kolleg, das anstrengende Studium und der gänzliche Mangel des Berufs zum Priesterstande wirkten so mächtig auf B. ein, daß er schon nach einem Vierteljahre gemütskrank wurde, das Studium der Theologie aufgeben und aus dem Konvikte entlassen werden musste. Überhaupt hielt nur die Hälfte von denjenigen, die mit mir ins Konvikt eingetreten waren, stand, mehrere gingen zur Philologie über, einige gaben das Studium gänzlich auf, und einige wurden wegen Exzessen, die sie sich hatten zu Schulden kommen lassen, aus dem Konvikte ausgeschlossen. Man darf aber keineswegs glauben, es seien nur verzweifelte Subjekte, durchgefallene Juristen, Mediziner, Kameralisten und Philologen, Bettelstudenten, Pfründenjäger und Ausschußware ins Konvikt eingetreten, nein, sondern dasselbe beherbergte auch solche Studenten, die sehr talentvoll waren, die sich zum Priesterstande berufen fühlten, die sich mit eisernem Fleiße dem Studium der Theologie widmeten, die Vermögen besaßen und aus guter Familie stammten. Diese absolvierten in drei Jahren mit bestem Erfolg die Theologie und bewährten sich, nach empfangener

Priesterweihe, in der Seelsorge als sehr brauchbare, musterhafte, seeleneifrige Geistliche.

Daß die Hälfte derjenigen, die das Studium der Theologie im Konvikte begonnen hatten, es nicht zum Ziele brachten, findet seinen Erklärungsgrund darin, daß, statt eines großen, unter ausschließlich kirchlicher Aufsicht und Leitung stehenden Knabenseminars ein zwitterhaftes Institut, ein zur Aufnahme von Theologie studierenden Jünglingen bestimmtes Konvikt gegründet wurde. Schon der Name „Konvikt" ist ominös und verhängnisvoll, denn Konvikt bezeichnet eine Anstalt, in welcher bestimmte Personen Unterkunft, Wohnung, Kost, leibliche Pflege und ein Nachtlager finden. Offiziell und in den Ministerial- und Ordinariatsakten hieß das Konvikt allerdings «collegium theologicum», allein auch der Ausdruck «collegium» ist sehr vieldeutig und dehnbar, da er jeder Versammlung, jedem Verein, jeder Korporation, Genossenschaft und Innung, ja selbst einer Vorlesung beigelegt werden kann und oft tatsächlich beigelegt wird. Die richtige Bezeichnung der in Frage stehenden Anstalt wäre «seminarium theologicum» gewesen. Freilich hätte sie dann, sollten Wesen und Namen, Zweck und Bezeichnung sich decken, ganz nach kirchlicher Vorschrift eingerichtet und lediglich der Aufsicht und Leitung des Erzbischofes unterstellt werden müssen. Seminarium heißt „Pflanzschule, Vorbereitungs- oder Bildungs-

anstalt," und «seminarium theologicum» — „Pflanzschule zur Heranbildung von Priesteramts-Kandidaten". Seminare im eigentlichen Sinne des Wortes, seminaria puerorum tun der Kirche zur Heranbildung eines exemplarischen Klerus not. Ein Seminar im Sinn und Geist der Kirche war aber das Konvikt durchaus nicht, denn zu einem kirchlichen Seminar gehört Klausur, gehört Unterricht im Seminariums-Gebäude, gehört Anleitung zu einem aszetischen Leben, gehören öfters vorgenommene geistliche Exerzitien. An all Dem gebrach es im Konvikte. An zwei Nachmittagen war freier Ausgang, wo jeder hingehen konnte, wo es ihm beliebte. Die meisten benützten diesen freien Ausgang dazu, eine Kneipe zu besuchen, und einige derselben kamen jederzeit „angetrunken", „stark angeheitert" oder förmlich „bezopft" nach Hause. Alle theologischen und philosophischen Fächer wurden auf der Universität gelehrt, infolge dessen das Konvikt mehr einem Taubenschlag*) als einem collegium theologicum ähnlich war. Gar manchen, die mehr Bier- als Wissensdurst besaßen, boten die auf der Universität zu hörenden Vorlesungen, besonders die philosophica: Geschichte und eigentliche philosophische Disziplinen, über die gewöhnlich abends von 6 bis

*) Jene akademischen Bürger, die weltliche Fächer studierten, nannten das Konvikt sehr despektierlich: «stabulum» oder «cavea caponum», welche Bezeichnung anstandshalber hier eine Übersetzung nicht zuläßt.

7 Uhr Vorträge gehalten wurden, willkommene Gelegenheit, statt der Hochschule, dem Gambrinus einen Besuch abzustatten. Solches war freilich verboten und wurde im Betretungsfalle mit Arrest bestraft, allein wer sollte solche Verstöße gegen die Statuten zur Anzeige bringen? Allerdings war in jedem Kurse ein Zensor aufgestellt, dessen Pflicht es war, jede von ihm wahrgenommene Statuten-Übertretung der Direktion anzuzeigen, allein dieses Amt existierte blos pro forma, und wehe demjenigen Zensor, der nach Vorschrift seine Schuldigkeit hätte tun wollen! Als in meinem Kurse, bald nach meinem Eintritte ins Konvikt, ein Zensor aufgestellt werden sollte, erklärten sich alle einstimmig gegen die Annahme eines so „verächtlichen und verhaßten“ Amtes. Keiner wollte der „Verräter, Denunziant“ oder „Sykophant“ seiner Kommilitonen sein. Alles Zureden, Ermahnen und Bitten des Direktors vermochte es nicht, unsere Widersezlichkeit zu brechen. Um aber diese „widerwärtige“ Angelegenheit nicht vor die Kommission gelangen zu lassen, fassten wir endlich den Beschluß, denjenigen zu unserem Zensor zu wählen, der am wenigsten dazu taugte, da sein Wandel am meisten eine Kontrole zu scheuen hatte. Als es sich nun gar bald herausstellte, daß wir einem Zensor unterstanden, der blind, taub und stumm war, und der Direktor demselben deßwegen einen derben Verweis erteilte, weil er die flagrantesten Verstöße gegen die

Hausordnung nicht zur Anzeige gebracht hatte, erklärte unser censor stramineus: „Ich lege mein Amt unwiderruflich nieder, da ich nicht der Denunziant meiner Kommilitonen sein will.“ Mein Kurs war also ohne Zensor, und er blieb auch ohne Zensor während seines dreijährigen Aufenthaltes im Konvikte.

Die Konviktoren wurden ferner zur Führung eines aszetischen Lebens im eigentlichen Sinne nicht angeleitet, blos im weitesten Sinne des Wortes konnte man das Leben im Konvikte ein aszetisches nennen, da die Hausordnung befolgt, zur bestimmten Zeit aufgestanden und studiert, täglich die heilige Messe angehört und das Nachtgebet, in Form einer geistlichen Lesung, verrichtet werden musste, da an den Abstinenz-Tagen keine Fleischspeise aufgetragen wurde, vor und nach dem Essen gebetet, der anfänglich zwei- oder dreimal wöchentlich verabreichte Schoppen Wein in Abgang dekretiert wurde, und, wenn ich mich recht erinnere, alle drei Monate gebeichtet und kommuniziert werden musste. Allein all Das genügte nicht für Jünglinge, die sich dem entsagungs- und opferreichen, dem heiligen und vorbildlichen Priesterstande widmen wollten. Alles, was das Konvikt in oben genannter Weise vorschrieb, muß in jedem weltlichen Institut, in welchem katholische Schüler unterrichtet und erzogen werden, und das Anspruch auf eine religiös-sittliche Bildungsanstalt erhebt, eingeführt sein und beobachtet werden. Es war namentlich ein

großer Fehler und eine schwere Unterlassungssünde, daß mit den Konviktoren niemals Exerzitien vorgenommen wurden. Solches dürfte fast unglaublich und unerklärlich erscheinen, wenn man bedenkt, wie tiefgreifend, nachhaltig und segensreich Exerzitien auf Geist, Herz und Willen des Menschen wirken, sofern sie nämlich in der rechten Art und Weise und von dazu geeigneten Männern gehalten werden. Damals wußte man aber überhaupt nichts von Volksmissionen und geistlichen Exerzitien. Beide, von der Kirche gutgeheissene, eingeführte und mit Ablässen begnadigte Einrichtungen waren längst als ein Rüstzeug des Mittelalters und Mönchtums zum alten Eisen geworfen, sie galten als eine Extravaganz, als Mittel zur Beförderung des Obskurantismus und Ultramontanismus und zur Heranziehung von Muckern, Zeloten und Fanatikern. Man war den Exerzitien schon aus dem Grunde abhold und gram und hielt dieselben mit dem größten Mißtrauen fern, weil sie von dem Stifter des Jesuitenordens, dem heiligen Ignatius, eingeführt worden waren. Wem geistliche Exerzitien kein spanisches Dorf sind, wer selbst schon Exerzitien mitgemacht oder Volksmissionen beigewohnt, der ist gewiß davon vollkommen überzeugt, daß dieselben für Studenten, die an den gelehrten Mittelschulen des Staates neun Jahre lang studiert hatten und sich dem geistlichen Stande widmen wollten, ein absolut notwendiges Bedürfnis waren, es ist darum

aufs höchste zu beklagen, daß der damals herrschende Zeitgeist ihnen die Türe des Konviktes verschloß. Ja, wie sehr bedurften die weiter oben geschilderten Konviktoren — solche Vagabunden und Hospitaliten auf dem Gebiete der Dogmatik und Moral — einer ernsten, durchgreifenden Kur, einer geistigen und sittlichen Wiedergeburt und Umwandlung, einer klugen, umsichtigen Führung auf der via purgativa, illuminativa et unitiva! Welche Erfolge hätte ein vortrefflicher Exerzitienmeister, ausgerüstet mit Menschenkenntnis, Erfahrung, Seeleneifer, heiliger Begeisterung und väterlich wohlwollender Gesinnung, ohne allen Zweifel bei den Meisten erzielt! Allerdings würden solche geistliche Übungen eine schnelle Scheidung zwischen dem Weizen und der Spreu herbeigeführt haben, allein solche Scheidung wäre nicht nur nicht zu beklagen, sondern als ein großes Glück zu begrüßen gewesen.

Wenn ich weiter oben sagte: «Seminaria puerorum tun der Kirche zur Heranziehung eines exemplarischen Klerus not," so bin ich auch verpflichtet, die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen; solches wird mir jedoch nicht schwer werden.

Der Staat besizt zur Heranziehung tüchtiger Offiziere Kadettenhäuser, in welche diejenigen, die den Wehrstand als ihren Beruf erkennen und Offiziere werden wollen, **schon als Knaben** eintreten. Zur Rechtfertigung der Kadettenhäuser und der früh=

zeitigen und langjährigen Erziehung der zukünftigen Offiziere führt man als Hauptgrund an: Der militärische Geist muß schon dem Knaben, der sich dem Wehrstande widmen will, beigebracht werden, dieser Geist muß sorgfältig gepflegt, groß gezogen und vielfach erprobt werden. Korpsgeist, militärisches Ehrgefühl, Mut, Geistesgegenwart, soldatisches Benehmen müssen schon dem Knaben eingepflanzt und anerzogen werden. Auch muß er an strengste Subordination, Abhärtung und willige Ertragung von Strapazen von Kindesbeinen an gewöhnt werden. Gegen all Das läßt sich nichts Stichhaltiges einwenden, und eben darum fürchte ich nicht, einem Widerspruch zu begegnen, wenn ich behaupte: Sind Kadettenhäuser zur Heranziehung tüchtiger Offiziere notwendig, so sind nicht minder, ja noch viel mehr Knabenseminare zur Heranziehung tüchtiger Priester notwendig. Frühzeitig, systematisch, methodisch und konsequent müssen diejenigen gebildet und erzogen werden, die sich dem geistlichen Wehrstande, der militia Christi et ecclesiae weihen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es für den zukünftigen Diener der Kirche mindestens ebenso wichtig und schwer ist, sich den echt kirchlich-klerikalen Geist anzueignen, als es für den zukünftigen Offizier notwendig und schwierig ist, sich den militärischen Geist zu eigen zu machen. Es hieße, das Wesen, die Genesis und den Wert der Tugend verkennen, wenn man glaubte, es sei leichter, ein

gläubiger, überzeugungstreuer, charakterfester, frommer, demütiger, sanftmütiger, opferwilliger, wahrheitsliebender, mäßiger, sittenreiner und gewissenhafter Priester als ein gut disziplinierter, strammer Offizier zu werden. Dazu gehört ein viel größerer Heldenmut und ein festerer Charakter, und es kostet mehr Anstrengung, Selbstverleugnung, Opfer und Kampf: ein exemplarischer Priester als ein tüchtiger Offizier zu werden, allein trotzdem sollte die Vorbereitungs-, Übungs- und Prüfungszeit, um das höhere, erhabenere und schwerere Ziel — die Priesterwürde — zu erreichen, kürzer sein als jene, um Offizier zu werden?!

Um Priester zu werden, handelt es sich hauptsächlich um die Erlangung der sittlichen Befähigung zu diesem heiligen Beruf, um die Aneignung jener Tugenden, durch deren Übung der Priester in Wahrheit ein Diener Christi, ein Nachfolger der heiligen Apostel, eine Zierde der Kirche, ein treuer Hirt der ihm anvertrauten Seelen und ihr Muster und Vorbild wird. Allerdings soll der Priester auch eine schulmäßige, allgemeine und speziell eine gründliche theologische Bildung besitzen, namentlich heutzutag, wo der Glauben von allen Seiten angefeindet, untergraben und als Aberglauben und Wahn erklärt, verspottet und verhöhnt wird, wo man das Laster verherrlicht, den Menschen zu einem Affensprößling erniedrigt, die Geschichte fälscht und die infamsten Lügen über Kirche und Klerus mit eiserner Stirne

verbreitet. Allein wenn die Kirche vor die Wahl gestellt würde, entweder in der theologischen Wissenschaft gründlich unterrichteten, aber unsittlichen Jünglingen, oder tugendhaften und seeleneifrigen, aber in der Theologie ungenügend unterrichteten Priesteramts-Kandidaten die Hände aufzulegen; so würde sie sich ganz gewiß für die Letzteren entscheiden, d. h. sie zu Priestern weihen.

Aus dem Gesagten erhellt aber, daß nicht Konvikte à la collegium theologicum zu Freiburg, wie es in den vierziger Jahren existierte, sondern nur Knabenseminare, wie das Konzil von Trient sie vorgeschrieben, geeignet sind, einen tüchtigen Nachwuchs des Klerus heranzuziehen. Es war doch gewiß höchst töricht, diejenigen, die dereinst Theologie studieren und Priester werden sollten und wollten, zuerst an den Gymnasien und Lyzeen dem Christentum zu entfremden und der sittlichen Verwahrlosung anheimfallen zu lassen, sie vorerst dem modernen Heidentum, dem trostlosen Pantheismus oder hektischen Deismus in die Arme zu werfen, ihnen durch das geduldete Korpsburschenwesen, die Kneiperei, den Weiberkult und die politische Kannegießerei den Kopf zu verdrehen, das Herz krank zu machen und den Willen lahm zu legen und sie dann erst als Marodeurs und sieche Krüppel dem Konvikt zu übergeben, wo sie, einem Wechselbalge ähnlich, in staatskirchliche Pflege genommen wurden. Warum denn nicht das

einzig taugliche, längst bewährte und, man darf mit Recht sagen, nur in den seltensten Fällen fehlschlagende Mittel anwenden, um einen gründlich unterrichteten, sittenreinen, seeleneifrigen und musterhaften Klerus heranzuziehen? Und dieses Mittel besteht darin: Der talentvolle, gläubig-fromme, unschuldige Knabe, der Lust und Liebe zum geistlichen Stande äußert, geht aus dem Schoß der christlichen Familie, aus den Händen kirchentreuer Eltern in ein seminarium puerorum über, wo ihn weise Pädagogen und fromme, gelehrte geistliche Väter aufs gewissenhafteste und sorgfältigste in wissenschaftlicher, moralischer und aszetischer Beziehung zum Eintritt in den Priesterstand vorbereiten. Dort wird er ängstlich behütet vor dem verderblichen Zeitgeist, vor Verführung und Ärgernis, geübt in Selbstverleugnung, Überwindung und Kampf gegen Satan, Welt und Fleisch, begeistert für die Nachfolge Jesu und den heiligen Priesterstand, mit Abscheu und Haß erfüllt gegen Sünde, Laster und Gemeinheit und ausgerüstet mit einem unerschütterlichen Charakter, der stand hält in allen Versuchungen, Gefahren und Kämpfen. Und endlich, nachdem er in Glauben, theologischem Wissen und Tugend erstarkt ist, bekannt gemacht mit den gleißenden Lehren, den gottlosen Tendenzen und der raffiniert klugen Taktik und Strategie der Gottesleugner, Kirchenfeinde, Freiheitsschwindler und Lasterknechte, sowie mit der Bekämpfung dieser athei-

stischen und antichristlichen Legion, legt ihm der Bischof die Hände auf, weiht ihn zum Priester und verleiht ihm die Vollmacht, das Wort Gottes zu predigen, Sakramente zu spenden und Zucht und Ordnung in der christlichen Gemeinde aufrecht zu erhalten. Nach diesen Grundsäzen und dieser Methode sollen die zukünftigen Priester, laut Absicht und Befehl der Kirche, erzogen werden, und diese Art der Erziehung des Nachwuchses des Klerus ist durch die Erfahrung erprobt.

Wenn Knabenseminare beständen und die zukünftigen Priester in der angegebenen Weise dortselbst erzogen würden, dann wäre auch dem Priestermangel für immer gesteuert. Man darf und muß annehmen, daß Gott einer hinlänglich großen Anzahl christkatholischer Knaben den Beruf zum Priesterstande verleiht. Diese Annahme stüzt sich auf die Tatsache, daß in jenen Ländern, die entweder fast ganz katholisch sind oder unter einer, der katholischen Kirche nicht feindselig gesinnten, wirklich toleranten Regierung stehen, ein Mangel an Priestern durchaus nicht vorhanden ist. Tirol und Vorarlberg soll als ein solches Beispiel hier angeführt werden.

Tirol und Vorarlberg zerfallen in zwei Diözesen und ein Generalvikariat, nämlich in die Diözesen Brixen und Trient und in das Generalvikariat in Feldkirch. Laut den Schematismen dieser Diözesen von 1889 zählten beide Diözesen einschließlich des

Generalvikariates 949.072 Seelen, 2384 Weltpriester, 1017 Ordenspriester, Kleriker und Novizen inbegriffen, ohne 349 Laienbrüder, und 2642 Klosterfrauen, einschließlich der Laienschwestern.*)

In Tirol und Vorarlberg befinden sich folgende Manneklöster:

der Benediktiner,
der Franziskaner,
der Kapuziner,
der Zisterzienser,
der Chorherrn,
der Jesuiten,
der Serviten,
der Redemptoristen und
der Deutschordensherrn,

und folgende Frauenklöster:

der Klarissinen,
der Dominikanerinnen,
der Ursulinen,

---

*) Ein Teil von Nordtirol mit 62.259 Seelen in fünf Dekanaten und mit 105 Welt- und 11 Ordenspriestern in zwei Klöstern gehört zur Erzdiözese Salzburg. Nebstbei wirken an vielen Seelsorgsstationen dieser fünf Dekanate barmherzige Schwestern als Lehrerinen an den Schulen und als Krankenpflegerinen in den Spitälern. (Siehe Schematismus der Erzdiözese Salzburg von 1890.) Dieser Teil von Tirol mit seiner Seelenzahl, seinem Klerus und seinen Ordensschwestern ist in obiger Rechnung nicht inbegriffen, wird aber der Vollständigkeit wegen hier noch angefügt.

der Karmelitinen,
der Salesianerinen,
der Zisterzienserinen,
der Benediktinerinen,
der Servitinen,
der Englischen Fräulein,
der Tertiarinen,
der Herz-Jesu-Frauen,
der Armen Schulschwestern,
der Barmherzigen Schwestern,
der Töchter der Barmherzigkeit (filiarum charitatis),
der Mägde der Barmherzigkeit,
der Schwestern der göttlichen Vorsehung,
der Deutschordensschwestern,
der Töchter Jesu (filiarum Jesu)
der Schwestern der heiligen Kindheit Jesu und
der Kreuzschwestern.

Welch ein imposantes Heer von Priestern und Ordenspersonen, von Jünglingen und Männern, Jungfrauen und Frauen — alles in allem: 6392 Welt- und Ordenspriester, Kleriker, Novizen und Laienbrüder, Klosterfrauen und Ordensschwestern — die sich freiwillig, freudig und vorbehaltlos dem Dienste Jesu und seiner heiligen Kirche hingegeben, die in heiliger Begeisterung für ihr und der Nächsten Seelenheil den ehelosen Stand erwählt, die auf die vergänglichen, irdischen Güter Verzicht geleistet, um dafür die unvergänglichen, himmlischen zu erlangen!

Und wer stellt dieses Heer auf die Beine, wer erhält es komplet und sorgt für dessen Unterhalt? Das christgläubige, kirchentreue, echt katholische Volk. Die christlichen Familien, die christlichen Väter und Mütter, die ihre Kinder in der Gottesfurcht erziehen, sie Jesu und Maria aufopfern und vor Verführung bewahren; die christlichen Eltern, die sich glücklich schäzen, hochbegnadigt fühlen und unendlich freuen, wenn eines oder mehrere ihrer Kinder den Priester- oder Ordensstand erwählen. Es gibt in Tirol gar manche Familien, aus denen fünf oder sechs, ja selbst alle Knaben Priester werden, oder sämmtliche Töchter ins Kloster treten. Ich kenne zwei nahe miteinander verwandte Familien, die im Laufe eines Menschenalters der Kirche zehn Priester, Ordensleute und Klosterfrauen schenkten. Hall, im Unterinntal, eine Stadt, die anno 1888, laut Schematismus der Diözese Brixen, 5436 Seelen zählte, wird der Kirche wohl die meisten Priester schenken; im Jahre 1889 lebten 63 Priester, die in Hall geboren worden waren. In jedem größeren Orte Tirols gibt es mehrere Personen, Manns- und Weibsleute, die um des Himmelreiches willen, um Gott besser dienen zu können und aus reiner Begeisterung für den jungfräulichen Stand, ledig bleiben. Nach dem Rate des heiligen Paulus (I. Kor. V_I.) und der ausdrücklichen Lehre der katholischen Kirche, daß der ledige Stand vollkommener als der Ehestand ist, verzichten

sie auf das, wornach der große Haufe lechzt und rennt, was in Wort und Bild, in Prosa und Versen, in Romanen und Novellen, auf dem Theater und in den feuilletons der Zeitungen so reizend und verführerisch dargestellt, gepriesen und verherrlicht wird, in der Wirklichkeit aber sehr oft einen gar prosaischen und tragischen Verlauf nimmt und jämmerlich und mit Verzweiflung endet. In großen Städten zählen diejenigen, die aus freiem Entschluß und in der oben angegebenen Absicht ledig bleiben, nach Hunderten, und ich sage, es ist für Tirol schon in sozialer Beziehung eine sehr große Wohltat, daß so viele Personen den ledigen Stand erwählen, denn Tirol ist, weil Gebirgsland und sich, größtenteils, ja fast ausnahmslos, von Landwirtschaft und Viehzucht nährend, im ganzen und großen kein reiches Land; würden also nicht viele seiner 949.072 Bewohner den jungfräulichen Stand erwählen, so müsste sich in sehr kurzer Zeit eine Übervölkerung mit all ihren schlimmen Folgen, namentlich Pauperismus, Proletariat und kommunistischen Bestrebungen einstellen, wovor Gott Tirol in Gnaden bewahren möge. Tirol ernährt seine Bewohner schon jezt spärlich, kümmerlich und mit harter Not, wie also erst dann, wenn es 7—8000 Familien mehr ernähren sollte? Dann bliebe den Stiefkindern Fortunas, den s. g. Enterbten, nur die Wahl zwischen dem Hungertyphus und der Auswanderung nach Amerika.

Der zweite Grund, warum in Tirol sehr viele Jünglinge den Priester- oder Ordensstand wählen, sind die vorhandenen Knabenseminare und die von geistlichen Orden unterhaltenen und besorgten Gymnasien, die das Öffentlichkeitsrecht besizen und den vom Staate unterhaltenen und von weltlichen Professoren besorgten Gymnasien bezüglich der Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft in keiner Weise nachstehen, bezüglich der auf dem Gebiet der eigentlichen Pädagogik erzielten Erfolge aber denselben weit überlegen sind.

Der dritte Grund, welcher zur Erklärung der in Frage stehenden Erscheinung wesentlich beiträgt, ist die Resistenz, welche die Tiroler dem neuen, konfessionslosen Schulgeseze vom Jahr 1869 entgegensezen. Dasselbe wurde von dem Tiroler Landtage niemals anerkannt, und darum mussten sowohl die vom Staate zur Leitung und Beaufsichtigung der gesezlich konfessionslosen Schulen provisorisch eingesezten Behörden als auch das Lehrerkollegium der Präparandien und die Lehrer neuärarischer Gesinnung sehr behutsam verfahren, um die, Gegenwehr leistenden und der konfessionslosen Schule sehr abholden Tiroler nicht vor den Kopf zu stoßen und zu erbittern. Wenn also die durch Beschluß einer liberalen Mehrheit des Reichsrates von der Staatsregierung eingeführte konfessionslose Schule in Tirol noch nicht in auffällig verheerender Weise gewirkt hat, d. h.

den christlichen Glauben, die Kirche und die religiösen Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten der Tiroler nicht offen und systematisch bekämpft, so ist das nicht auf die Rechnung des konfessionslosen Schulgesezes, sondern der klugen Rücksichtnahme auf die bestehenden und einstweilen unüberwindlichen, also zu respektierenden oder wenigstens zu tolerierenden Verhältnisse zu sezen. Sollte das erwähnte Schulgesez rücksichtslos, systematisch und konsequent in Tirol durchgeführt werden, dann würde es, namentlich in Verbindung mit der allgemeinen Wehrpflicht, unfehlbar einen tödlichen Rückschlag auf den Nachwuchs des Klerus ausüben, es müsste ein drückender Priestermangel eintreten. Der Priestermangel ist stets die Folge ungünstiger religiöser, kirchlicher oder sozialer Verhältnisse und Zustände. Als die Reformation auch in Tirol Eingang gefunden hatte, wollte kein Jüngling mehr Theologie studieren, Weltpriester oder Ordensmann werden. Im Jahre 1529 beklagte sich der Bischof von Brixen, Georg III., Herzog von Österreich, bitter darüber, daß seit vier Jahren im ganzen Bistum nicht mehr als zwei Jünglinge die Priesterweihe empfiengen!! Hier ligt ja der klarste Beweis auf der Hand, daß die Untergrabung des Christentums, die Vernichtung der göttlichen, kirchlichen und staatlichen Autorität, die falsche Aufklärung und die Emanzipation des Fleisches, die Knabenseminare, die theologische Fakul-

tät und die Priesterseminare auf den Aussterbeetat setzen. Gott hört nicht auf, vielen Knaben und Jünglingen den Beruf zum Priesterstande zu verleihen, aber ob dieser Beruf in ihnen geweckt wird, ob sie diesen Beruf ergreifen, das hängt von sehr vielen Umständen und Verhältnissen, namentlich vom freien Willen der Berufenen ab. In ungläubigen, verlotterten Familien, in konfessionslosen Schulen, in gelehrten Mittelschulen, wo das Antichristentum, der Haß gegen Kirche und Klerus, der Pantheismus, der Darwinismus und Epikuräismus auf dem Katheder sitzen und fulminante Vorträge gegen Aberglauben und Götzendienst, Geistestyrannei und mönchische Selbstpeinigung, Frömmelei und religiösen Fanatismus, Inquisition und jesuitische Leisetreter halten, durch das heillose Kneipen und Korpsburschenwesen, durch den Besuch des Theaters und die Lektüre schlüpfriger Romane und Novellen, liberaler Zeitungen und giftgeschwollener Logen- und Judenblätter, durch die Schwärmerei für den Olymp und das triviale Götterleben, für die antiken und modernen Klassiker, für „Frauenkult“ und „gesunde Sinnlichkeit“ — daß Gott erbarm! — kurz, durch all diese feindlichen Mächte geht der Beruf zum Priesterstande verloren. Und nicht selten ist es der Fall, daß solche Subjekte, die entweder durch eigene oder fremde Schuld um den ihnen von Gott verliehenen Beruf zum Priesterstande gekommen sind, die rabiatesten

Wüteriche gegen Gott und das Christentum, gegen die Kirche und ihre Diener werden.

Es war ein sehr schlimmes Zeichen, daß im Jahre 1847 nur 16 Priesteramts-Kandidaten ins Seminar zu St. Peter eintraten, nachdem das Konvikt schon fünf Jahre lang bestanden hatte. Wie sollten denn 16 Hilfspriester genügen, um all die Lücken auszufüllen, die der Tod in den Klerus des großen Bistumes Freiburg gerissen, das damals zirka 800.000 Katholiken zählte! Es traf also erst auf 50.000 Katholiken einen Priester, d. h. von 50.000 Katholiken sollte blos Einer den Beruf zum geistlichen Stande gehabt haben!

In Tirol mit Vorarlberg trifft es gegenwärtig einen Priester auf 302 Seelen (denn die Seelenzahl beläuft sich auf 949.072 und jene der Priester auf 3145), im Bistum Freiburg aber 1 Priester auf 863 (denn die Zahl der Katholiken beläuft sich auf rund 950.000 und jene der Priester rund auf 1100.) Als ich in die Seelsorge eintrat, kam es häufig vor, daß ein Pfarrer oder Pfarrverweser zwei selbständige Pfarreien jahrelang vollständig pastorieren musste, und daß viele Geistliche, jahraus jahrein, an allen Sonn- und Feiertagen binieren mussten. Es war ein harter, aufreibender Dienst, dem jährlich einige Priester in der Blüte der Jahre zum Opfer fielen. Am beschwerlichsten waren jene Posten, die viele Filiale und Schulen zählten, z. B. Schönau im Wiesentale

mit **dreißig** Filialen und **elf** Schulen, Gengenbach mit vier großen, weit entlegenen Filialen, vielen Zinken und **acht** Schulen u. s. w. nebst jenen großen Städten Badens, die, außer mehreren Volksschulen, noch etliche Pensionate, Institute, Spitäler, eine Anstalt für verwahrloste Kinder, ein Zuchthaus u. s. w. hatten. Es war eine beständige Hezjagd unter der Woche von Schule zu Schule, vom Versehgang ins Institut, vom Spital ins Zuchthaus, und am Sonntag vom Pfarrort in das oder jenes Filial, zwischen Altar, Kanzel und Beichtstuhl. Dazu kam noch eine endlose Schreiberei, Führung der bürgerlichen Standesbücher und der Kirchenbücher, Anfertigung tabellarischer Übersichten fürs Physikat, Amtsrevisorat und Bezirksamt, Fertigung von Zeugnissen und Auszügen aus den Standesbüchern, Korrespondenz mit Pfarrämtern wegen auswärts Geborenen, Verstorbenen, Verehelichten, Schul- und Christenlehrpflichtigen, Beantwortung der notamina über verschiedene Fondsrechnungen, Stiftungssizung und Erledigung verschiedener Vereinsangelegenheiten oder Bruderschaften. Endlich, nachdem die Sonne längst untergegangen, erwartete den total erschöpften, schachmatten Priester noch ein Vergnügen oder eine Erholung ganz eigener Art: das officium breviarii, und zwar vom «Aperi Domine os meum» bis zum «Sacrosanctae et individuae Trinitati». Am rührendsten nahm sich dieses officium aber namentlich dann aus, wenn es

in der Fastenzeit de dominica currente mit den zwölf Psalmen der I. Nokturn zu persolvieren war. Doch fast hätte ich mich hier aufs liturgisch-aszetische Gebiet verirrt, darum solls schnell zum Rückzug blasen.

Seit Menschengedenken war in mancher Stadt und in manchen Orten des Freiburger Bistums kein Jüngling Priester geworden! Welch ein Armutszeugnis, welch klägliches testimonium phthisis religiosae! Und dennoch gab es damals noch viele durch und durch christliche, gottesfürchtige Familien, deren Söhne studierten, deren Söhne, so lange sie im elterlichen Hause lebten, Lust und Liebe zum Priesterstande an den Tag legten, und deren Eltern sehnlich wünschten, sie möchten den geistlichen Stand erwählen. Rätselhaft und unerklärlich möchte es darum erscheinen, warum nur Einer von 50.000 Katholiken Priester wurde. Wer aber die zur Linken liegenden Blätter dieses Buches aufmerksam gelesen, der besizt den Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels.

Das Konvikt war ein verfehltes Unternehmen, weil: 4. in den zwei größeren Studiersälen 10 bis 15 Theologen zusammengepfercht waren, die einander am Studieren hinderten, einander neckten und aufzogen. Unter den Studenten des ersten Kurses waren mehrere schalkhafte, urkomische und geschwäzige Naturen, Anekdoten-Jäger, Possenreißer und Spottvögel, die ihr loses Spiel auch während der Studierzeit trieben, das silentium störten und

jedes ernste, anhaltende Studium zur Unmöglichkeit machten. Diesem Übelstande wäre dadurch sehr leicht und gründlich abzuhelfen gewesen, daß die drei großen Studiersäle in 12 bis 15 einzelne Zimmer umgewandelt worden wären, die dann 24 beziehungsweise 30 Konviktoren als Studierzimmer hätten zugewiesen werden können. Zwei einander schon befreundete, gleich-gesinnte und gestimmte Theologen würden, ein Zimmer gemeinsam bewohnend, einander im Studium nicht gestört haben. Solche Theologen, denen es mit dem Studium ernst war, und die Vermögen besaßen, verließen auch gar bald, aus dem angegebenen Grunde, das Konvikt und mieteten in der Stadt ein ruhiges Quartier, in welchem sie sich ungestört dem Studium der Theologie hingeben konnten. Je zwei, drei oder höchstens vier Studenten des II. und III. Kurses bewohnten gemeinschaftlich ein Zimmer, ja ein Student des ersten Kurses, ein alter, kränklicher Mediziner, der sehr unreinlich war, den ganzen Tag Tabak rauchte, dazu Kaffee trank und Opiumpillen verschluckte und der aus purer Verzweiflung sich der Theologie, als der ultima spes, an den Hals gehängt hatte, genoß das Privilegium, einen großen Studiersaal allein bewohnen und in demselben schlafen zu dürfen. Man brauchte nicht Prophet zu sein, um mit aller Bestimmtheit vorhersagen zu können, daß jener alte Mediziner, wenn er auch Priester

werden sollte, gar bald der Kirche zur Last fallen und als Tischtitulant das Zeitliche segnen würde.

Ich bemerke noch schließlich, daß die Hausordnung im allgemeinen den obwaltenden Umständen angepasst war und entsprach, daß es uns aber eine schwere Überwindung kostete, dieselbe zu befolgen, was jedoch oft genug auch nicht der Fall war, und daß die beiden Direktoren, Fidel Haiz, der aber wenig fidele Tage im Konvikt erlebt haben mag, und der berühmte Volksschriftsteller Alban Stolz, die zu meiner Zeit die absonderlichen Theologen des ersten Kurses zu hüten hatten, eine wenig beneidenswerte Stellung zwischen uns leichtlebigen, ungebändigten, in der Blüte der Flegeljahre stehenden Studenten und der oft übel berichteten und aus sehr heterogenen Elementen zusammengesezten Aufsichts-Kommission einnahmen. Ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß, wenn die ausgezeichneten und heiligmäßigen Pädagogen: Gerhard Groot, Johann de la Salle und Don Bosco oder die wirklich Heiligen: Josef Calasanza und Philipp Neri Direktoren des Konviktes gewesen wären, sie sehr wenig ausgerichtet haben würden, ja wenn Gott Vater selbst auf dem „Salzbüchle“ des Freiburger Schloßberges eine unübertreffliche Hausordnung verfaßt, dieselbe in Stein gemeißelt und dann durch die drei Erzengel Michael, Gabriel uud Raphael ins Konvikt hätte tragen und dort vor aller Augen aufhängen lassen, und wenn

er die genannten drei heiligen Erzengel zu Hütern und Wächtern derselben ernannt und einen derselben als Direktor und die zwei andern als Repetitoren aufgestellt hätte; so wäre es gewiß nicht zum Biegen, wohl aber zum Brechen gekommen. Es gibt eben Individuen und Subjekte, über die Weisheit und Kunst, göttliche und kirchliche Autorität, sittliche Virtuosität und Heiligkeit nichts vermögen.

Was nun die

theologische Fakultät

anbelangt, so muß freudig anerkannt werden, daß sie, nach überstandener schwerer Krankheit, durch die Berufung der ausgezeichneten Gelehrten Hirscher und Staudenmaier, im Jahre 1837, ihre Auferstehung feierte, zu löblichem Ruf und einer gesteigerten Frequenz gelangte. Bevor die genannten Männer die Lehrkanzeln der zwei sehr wichtigen theologischen Fächer, der Dogmatik und Moral, bestiegen, herrschten bei der theologischen Fakultät unerhörte, ganz verzweifelte Mißstände, indem nämlich die Kirchengeschichte, die Moral und das Kirchenrecht von Männern vorgetragen wurden, die dem positiven Christentum den Rücken gekehrt hatten, die Kirche, Disziplin und Hierarchie angriffen, lästerten und untergruben und sich bestrebten, aus den Theologen und zukünftigen Priestern ein rabiates, antichristliches Frei-

schärler-Korps heranzubilden. Der Lehrstuhl des Kirchenrechtes blieb nach der Berufung Hirschers und Staudenmaiers noch einige Jahre durch den halbverrückten Professor Amann besezt, den die Bibliotheks-Kommission schon 1839 als wahnsinnig erklärt und als Oberbibliothekar abgesezt hatte.

Die Universität Freiburg ist eine eminent katholische Stiftung. Erzherzog Albert, der sie errichtete, sagt im Stiftungsbrief vom 28. August 1456: „. . . So schetzen wir zuuoran (vornehmlich) seinen götlichen gnaden anneme (angenehmen) Dienst vnd gevallen zubeweisen, in solchem dadurch seiner Allmechtigkait an (ohne) vnderlaß lob vnd ere begangen wirdet. Auch die Muter der heiligen Cristenhait darob trost enphahnt vnd dem herligen Cristenlichen Glauben gegen seinem viderstannd hilff und Rettung dauon erstehen mügen." Also vornehmlich zur Ehre Gottes und zur Befestigung, Erhaltung und Verteidigung des christlichen Glaubens stiftete Erzherzog Albert die Universität Freiburg, er erbat sich dazu, laut desselben Stiftungsbriefes, päpstliche Vollmacht und Genehmigung (von Calixt III.) und unterstellte sie der Aufsicht des jeweiligen Bischofes von Constanz (erstmals des Bischofes Heinrich). Der Stiftungsbrief tut allerdings des katholischen Glaubens und der katholischen Kirche keine Erwähnung, und zwar aus dem Grund, weil es zur Zeit der Stiftung der Freiburger Universität noch keinen

Protestantismus gab, also die Worte „christlich“ und „katholisch“ ganz dasselbe bezeichneten. In der Errichtungsbulle des Papstes Calixt III., vom 18. April 1455, heißt es ausdrücklich: die Universität Freiburg seie gestiftet «ut ibidem simplices erudiantur ac fides catholica dilatetur», zum Unterricht der Unwissenden und zur Ausbreitung des katholischen Glaubens.

Zur Zeit der Reformation zeigten sich einige Professoren geneigt, von der katholischen Kirche abzufallen, doch blieb weitaus die Majorität des Lehrkörpers derselben treu. Auf Religion und Sittlichkeit wirkte damals sehr verderblich die Schwärmerei für die klassische Literatur der Alten, die s. g. humanistischen Studien, die gewöhnlich in einen erbitterten Vernichtungskrieg gegen das positive Christentum ausarteten. Aber noch verheerender zeigten sich später die Folgen der Lektüre der französischen Enzyklopädie, die, Hand in Hand mit dem Humanismus, die christlichen Altäre zu zertrümmern und ein modernes Heidentum einzuführen drohte. Dadurch verleugnete die Freiburger Universität dem Wesen nach ihren katholischen Charakter und entsagte ihrer stiftungsgemäßen Bestimmung: der Hort und Schild des katholischen Glaubens zu sein. Zum Beweise dessen führe ich an, daß alle Fakultäten wetteiferten, die Gegenwart der Prinzessin Marie Antonie, der Tochter der Kaiserin Maria Theresia und Schwester des

nachherigen Kaisers Josef II., die mit dem französischen Kronprinzen Ludwig verlobt war und auf ihrer Reise nach Paris, 1770, nach Freiburg kam, auf echt heidnische Weise zu fetieren. Die von der Universität auf dem Franziskanerplaz errichtete Triumphpforte trug lediglich solche Inschriften, in welchen heidnische Götter und Göttinnen redend auftraten und um Schuz, Gnade und Segen für die Braut aus dem Habsburg'schen Hause angewinselt wurden. Zeus, Venus, Cupido, Amor, Hymen, Grazien, Nymphen, Tritonen ꝛc. traten handelnd auf und wurden bei dem veranstalteten pompösen Triumphzuge von Professoren und Studenten theatralisch dargestellt. Man glaubte sich in das heidnische Athen oder Rom versezt. Auch nicht Eine christliche Idee, nicht Ein kirchliches Symbol, Wort oder Bild durfte es wagen, auf der Bildfläche dieses durch und durch paganistischen Schauspiels zu erscheinen. Der ganze, der Universität zur Schmach gereichende und im höchsten Grad Ärgernis gebende heidnische Hokuspokus findet sich ausführlich dargestellt in der „Beschreibung der Ehrenpforte, welche bei Gelegenheit der Durchreise Ihrer Königlichen Hoheit der Dauphine Erzherzoglichen Österreichischen Prinzessin Antonie von der hohen Schule zu Freiburg im Breisgau errichtet worden." Druck und Verlag von Joh. Andreas Satron. 1770.

Bis zum Jahre 1784 hatte die Freiburger

Universität ihren Charakter als eine ungemischte, rein katholische Hochschule insofern bewahrt, daß niemals ein Professor angestellt worden war, der nicht katholisch gewesen, in dem genannten Jahre aber, als die josefinische Aufklärung in Deutschland zur herrschenden Mode wurde, und nachdem auch in Freiburg, 1783, ein Generalseminar nach dem von dem berüchtigten Abte und Kulturförster Rautenstrauch aufgestellten Muster eingerichtet worden war, wurde der Protestant Johann Georg Jacobi, ein allerdings friedliebender und toleranter Mann, als Professor der schönen Wissenschaften an die Universität berufen und einige Jahre später sogar zum Prorektor gewählt. Damit war in die Stiftungsurkunde Alberts eine verhängnißvolle Bresche geschossen, der Charakter der Universität war preisgegeben, immer häufiger hielten protestantische und auchkatholische Professoren mit fliegender Fahne ihren Einzug in die ausschließlich katholische Stiftung, und in kurzer Zeit war sie eine konfessionslose Staatsanstalt, die bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die katholische Kirche mit bullboggartigem Ingrimme anfiel. Der ausgezeichnete Rechtsgelehrte Karl von Rotteck, der nichts weniger als ultramontan, aber ein aufrichtiger und ehrlicher Mann war, sagte, anläßlich maßloser Übergriffe protestantischer Professoren der Freiburger Universität: „Wir haben euch Protestanten gastlich bei uns aufgenom-

men, ihr werdet uns aber noch zu unserm eigenen Hause hinauswerfen."

Die Urkundenfälschung des Rektors der Wiener Universität scheint an allen stiftungsgemäß katholischen Hochschulen ansteckend gewirkt zu haben. Die „Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien" von Kink, I[a] 308 und 315, berichtet nämlich: Kaspar Piripach, Rektor der Universität zu Wien, habe, anno 1568, aus der Ferdinandeischen Reformations-Urkunde vom 1. Januar 1554 das Wort „katholischen" Glauben ausradiert und an dessen Statt „christlichen" Glauben hineingeschrieben. Selbst Kaiser Maximilian II., welcher der katholischen Kirche gegenüber eine höchst zweideutige Stellung einnahm, dem Protestantismus direkt und indirekt Vorschub leistete und für seine Person, sowohl in mündlichen Äußerungen als auch im Leben mehr Protestant als Katholik war, duldete es, daß die Universität Wien während seiner Regierung faktisch paritätisch und ein wahres Seminar irrgläubischer Neuerungen wurde. Jetzt ist sie längst interkonfessionell, da nach genauen statistischen Ausweisen von den circa 6000 Studenten derselben 2000 jüdischer Religion sind. Von den Professoren der medizinischen Fakultät sind zwei Fünftel und von den Studenten zwei Drittel Juden! Es dürfte also die Zeit nicht mehr fern sein, in welcher auch ein jüdischer Piripach sich in der Radierungskunst versucht, indem er das, 1568 unter-

schobene Wort „christlich“ fein säuberlich ausradiert und dafür „israelitisch“ substituiert. Angesichts der bekannten und sprüchwörtlich gewordenen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit der Kinder Abrahams und der grenzenlosen Indifferenz- und Toleranzduselei der Christen dürfte es kaum überraschen, wenn der, von Rudolf IV., anno 1365, gestifteten Wiener Universität der Charakter einer israelitischen Hochschule beigelegt würde. Wenn, was bald der Fall sein dürfte, die Majorität der Professoren und Studenten an den weltlichen Fakultäten den Israeliten zugefallen sein wird, dann ist die Wiener Hochschule ohnehin faktisch eine semitische Anstalt. Ist der nervus rerum in verhältnißmäßig kurzer Zeit in den Besitz der Juden übergegangen; warum sollte es denn nicht möglich sein, daß auch der spiritus rector ihre Domäne wird? Was St. Paulus an die Korinther geschrieben, II. Kor. XI. 20.: „Ihr ertraget es, wenn einer euch unterjocht, wenn einer euch aufzehrt, wenn einer von euch nimmt, wenn einer sich erhebt, wenn einer euch ins Angesicht schlägt,“ das gilt auch von Nicht-Korinthern, namentlich von jenen Katholiken, die sich ohne Gegenwehr wohlerworbene oder stiftungsgemäß besessene und verbriefte Rechte entreißen lassen.

Wie viele Fürsten protestantischen und katholischen Bekenntnisses haben sich nicht einmal die Mühe genommen, aus einer Menge katholischer Stiftungs-

urkunden das Wort „katholisch“ auszuradieren, sondern durch einen Machtspruch ihrer sich beigelegten und faustrechtlich ausgeübten unumschränkten Regierungsgewalt über Staat und Kirche haben sie die Katholiken aus ihrem wohlerworbenen und verbrieften Besitzstande hinausgeworfen und ihr Vermögen sequestriert!

Infolge davon, daß die großherzoglich badische Staatsregierung die Freiburger Universität ihres katholischen Charakters beraubte, ihre Autonomie auf ein Minimum einschränkte, aufgeklärte, dem Christentum und der Kirche spinnenfeindlich gesinnte Professoren der Theologie ernannte, rief sie einen höchst beklagenswerten Zustand in der theologischen Fakultät hervor und überschwemmte das Bistum Freiburg mit „aufgeklärten“, unkirchlich gesinnten und heiratslustigen Priestern. Diese anscheinend herben und derben Worte versündigen sich durchaus nicht gegen die bare Wirklichkeit, was eine wahrhaftige Schilderung des vorhandenen Tatbestandes beweisen wird. Ich führe in Kürze folgendes an.

Reichlin-Meldegg, einem freiherrlichen Adelsgeschlechte Baierns entsprossen, wurde schon mit 24 Jahren Hilfslehrer der Kirchengeschichte an der Universität Freiburg, und in welchem Geiste trug er die Kirchengeschichte, nota bene die christkatholische Kirchengeschichte vor? In der denkbar skandalösesten Weise. In einer enorm weitschweifigen Einleitung

wurde zuerst die Geschichte Roms von Romulus bis Tiberius, dann jene des heidnischen Kultus und Ritus Roms, dann jene aller philosophischen Systeme der Griechen und Römer und endlich jene der Israeliten von Abraham bis Christus vorgetragen!! Dann wurde das Christentum anatomisch mit dem Seziermesser zergliedert. Der Stifter desselben war nichts mehr und nichts weniger als ein purer Mensch, ein Jude, der Sohn Josefs und Marias. Er akkommodierte sich und seine Lehre den Anschauungen, Wünschen und Hoffnungen der Juden. Seine s. g. Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt sind blos sinnbildlich und moralisch zu verstehen. Die Christen besaßen in den ersten Jahrhunderten keine eigentliche Dogmatik u. s. w. So und ähnlich war damals und unmittelbar vorher im Zeitalter der Aufklärung, des Lichtes und des Fortschrittes die Kirchengeschichte an der theologischen Fakultät der Hochschulen beschaffen.

Um noch ein eklatantes Beispiel der absurdesten Darstellung der Kirchengeschichte anzuführen, lasse ich den Kirchenhistoriker Franz Berg, den leider der sonst untadelhafte und entschieden katholische Fürstbischof von Würzburg Franz Ludwig Erthal, anno 1790, an der dortigen Universität angestellt hatte, aus seiner, 800 Manuskriptbogen umfassenden Kirchengeschichte, die noch vorhanden ist, eine kurze Vorlesung halten. Im Abschnitt: „Jesus von Nazareth",

salbaderte er also: „Der Urheber des Christentums kann vor der Hand nur mit allgemeinen Zügen bezeichnet werden, soferne aus den Urkunden des Christentums nur das dokumentarisch Gewisse und von äußerlicher Zeugenautorität Unabhängige herausgehoben und zusammengestellt wird. Aus Nazareth, von gemeiner Herkunft, etwa dreißig Jahre alt, trat er im fünfzehnten Regierungsjahre des Tiberius öffentlich auf, um auf seine Nation zu wirken. (Wie fad und erlogen, da die Urkunden des Christentums, die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, den unumstößlichen Beweis erbringen, daß Jesus Christus Gottes Sohn gewesen, der aus Maria der Jungfrau, Mensch geworden, um die gefallene Menschheit zu erlösen und ihr die ewige Seligkeit zu verdienen. Doch dessen tut die Berg'sche Kirchengeschichte von A bis Z mit keiner Silbe Erwähnung!) Er hatte noch einen Mann neben sich, mit dem er in Berührung kam; (welche Grammatik und Logik!) Johannes, eines Priesters Sohn, hatte in Galiläa und Judäa einen weit verbreiteten Ruf.

Auch Josephus, der von Jesus von Nazareth nichts meldet, denn die eingeschobene Stelle (bei Flavius Josephus)*) beweist nur, daß man sich

*) Die betreffende Stelle befindet sich in seinem Werke „Die jüdischen Altertümer", XVIII. 3. 3. Keiner der alten Kirchenväter und Kirchenschriftsteller, z. B. Eusebius und Hiero=

dieses befremden ließ und gern ein Zeugnis von Josephus gehabt hätte, gedenkt dieses Johannes auf sehr vorteilhafte Weise. Er hieß Johannes, der Täufer,

---

nymus haben an der Echtheit fraglicher Stelle gezweifelt. Erst in neuerer Zeit erschien sie manchen Gelehrten verdächtig und unterschoben, doch offenbar nicht wegen schwerwiegenden Bedenken und Anständen einer unparteiischen, vorurteilsfreien Kritik, sondern vielmehr wegen religiöser, dogmatischer Antipathie. Sie konnten es nicht verwinden, daß ein jüdischer, gelehrter Schriftsteller, der blos vier Jahre nach Christi Tod in Jerusalem geboren worden, bezeugt haben sollte, daß Jesus Wunder wirkte, Christus, d. h. der verheißene Messias, war und den Aposteln am dritten Tage nach seinem Tod lebendig erschien. Diese Stelle heißt, nach der Übersetzung des heiligen Hieronymus aus dem Urtexte: «Eodem tempore fuit Jesus vir sapiens, si tamen virum oportet eum dicere. Erat enim mirabilium patrator operum et doctor eorum, qui libenter vera suscipiunt; plurimos quoque tam de Judaeis quam de gentibus sui habuit sectatores et credebatur esse Christus. Quumque invidia nostrorum principum cruci eum Pilatus addixisset, nihilominus qui eum primum dilexerant, perseveraverunt. Apparuit enim eis tertia die vivens; multa et haec et alia mirabilia carminibus Prophetarum de eo vaticinantibus. Et usque hodie Christianorum gens, ab hoc sortita vocabulum, non defecit» Flavius Josephus berichtet und bezeugt also: daß Christus Wunder wirkte, für den verheißenen Messias gehalten wurde, aus Neid der vornehmsten Juden (der Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer) angeklagt und von Pilatus zum Kreuzestode verurteilt wurde; daß er am dritten Tage nach seiner Grablegung seinen Aposteln lebendig erschien, die, wie ehedem die Propheten, viel Wunderbares von ihm verkündeten.

gab sich (!) den Beruf, wie ein alter Prophet, das Volk auf bessere Wege zu bringen und der Moral eine mehr moralische Richtung zu geben; zum Zeichen der Bekehrung bediente er sich, gleich den Essäern, des Symbols eines Bades, einer der alten Welt bekannten Lustration. Man kann eben daher den essäischen Anstrich an Johannes nicht verkennen, wenn sich gleich nicht sagen läßt, er sei ein Mitglied dieser Gesellschaft gewesen. Taufe mit moralisch-religiöser Tendenz, Einsamkeit in der den Essäern bekannten Wüste, strenges Leben, Genuß der einfachsten Kost, die ihm die Wüste bot, alles kündet den Essäer an, nur darin unterscheidet er sich, daß er sich nicht ganz von der Welt zurückzog und auf die Sinnesänderung der Menschen hinarbeitete. Er fand beim

---

und daß es bis heute (d. h. bis zur Zeit des Flavius Josephus) Christen, die sich nach ihm (nach Christus) nennen, gegeben habe.

Wie hätte der Archäolog und Geschichtschreiber Flavius Josephus, der in seinen „jüdischen Altertümern", XVIII. 5. 2., des Johannes Baptista, und XX. 9. 1. des zitierten Werkes, des Apostels Jakobus gedachte, Jesum mit Stillschweigen übergehen können! Das ist nicht nur höchst unwahrscheinlich, sondern geradezu undenkbar. Übrigens hat der hochgelehrte und scharfsinnige Huet, der Bischof von Avranches und, mit Bossuet, Erzieher des französischen Dauphin Ludwig war, in seiner «Demonstratio evangelica» siegreich die Echtheit der angeführten Stelle verfochten. Daß der antichristliche und rationalistische Kirchengeschichts-Professor Franz Berg sich dagegen dahin aussprach, jene Stelle seie unecht, ist ganz und gar nicht verwunderlich, denn sie taugte nicht in seinen Kram.

Volk vielen Beifall. Sein Vetter (sonst nichts!) Jesus selbst stellte sich durch die Taufe unter die Schar der Johannesjünger (welche Verdrehung der klaren Worte der heiligen Schrift! Siehe: Matth. III. 13—17., XI. 2. 15. Markus I. 2—14. Lukas I. 76—79. III. 16. und 17. VII. 18—28. Joh. I. 20–37. III. 26—36!). Allein Jesus verband mit der moralischen Tendenz des Johannes die Ankündigung der Messiasschaft in seiner Person: das Reich Gottes ist nahe, und den liberalen Umgang mit Menschen ohne Unterschied; er verband damit eine schärfere Zensur der praktischen Religionsweise der Priester und Pharisäer, was dem theokratischen Charakter des Messias passte. Daher der Haß dieses mächtigen Ordens, der seinen Missionsberuf kritisiert; war er ja ein Galiläer, und als solcher vor dem Nationaldünkel der eigentlichen Juden dieser Würde nicht fähig!

Eben diese sonst mit Sehnsucht gewünschte Messiasschaft lieh den Punkt, woran beleidigte Priester und Pharisäer ein Intriguenspiel knüpften, das Jesus verderben sollte. Sie opferten ihre schönste dogmatische Idee, um den sittlichen Reformator der Priester und Pharisäer zu opfern. Wer sich für einen Messias ausgibt, ist nach dem Staatsrecht der Römer ein Empörer gegen den Imperator. Angeklagt des Hochverrates bei Pilatus, starb Jesus am Kreuz. Wenn aber der Tod dem Johannes, der nur das

moralische Interesse im Aug hatte, Ehre brachte, so schien der Tod Jesu, der außer dem moralischen Zwecke noch das messianische Reich sich vorgesteckt hatte, nur Schande und unvermeidliche Zerstörung des lezten Planes zu bringen. Ein gekreuzigter Messias, welch ein Widerspruch in den Augen der Juden! Allein eben sein Tod gab der Sache eine höchst unerwartete Wendung. Die durch den Tod Jesu verschüchterten Jünger, eine geringe Zahl und ein gemeiner Haufe, Fischer, Galiläer, ein Zöllner und etliche Frauenspersonen erschienen mit einemmale, verkündend, den Wiedererstandenen gesehen zu haben. Ungeachtet der Gegenrede der Priester und Pharisäer, die Jünger hätten den Leichnam Jesu aus dem Grabe entwendet, um sagen zu können, er sei erstanden, fand diese Erzählung bei vielen Glauben, die sich sogleich durch die Taufe — dieser Johanneische Einweihungsritus ward beibehalten — (es gab also kein heiliges Sakrament der Taufe, Jesus hat keine Kirche gestiftet und den heiligen Geist nicht gesendet!) zur Buße und zum Glauben an den Messias Jesus bekannten. Man erstaunte, daß diese armen Fischer nicht zu ihrer Arbeit zurückkehrten, und hielt es für unmöglich, daß sie einmütig einem Traume oder Gesicht die Ruhe ihres Lebens aufopferten und ihr Leben selbst für den wagten, der sie betrogen hätte." Siehe „Franz Berg, geistlicher Rat und Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg",

von J. B. Schwab. Seite 155—157. Auf solch unwissenschaftliche, schmachvolle und verräterische Weise mißhandelten Priester, Professoren, Doktoren der Theologie, die bei Empfang der Priesterweihe die confessio tridentina beschworen hatten, die eidlich gelobt hatten, den Glauben an Jesum Christum und sein Evangelium zu verkündigen und seiner Kirche unverbrüchlichen Gehorsam zu leisten, den Sohn Gottes und Welterlöser, seine Apostel und die Heilsanstalt, die er gegründet hat! Auf diese Weise unterrichteten sie in einem der wichtigsten Fächer der Theologie ihre Zuhörer, die dereinst als Priester das Evangelium im Sinn und Geist der Kirche auf der Kanzel, in der Christenlehre und Schule verkündigen sollten!

„Aber um Gottes willen“, wirst Du fragen, „hat denn der Erzbischof von Freiburg, dem diese himmelschreiende Kirchengeschichts-Folterung durch Reichlin-Meldegg gewiß nicht verborgen blieb, dagegen nicht feierlich protestiert und bei der großherzoglich badischen Regierung die Entfernung des genannten Professors beantragt, d. h. kategorisch verlangt? Allerdings hat Erzbischof Bernhard Boll beides getan. Nachdem Reichlin-Meldegg die unsägliche Frechheit gehabt hatte, in der Aschaffenburger „Allgemeinen Kirchenzeitung“ vom 6. Juni 1830 einen mordbrennerischen Artikel gegen die katholische Kirche, ihr Dogma, ihre Disziplin und Hierarchie

erscheinen zu lassen und Vorschläge zur Verbesserung der „deutschkatholischen Kirche“ zu machen, und da fast gleichzeitig damit der I. Band seiner häretischen Kirchengeschichte erschienen war, wendete sich Bernhard Boll direkt an den Großherzog Leopold und bat dringend um schleunige Abhilfe. Zugleich legte er Reichlin-Meldegg, am 28. Juni des erwähnten Jahres, schriftlich drei Fragen vor, erstens: Ob er der Verfasser des I. Bandes der „Geschichte des Christentums“ seie? Zweitens: Ob er bereit seie, seine Irrtümer zu widerrufen? und drittens: das Glaubensbekenntnis zu erneuern? Frage 1 wurde von Reichlin-Meldegg mit ja, Frage 2 und 3 mit nein beantwortet, doch erklärte er sich — ganz analog der Gepflogenheit aller Häretiker — bereit, über die ihm zur Last gelegten irrtümlichen Ansichten und Aussprüche zu disputieren, was der Erzbischof aber selbstverständlich ablehnte. Da von Karlsruhe lange Zeit kein endgiltiger Bescheid eintraf, führte Reichlin-Meldegg selbst durch einen tollkühnen Schritt eine schnelle und definitive Lösung der Frage herbei: ob er als notorischer Häretiker und unversöhnlicher Kirchenfeind noch fürderhin Professor der christkatholischen Kirchengeschichte sein könne? Er erklärte nämlich, am 29. Februar 1832, öffertlich in der protestantischen Kirche zu Freiburg seinen Abfall von der katholischen und seinen Übertritt zur protestantischen Kirche. Nun wurde er an die Universität zu

Heidelberg mit der Weisung versetzt: sich aller höhnischen und lästernden Ausfälle gegen die katholische Kirche sowohl in schriftlichen Kundgebungen als auch in seinen Vorlesungen zu enthalten. Noch in demselben Jahre (1832) veröffentlichte er zwei Broschüren: „Sendschreiben an den Herrn Erzbischof Bernhard Boll“ und „Akt meines Übertrittes und mein Glaubensbekenntnis“, in welchen sich ein glühender Haß gegen die katholische Kirche Luft macht, und dem genannten Erzbischof Verleumdungen und Sottisen pöbelhaftester Art ins Gesicht geschleudert werden. Selbst Protestanten sprachen höchst mißbilligend und entrüstet über Reichlin-Meldeggs verräterisches Benehmen gegen die katholische Kirche, über seinen Abfall von derselben und seine brüske und insolente Behandlung des Erzbischofes Bernhard Boll aus. Der gewiß unverdächtige protestantische Theologe, Johann Heinrich Kurtz, fällt in seinem „Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte“, III. Aufl., S. 32, folgendes Urteil über die Leistungen und den Charakter Reichlin-Meldeggs: „Reichlin Meldeggs Verlästerung des kirchlichen Altertums, die er unter dem Titel einer Geschichte des Christentums zu Markt brachte, ist dem Inhalte nach ebenso leichtfertig und flach als der Form nach deklamatorisch und weitschweifig-langweilig. Sein Übertritt zur protestantischen Kirche war eine Schmach für diese, ein Triumph für die katholische.“

Heinrich Schreiber war von 1826 bis 1836 Professor der Moral, der Geschichte der Moral und der allgemeinen Religionslehre und gab bezüglich dieser Fächer zwei Schriften heraus: „Allgemeine Religionslehre nach Vernunft und Offenbarung“ und: „Lehrbuch der Moraltheologie“. Beide sind heterodox, in unkirchlichem Geiste geschrieben und widersprechen der kirchlichen Disziplin. Namentlich verwarf Schreiber in seinem „Lehrbuch der Moraltheologie“ den Zölibat des Klerus, indem er behauptete, derselbe seie „widernatürlich, widerrechtlich und unsittlich“. Erzbischof Ignaz Demeter setzte es endlich 1836 beim großherzoglichen Staatsministerium durch, daß Schreiber als Professor der Moraltheologie abgesetzt wurde, worauf ihn dasselbe zum Professor der historischen Hilfswissenschaften ernannte. Zur Zeit des Rongesturmes (1845) wurde Schreiber rongisch und suchte in der Broschüre „Deutschkatholisches“ (1846) das Rongetum zu rechtfertigen. Er trat, nachdem er während eines Menschenalters gegen den Zölibat geschrieben und vom Katheder herab gegen denselben gedonnert hatte, in den Ehestand, und nachdem sein Weib, das er blos aus Rücksichten und zur Satisfaktion geehelicht hatte, bald mit Tod abgegangen war, verheiratete er sich zum zweiten Male, was ihm aber notorisch sehr schlecht bekommen hat. Sein zweites, im Verhältnis zu ihm sehr junges Weib, das vom Zeitgeiste durch-

tränkt war, sezte ihm, wie man zu sagen pflegt, Hörner auf, infolgedessen es zur Ehescheidung kam, die für den alten, erotisch durchglühten Apostaten die unangenehme Folge nach sich zog, daß er dem von ihm getrennten Weib eine Pension ausbezahlen musste. Dieser schrecklich mißglückte Versuch, sich der erträumten Glückseligkeit des Ehestandes teilhaftig zu machen, kühlte den Enthusiasmus des langjährigen Kämpfers für die Aufhebung des Zölibates dermaßen ab, daß er weit unter den Gefrierpunkt hinabsank. Welche Ironie des Schicksals: Gerade das, wofür Schreiber all seine Kraft, seine Energie und sein Leben eingesezt, wofür er selbst seinen, bei der Priesterweihe geschworenen Eid gebrochen und von der katholischen Kirche abgefallen war, rächte sich so schrecklich und bitter an ihm! Er hatte gerungen und gekämpft und selbst seine Pflicht und sein Gewissen in die Schanze geschlagen — für ein Phantom, für einen Sodomsapfel! Gewiß hat sich der armselige Ehekrüppel, nachdem seine Luftschlösser in Dunst und Nebel sich aufgelöst, oft an die Bibelstelle bei Jeremias, XXXI. 30. erinnert, die da weissagt: „Jeglicher, der sauere Trauben ißt, deß Zähne sollen stumpf werden“, und an jene im Buch der Weisheit, XI. 17.: „Worin jemand sündigt, damit wird er auch gestraft.“

Heinrich Amann war Laie. (Reichlin-Meldegg und Schreiber waren, was übrigens, noch extra

zu sagen, kaum notwendig sein wird, Priester.) Er hatte die Rechtswissenschaft studiert und wurde, nach vorausgegangener dreimaliger Verwendung im Staatsdienst, im Jahre 1820 zum Professor des Zivil- und Kirchenrechtes an der Universität Freiburg ernannt. Er war hochliberal, antichristlich und antikirchlich und überdies ein Kampfhahn erster Klasse, der sich nicht damit begnügte, Dogma, Disziplin und Hierarchie der Kirche vom Katheder herab anzugreifen, sondern auch geistliche Kollegen, die ihm zu orthodox schienen, schmählich herunterriß. Daß die Kirche dem Staat subordiniert seie, keinerlei Autonomie in Anspruch zu nehmen berechtigt sei und nur in dem Fall Rechte ausüben könne, wenn der Staat ihr solche allergnädigst übertrage, daß ferner das Zölibatsgesez aus verwerflichen Absichten von der Kirche eingeführt worden, und die Päpste nach Willkür die Kirche beherrschten, das war das Steckenpferd, das Amann, der Professor des Kirchenrechtes, bei jeder Vorlesung den Theologen und Juristen in Parade vorritt.

Schon Erzbischof Bernhard beschwerte sich bei dem großherzoglichen Staatsministerium über solch eine beispiellose Kirchenrechtslehre. Allein Amann blieb unangefochten und wurde deßwegen in seinen Ausfällen gegen die Kirche und ihre Einrichtungen immer gehäßiger, heftiger und maßloser. Nach dem Tode des ersten Erzbischofes (1836) bat dessen Nach-

folger, Ignaz Demeter, in Karlsruhe dringend um die Enthebung Amanns von der Professur des Kirchenrechtes. Allein es blieb beim alten. Am 5. Dezember 1839 erneuerte der Erzbischof seine Bitte, wobei er erwähnte, gegen Amann mit einer förmlichen Anklage beim Ministerium auftreten zu müssen, weil derselbe Papst Gregor XVI. in einer öffentlichen Vorlesung einen Sultan genannt habe. Er erklärte schließlich: er könne die Ehrenbeleidigung und Kränkung, die sich Amann gegen den Papst habe zu Schulden kommen lassen, umso weniger ignorieren, weil er (Ignaz Demeter) seit einem halben Jahre in Rom verklagt **und überhaupt bei einem großen Teile des Volkes sowie bei der Geistlichkeit als Schmeichler der Regierung verschrieen sei.** Es war allerdings notorisch und keineswegs eine Verleumdung, daß Demeter sehr regierungsfreundlich gesinnt seie, daß er sich der Regierung gegenüber zu nachgiebig, willfährig und friedfertig zeige. In Karlsruhe würdigte man Demeter aber, troz all Dessen, dennoch gar keiner Antwort! Derselbe verfasste deswegen am 19. Januar 1840 eine neue, noch kläglichere Bittschrift an das Ministerium. Er erwähnte in derselben, daß er wegen seiner zu großen Nachsicht und Duldung in Rom angeklagt sei und täglich von dort der Aufforderung entgegensehe, sich zu rechtfertigen. In Sachen Amanns wolle er die Schuld nicht gerne auf das Ministerium

wälzen. (Wie zart, rücksichtsvoll und großmütig von einem Kirchenfürsten!) Er schloß seine de- und wehmütige Supplik mit den, seine Stellung zu Rom und zur großherzoglichen Regierung sehr bezeichnenden Worten: „Wenn die hohe Stelle (das Ministerium des Innern) mein bisheriges Benehmen, **jede Berührung mit Rom zu vermeiden, nur billigen kann,** um bei den allgemeinen kirchlichen Wirren den **gefährlichen** Fragen über gemischte Ehen*) auszuweichen, so ist

*) Dem verzagten, weichmütigen und alles apostolischen Heldenmutes baren Demeter mochte es vor dem Schicksale der unerschütterlichen, opferfreudigen und heldenmütigen Erzbischöfe C. A. Droste von Vischering von Köln und Martin von Dunin von Gnesen-Posen grauen. Beide wurden, weil sie am Recht und der Entscheidung der Kirche bezüglich der gemischten Ehen festgehalten und allen Versprechungen und Drohungen der preußischen Regierung unbeugsamen Widerstand entgegengesezt hatten, in die Gefangenschaft abgeführt, in welcher sie bis zum Tode des Ministers Altenstein und des Königs Wilhelm III schmachten mussten. Schon einer solchen Gefahr sich auszusezen, geschweige denn ins Gefängnis gesezt zu werden, war nicht nach Demeters Geschmack, und darum regelte er, wie ehedem der Erzbischof von Köln, Graf von Spiegel, und die Bischöfe von Trier, Münster und Paderborn, die Angelegenheit betreffs der gemischten Ehen unter der Hand mit der Regierung, wobei er stets die Erhaltung des Friedens mit dem omnipotenten Staat und die sich ungeschmälert zu reservierende allerhöchste Gunst, Huld und Gnade im Aug behielt. Feigheit, servile Gesinnung und Buhlen um Gunst, Gnade und Orden haben stets und überall der Kirche das Joch der Knechtschaft aufgebürdet.

ebenfalls auch von Seite der Regierung keine Veranlassung zu geben, welche die Ruhe und den Frieden zwischen Staat und Kirche stören könnte.“ Dieser Appell an das Territorial-Kirchentum verfehlte, wie ein, im rechten Moment und an die geeignete Stelle aufgelegtes Zugpflaster, seine Wirkung nicht, denn Amann wurde von Karlsruhe aus veranlaßt, seine Vorlesungen über Kirchenrecht einzustellen. Mehr als zwanzig Jahre hatte er den Theologen die verderblichsten Grundsäze vorgetragen, die leider vielen derselben in Fleisch und Blut übergegangen sind. Im Jahre 1849 starb Amann als Pflegling der Irrenanstalt Illenau!

Als ich die Universität bezog, waren die Hauptfächer: Kirchengeschichte, Dogmatik und Moral gut vertreten.

Professor Vogel*) war entschieden katholisch und kirchlich gesinnt, ein äußerst fleißiger Kompilator und ein sehr pünktlicher und gewissenhafter Lehrer, der in jedem Semester sein Pensum vollständig löste. Er erzählte mit hohem Ernst und tiefer Ergriffenheit die Leiden und Kämpfe, die Ausbreitung und den Sieg der Kirche und mit Entrüstung und Abscheu die Bestrebungen und Schicksale der Häretiker.

*) Kürzehalber lasse ich vor dem Namen der Universitäts-Professoren das Dr. weg.

Professor Staudenmaier war orthodox und kirchentreu, ein Mann von erstaunlicher Belesenheit, von eminentem Wissen, von Scharfsinn und unermüdlichem Fleiße, allein er schrieb sich bei seinen Vorlesungen nicht Stunde für Stunde ein bestimmtes Pensum vor, und darum erreichte er niemals das ihm gesteckte Ziel. Er polemisierte regelmäßig bei jeder Vorlesung gegen Hegel, Spinoza, Fichte, Schelling und Kant, von David Strauß, Bruno Bauer, Friedrich Feuerbach, Arthur Schopenhauer e tutti quanti gar nicht zu reden. Dadurch wurde die Hauptsache vernachlässigt und blieb unerledigt; neigte sich das Semester zu Ende, so diktierte er noch die Überschriften der Abschnitte und Kapitel, die hätten vorgetragen werden sollen. Vor lauter Gründlichkeit und Gelehrtheit, vor lauter Polemik einerseits und klaftertiefer Versenkung in die trotzdem unergründlich bleibenden Glaubensgeheimnisse, besonders der Trinität, andererseits kam Staudenmaier zu keinem Ziel und End, und konnten wir uns nicht mehr zurechtfinden — wir sahen und fanden vor lauter Bäumen den Wald nicht.

Einige Schriften Staudenmaiers teilten das Los seiner Vorlesungen, sie blieben nämlich unvollendet. Die „Enzyklopädie der theologischen Wissenschaften“ war auf zwei Bände berechnet, der zweite erschien aber niemals. „Die Philosophie des Christentums“

war sogar auf vier Bände berechnet, es erschien aber blos der erste Band „die Lehre von der Idee“. Auch die „Christliche Dogmatik“ blieb unvollendet. Vom vierten Bande erschien blos die erste Abteilung. Da weder das ganze Lehrbuch, noch die einzelnen Bände vollendet und abgeschlossen vorlagen, als die Drucklegung begann, sondern Staudenmaier kleinere Partien des Manuskriptes in die Druckerei sendete, so wird es niemand befremden, daß sowohl den einzelnen Bänden als auch den größeren Abschnitten derselben eine streng durchgeführte organische Einheit und innere Harmonie abging, doch muß anerkannt werden, daß das, was von seiner Dogmatik erschienen ist, beredes Zeugnis von der tiefen Gelehrtheit, von dem echt christlichen Geiste, von der streng katholischen Gesinnung und der Begeisterung des Verfassers für die Verherrlichung Gottes und den wahren Glauben, ohne den es kein Heil gibt, ablegt. — „Der Geist des Christentums“, Mainz, Druck und Verlag von Florian Kupferberg, zwei Bände, ist eine kostbare Perle der katholischen Literatur, die in keiner Bibliothek eines studierenden katholischen Jünglinges fehlen sollte. Ein Student, der, bevor er verdorben ist, dieses unschäzbare, goldene Buch mit Interesse liest, seinen Inhalt beherzigt und sich redlich bemüht, seine Lehren zu befolgen, der ist mit einem unübersteiglichen Schuzwall gegen alle Anfechtungen, mit denen ihn das land-

läufige Studentenleben bedroht, umgeben. Die kirchliche Approbation rühmt mit Recht diesem vortrefflichen Buche nach: „Es ist wahrhaft mit Geist verfasst und führt den Leser in die Tiefe, Erhabenheit und in den Reichtum des Kultus unserer katholischen Kirche ein. Weit entfernt, daß etwas darin gegen die katholische Glaubens- und Sittenlehre vorkäme, weist dasselbe vielmehr die Glaubens- und Sittenlehre in ihrer lebendigen Verbindung mit dem kirchlichen Leben nach und ist ganz geeignet, dem denkenden Christen die Bedeutung des Kirchenjahres mit seinen Festen und religiösen Gebräuchen aufzuschließen, sein Gemüt über das Irdische zu erheben und für das Himmlische zu begeistern.“ Eltern, die studierende Söhne haben, können denselben, wenn sich dieselben einmal in einer höheren Klasse befinden, kein wertvolleres vade mecum, keinen zuverlässigeren Führer und weiseren Ratgeber mitgeben als Staudenmaiers „Geist des Christentums“.

Es fehlte Staudenmaier, bezüglich seiner Vorlesungen, der feste Plan, die Übersicht, die praktische Einteilung, Disposition und Ordnung. Er hatte zu alldem einen monotonen, langweiligen Vortrag, ein schlechtes, übelklingendes Sprachorgan und „schwäbelte“ stark; er war nämlich ein geborener Schwabe, ein Würtemberger. Von Statur war er klein und korpulent und imponierte durch sein Äußeres noch um so weniger, weil er sehr schielte. Durch über-

mäßiges Studium, besonders des Nachts, zog er sich eine unheilbare Krankheit — Gehirnerweichung — zu, infolge deren er keine Vorlesungen mehr halten konnte und sich pensionieren lassen musste. Tragisch war sein Tod. Auf einem einsamen Spaziergange ergriff ihn, zwischen Freiburg und Ebnet, ein Schwindel, der ihn vom Weg abirren ließ. Er geriet in den seichten Bewässerungsgraben einer Wiese, fiel, konnte sich nicht mehr aufrichten und ertrank.

Staudenmaier war, wenn ich so sagen darf, ein universeller Theolog, der das ganze Gebiet der Gottesgelehrtheit beherrschte,

Hirscher dagegen war Spezialist, er warf sich mit aller Energie und mit eisernem Fleiß auf das Gebiet der Moral und Pastoral, auf dem er eine unbestreitbare Meisterschaft bewährte. In der Behandlung und Darstellung der Moral verließ er den bisher gebräuchlichen scholastischen und kasuistischen Weg und führte ein neues System und eine neue Methode, dieselben durchzuführen, ein. Er legte der christlichen Moral die Idee des Reiches Gottes zu Grund und konstruierte dasselbe nach Maßgabe biblischer Vorschriften und Beispiele, kirchlicher Entscheidungen und patristischer Aussprüche sowie psychologischer Geseze so wahr und großartig, ideal und originell, daß jeder, dem nicht kleinliche Pedanterie den Geistesblick trübt, oder blasser Neid ein hämisches Urteil diktiert, anerkennen wird, daß Hirschers System der christlichen Moral auf

dem Gebiete dieser Disziplin bahnbrechend und epochemachend sowie hochverdienstlich gewesen. Hirschers Vortrag und Sprachorgan waren nicht sehr ansprechend, allein aus seinen Worten sprach eine heilige Begeisterung, ein großer sittlicher Lebensernst, fester Glauben und eine unerschütterliche Überzeugungstreue. Seinem Aug wohnte eine große, mystisch wirkende Kraft inne, namentlich wenn er in tiefer Ergriffenheit den Blick zum Himmel emporrichtete, man glaubte dann wirklich, einen gottbegeisterten Propheten zu schauen. Seine äußere Erscheinung war Achtung und Ehrfurcht gebietend und Zutrauen erweckend. Er war mittelgroß, mager und ging, obgleich erst 56 Jahre alt, als ich die Universität bezog, schon gebückt, unsicher und schwerfällig einher. Als Hirscher dreimal im heiligen Eifer für, nach seiner Ansicht, einzuführende zeitgemäße Reformen „neben die Scheibe schoß“, erstmals in einer Schrift über die heil. Messe, dann in zwei Broschüren über den Ablaß und über die „kirchlichen Zustände der Gegenwart“, und von Rom zensuriert wurde, unterwarf er sich sogleich und bedingungslos dem Ausspruch der höchsten Lehrautorität. — Wir hatten vor Hirscher einen sehr großen Respekt, der noch durch die Art und Weise erhöht wurde, wie er das Examen abhielt. Alle Professoren examinierten im Universitätsgebäude, im s. g. Schwitzzimmer, das sich über dem Portal des genannten Gebäudes befand; nicht so Hirscher,

er hielt die Prüfungen in seiner Privatwohnung und zwar zu nächtlicher Stunde und jeweils nur mit 5 bis 6 seiner Schüler ab. Als ich eines Tages, behufs des abzulegenden ersten Examens über die Moraltheologie, mit fünf Kommilitonen im Hause Hirschers erschien, führte uns ein Dienstbote in das zweite Stockwerk und dort in ein Zimmer, in welchem eine s. g. Studierlampe, die mit einem dunkelfärbigen Lichtschirme bedeckt war, so düster brannte, daß wir uns in einer geheimnisvollen Dämmerung befanden. Wir wurden angewiesen, uns auf sechs Sessel niederzulassen, die vor einem großen Kanapee standen. Einige Zeit, nachdem wir Plaz genommen hatten, schwebte aus dem Nebenzimmer eine dunkle Gestalt geisterhaft auf uns zu, ließ sich auf dem Kanapee nieder und vergrub sich gleichsam in einer Ecke desselben. Ihr Haupt war mit einem mächtigen Lichtschirme bedeckt, so daß deren Antliz absolut unsichtbar war. Hirscher, der ernste Moralist und unerbittlich strenge Examinator, saß uns gegenüber. Jeder Leser wird mir, auch ohne hinzugefügte Beteuerung, glauben, wenn ich sage: unsere Situation war sehr unbehaglich, es beschlich uns ein unheimliches Gefühl, und unser Herz schlug rascher in nicht zu bannender Beklommenheit. Auch der Mutigste wird befangen, und bemächtigt sich seiner Seele eine Ängstlichkeit und Niedergedrücktheit, wenn er unter den erwähnten Umständen eine Prüfung in einem

Hauptsache seines Studiums ablegen soll. Wer im Examen bei Hirscher bestehen wollte, der musste sehr gut beschlagen sein, er durfte sich vor der geisterhaften Szenerie, die ihn umgab, ja nicht beeinflussen, nicht in Verwirrung bringen, und sich das Vertrauen, den Mut und die Zuversicht nicht rauben lassen. Es wäre eine große Vermessenheit gewesen, ohne gründliche Vorbereitung und ohne die erwähnten Eigenschaften sich bei Hirscher zum Examen zu melden, in diesem Falle würde das Durchfallen unvermeidlich erfolgt sein.

Nachdem sich Hirscher in der Kanapeeecke vergraben, und etwa 30—40 Sekunden lang eine peinliche Totenstille geherrscht hatte, legte er mit dumpfer Grabesstimme dem Johann H. eine Frage vor. H. geriet bald in ein falsches Geleise, wurde verwirrt und fuchtelte dann mit der Stange im Nebel herum. Da ließ sich plözlich aus der Geisterecke ein verdrießliches Murren und Brummen, man könnte fast sagen: Knurren, hören, worauf H. dem Strom seiner Beredsamkeit wohlweislich Einhalt gebot. Hirscher stellte nun an H., der schwer aufatmete und sich verlegen räusperte, eine zweite Frage. H. hatte allerdings das Pulver nicht erfunden, allein er war äußerst fleißig und hatte sich auf das Moralexamen lange und sorgfältig vorbereitet. Doch es gibt, wie man zu sagen pflegt, Unglückstage, und ein solcher schien damals dem H. zur Rüste zu

gehen, als er im „moralischen“ Feuer exerzierte, denn er schirrte das Pferd auch bei der zweiten Frage vom Schweife auf und geriet auf falsche Fährte. Nun war die Geduld des Moralprofessors erschöpft, voll Unmut stieß er das derbe Wort hervor: „G'schwäz!“, was so viel sagen wollte als: durchgefallen mit Eminenz. Da fuhr ein jäher Schreck in unsere Glieder, geknickt, niedergedonnert saßen wir da wie arme Sünder vor ihrem schneidigen, erbarmungslosen Richter. Es flimmerte vor unseren Augen, alle Säulen und Grundfesten der „Idee des Reiches Gottes“ wankten — in unserem Kopf — und drohten — in unserem Gedächtnis — einzustürzen, und es bangte uns fünf Examinanden vor dem Schicksale unseres Vorgängers. Nach einer langen, beängstigenden Pause legte sich die bleischwere Hand der Universitäts-Justiz, oder besser gesagt: Inquisition, kalt auf meine Schulter, ich sollte des durchgefallenen H. Nachfolger sein und meinen Schulsack, quoad doctrinam ethicam, der Inspektion eines Professors unterwerfen, der, infolge der Fehlschüsse meines Vorgängers, nicht in rosiger Laune war, der, allem Anscheine nach, gewillt schien, heute Abend, troz geisterhaften Zwielichtes, Haare zu spalten, und dem sehr wohl zuzutrauen war, daß er mir bei dem geringsten Fehlgriff oder Übersehen ebenfalls ein ominöses „G'schwäz“ an den Kopf werfen würde. Wenn ich damals schon mit der christlichen Lebensökonomie, Praxis und

Kasuistik vertraut gewesen wäre, dann hätte ich ganz gewiß ein feuriges Stoßgebet zum Himmel gesendet, mich dem Schuze des hl. Aloysius von Gonzaga oder des heiligen Thomas von Aquin empfohlen oder die vierzehn heiligen Nothelfer angerufen, allein so weit hatte ich es in der Anwendung und Verwertung des Christentums noch nicht gebracht. Ich war wohl gläubig und kirchlich gesinnt, Christ in der Theorie, dem Wunsch, Willen und Vorsaz nach, aber auf dem beschwerlichen Wege und schlüpfrigen Boden der Praxis war ich Anfänger, Neuling und Rekrut. Doch, Gott sei Dank, ich und meine vier Kommilitonen bestanden das Examen. Um 10 Uhr war die Schlacht geschlagen, einer war gefallen und fünf davongekommen. Daß wir nach überstandenen Strapazen, Ängsten und Gefahren, bevor wir ins Konvikt zurückkehrten, schnell das Kaffeehaus „Kopf" von Pyhr besuchten und, wenn auch nicht licite so doch valide, ein Glas Bier tranken, das wird wohl jeder begreiflich und entschuldbar finden, der überhaupt zu unterscheiden weiß und nicht für Hahns Hydrotherapie oder eine anachoretische Askese schwärmt. Sollte aber einer oder der andere meiner Leser dennoch dieser oder jener Kategorie angehören, so steht es ihm frei, auf uns, nachdem ich im Namen aller offenherzig unsern Fehltritt bekannt, einen Stein zu werfen, unter der Bedingung jedoch, daß er selbst ohne alle und jegliche Sünde und Schuld ist

und bei Dr. Johann Baptist Hirscher das Moral-Examen bestanden hat. Ich bemerke schließlich, daß der verbotene Trank uns köstlich mundete, mit Ausnahme des H., der den Stoff gallenbitter fand, wovon aber der Grund nicht im Bier, sondern in dem erlittenen Durchfall zu suchen und zu finden war. Man ersieht daraus, daß die Seelenstimmung, respektive die Gemütsverstimmung selbst den Gaumen gröblich täuschen kann.

Nachdem ich den geneigten Leser in das unheimliche Prüfungszimmer Hirschers geführt und ihn von der Art und Weise Zeuge sein ließ, wie jener das Examen vornahm, und weil er dabei leicht auf die Vermutung kommen könnte, Hirscher seie Misanthrop oder bösartig gewesen und habe seine Schüler kujonieren wollen; so fühle ich mich verpflichtet, jeden solchen Verdacht von Hirscher dadurch fern zu halten, daß ich erwähne: Derselbe hat das Examen in der geschilderten Art und Weise offenbar in der Absicht abgehalten: er wollte seine Schüler durch die tragischen Umstände, unter denen er sie examinierte, und durch den hohen Ernst, den er dabei an den Tag legte und walten ließ, veranlassen, sich mit allem Fleiß und Eifer, mit aller Gewissenhaftigkeit und Beharrlichkeit dem Studium eines so wichtigen theologischen Faches, wie die Moral ist, hinzugeben. Und Hirscher hat seine Absicht und seinen Zweck vollkommen erreicht, denn auf kein Exa-

men bereiteten sich die Theologen ernster, sorgfältiger und fleißiger vor als auf die Moral, und ich zweifle sehr, ob es jemals ein Schüler Hirschers gewagt hat, sich bei demselben zum Examen zu melden, der sich nur oberflächlich darauf vorbereitet hatte. Jeder wußte, daß man mit Flunkerei, Phraseologie und Wortklauberei, mit Salbadern und Schwadronieren beim „alten Baptist“, wie Hirscher von den Theologen allgemein genannt wurde, sehr schlecht wegkam. Wer bei Hirscher durchfiel, dem fehlte es entweder an Talent oder Gedächtnis, an Mut oder Geistesgegenwart, an Selbstvertrauen oder Schlagfertigkeit. Wer leicht verwirrt, zaghaft und ängstlich war, konnte mit Sicherheit darauf rechnen, bei Hirscher im Examen durchzufallen, auch wenn er sich noch so fleißig darauf vorbereitet hatte. Und ebenso sicher ist es, daß jeder, der die zwei bei Hirscher zu machenden Examina bestanden hatte, so leicht aufatmete, als wäre seine Brust von einem drückenden Alp befreit worden, und daß er, wie der Soldat nach gewonnener Schlacht, «victoria!» jubelte. Daß Hirscher weder bösartig, noch Misanthrop gewesen, geht schon daraus hervor, daß er zum allgemeinen Besten, namentlich zur Gründung und Erhaltung von Erziehungsanstalten für verwahrloste Kinder (in Riegel, Blumenfeld und Walldürn) großmütige Geldopfer darbrachte. Wohl mag an dem eigentümlichen Examinations-Modus desselben die bekannte Prärogative

der Gelehrten — Grillenfängerei — auch etwas beteiligt gewesen sein; denn wo ist der große Gelehrte, der, abgesehen von Podagra, Hypochondrie oder Hämorrhoiden, nicht mit einer starken Dosis Marotten, Kuriositäten, Schrullen und Kaprisen behaftet wäre?

Zur Ergözung des Lesers führe ich eine heitere Episode aus einem Examen an, das Staudenmaier mit den Theologen des II. Kurses über Dogmatik abhielt. Unter den Examinanden befand sich auch ein Schweizer, der die Vorlesungen nachlässig besucht und den zweiten Teil der Dogmatik noch nachlässiger studiert hatte. Da derselbe den breiten Schweizerdialekt ganz rein sprach, und ihn deßwegen Staudenmaier nicht recht verstand, examinierte ihn dieser in lateinischer Sprache. Nachdem der Schweizer schon halb und halb durchgefallen war, stellte Staudenmaier noch eine Frage an ihn, um dessen Ignoranz endgiltig auf den Zahn zu fühlen und festzunageln, er fragte nämlich: «Quot sunt sacramenta?» Der Schweizer antwortete resolut: «Sacramanta*) sunt tras». Staudenmaier und wir alle horchten hoch auf, und der Examinator fragte neugierig: «Nempe?» Der Schweizer antwortete flugs: «Nampe sequantes: baptisma, chrisma at immaculata conzaptio!» Einige Sekunden lang saß alles

*) Im Schweizer-Dialekt werden die meisten e wie a gesprochen.

sprachlos und wie versteinert ob solchen Orakelspruches des modernen Kirchenvaters aus der Schweiz da. Endlich sagte Staudenmaier, indem er über die Brillengläser blinzelte, sein Mund schelmisch lächelte und sich der Grammatik des Schweizers akkommodierte: «Stupenter loquasti et omnem meam exspectationem superasti, propterea percasus es.» Wie ein Lauffeuer durchflog das neue Dogma von den drei hochoriginellen Sakramenten, das die kühnsten Erwartungen aller Jux- und Spaßvögel, aller Kalauer- und Anekdotenjäger übertraf, alle Kreise Freiburgs, die der lateinischen Sprache mächtig waren, und rief ein unbändiges, frenetisches Gelächter hervor. Auch dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischof, Hermann von Vicari, machte das neue Dekret der schweizerischen Kongregation in dogmaticis, die tras sacramanta: baptisma, chrisma at immaculata conzaptio sehr vielen Spaß. Er fragte mich nach vielen Jahren noch öfters: «Quot sunt sacramanta?» und hatte eine helle Freude daran, wenn ich schlagfertig das erwähnte helvezische Responsum erteilte.

Leonhard Hug, Professor des alten und neuen Testamentes, war geistig reich begabt, hatte gründliche Studien, besonders in der Geschichte, Archäologie, Mythologie, Philologie und biblischen Kritik gemacht und verfocht scharfsinnig und siegreich alle Angriffe gegen die heilige Schrift und die Gottheit Jesu Christi. Er widerlegte auf klassische und

originelle Weise die von Dr. Paulus, einem seichten Rationalisten, verfasste Schrift: „Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristentums", und jene von Dr. D. Strauß, eines theologischen Materialisten, betitelt: „Das Leben Jesu". Sein vortrefflichstes Werk ist die: „Einleitung in die Schriften des neuen Testamentes." 2 Bände. Diese vortreffliche Apologie des neuen Testamentes genießt europäischen Ruf, denn sie bekämpft mit der ganzen Wucht einer erstaunlichen Gelehrtheit, eines diplomatischen Scharfsinns und unter Benützung aller Waffen der literarischen Strategie die rationalistische und allegorische Auslegung des neuen Testamentes und die negative, destruktive und skeptische Kritik desselben.

Hugs Vorlesungen über die Einleitung in das alte und neue Testament waren sehr belehrend und ein hoher geistiger Genuß, aber trozdem hatten sie keinen durchschlagenden und bleibenden Erfolg, und zwar aus dem Grund, weil Hug es sich nicht versagen konnte, jährlich an gewissen Stellen, mit der Regelmäßigkeit einer Uhr, eine unschickliche Bemerkung zu machen, eine triviale Schnurre loszulassen oder einen frivolen und selbst blasphemischen Wiz zu reißen. Er hielt es nicht unter seiner Würde, zu lügen, denn er erzählte Histörchen, die er in Ägypten, wo er niemals gewesen, erlebt haben wollte! Er verschmähte es nicht, seinen Zuhörern zu erzäh-

len, er habe in der vatikanischen Bibliothek einen Kodex annektiert! Er entblödete sich nicht, vor seinen Schülern das Bekenntnis abzulegen, er habe in Paris seine Waden gelassen! Das Exzessivste, wozu sich Hug verstieg, war die Erklärung des Namens „Jakob", die Erzählung eines Abenteuers, das er auf einem Spaziergang am Ufer des Nil erlebt haben wollte, und eine, an die Stelle der heiligen Schrift, Matth. I. 18 und 19. geknüpfte laszive und blasphemische Bemerkung. Schwerwiegende Gründe und Rücksichten verbieten es mir, die drei befingerzeigten koprono-logischen Leistungen Hugs zu veröffentlichen. Doch will ich in wenigen Worten die Gedanken wiedergeben, die damals in Hugs Kolleg, anläßlich seiner skandalösen Äußerungen, in mir aufgestiegen sind. Ist's möglich, daß ein hochgelehrter und hochgestellter Mann, ein Universitäts-Professor, ein Prälat, eine der Hierarchie angehörende Persönlichkeit (Hug war nämlich damals, 1845, Domdekan), ein Mitglied der Aristokratie des Geistes, solche unqualifizierbare Äußerungen tun kann? Ist es nicht unverantwortlich, daß ein Theologieprofessor vom Katheder herab solche Feuerbrände in das Herz seiner Schüler schleudert, die sich voll Hoffnung und Vertrauen zu seinen Füßen gesezt, um hier, am Borne der Wissenschaft, Weisheit und Bildung, für ihren hohen und heiligen Beruf vorbereitet und begeistert zu werden? Wie mag ein Greis von 80 Jahren, der gleichsam

schon einen Fuß im Grabe hat, solche Burlesken und Zoten, und zwar mit einem so sichtbaren Behagen und mit lachendem, zahnlosem Munde zum Besten geben? (Acht Monate später war Hug ins Grab gesunken.) Wie ist's denkbar, daß ein Priester, ein Theologie-Professor und Domdekan, der sich erdreistet, bei der oben angegebenen Bibelstelle eine unverantwortliche Äußerung zu tun, an die Gottheit Jesu Christi, an die göttliche Stiftung des Christentums und der Kirche glaubt? Gerät denn Hug, der bald abominable Wize reißt, bald Christus- und Gottesleugner so glänzend widerlegt, nicht mit sich selbst in Widerspruch? Wer ist der echte, wahre Hug: der Wizbold auf dem Katheder oder der Apologet in der Freiburger Diözesanzeitschrift? Ich fragte mich endlich: Wie war es möglich, daß man einen so großen Übelstand 53 Jahre lang (von 1792—1845) fortbestehen lassen, d. h. Hug seine verderblichen Wize ohne Rüge, Tadel und Warnung reißen lassen konnte? Ich weiß auf die zulezt gestellte Frage nur die Antwort zu geben: ein glänzendes Talent, ein außerordentliches Genie, eine eminente Gelehrtheit, flößen solchen Respekt ein, daß man ihnen eine fast abgöttische Ehre erweist und eine Huldigung darbringt, wie sie bloß überirdischen Wesen gebührt. Infolge dieses dem Genie erwiesenen Kultus übersieht man dessen Schattenseite, Fehler und Mängel und fürchtet sich fast Sünde, sich tadelnd über dasselbe zu

äußern, sich gegen dasselbe auf ein Gesez zu berufen oder an eine höhere Instanz zu appellieren.

Hug war innerlich und äußerlich ein personifizierter Widerspruch: In seinen Schriften verfocht er die Gottheit Jesu Christi, im Kollege aber stellte er sie durch einen „schlechten Wiz“ in Abrede und degradierte Jesum zu des Zimmermanns Sohn; als Domherr trug er klerikale Kleidung: Talar, Chorrock, Mozzetta und Brustkreuz, als Professor aber einen hechtgrauen Frack (den wir Studenten nur den „Müllerfrack“ nannten), ditto Kniehosen und einen Zylinder, auch „Angströhre“ genannt. Durch das erste und zweite Knopfloch seines „Müllerfrackes“ war ein goldenes Kettchen vierfach gezogen, woraus abzunehmen war, daß Hug das Kommandeurkreuz eines hohen Ordens besaß (an den Namen desselben erinnere ich mich leider nicht mehr). Hug war klein von Statur und hatte eine geistreiche Physiognomie, aber aus jeder Linie derselben blizte etwas Schalkhaftes und Satyrisches hervor. Auf der Nordseite des alten Friedhofes zu Freiburg befindet sich Hugs Grab, das mit einem Denkmale geschmückt ist. Auf diesem Denkmal steht Hugs Büste, ein Meisterwerk der Skulptur, das die Physiognomie des großen Gelehrten mit photographischer Treue wiedergibt. Wer den alten Freiburger Friedhof besucht und die dortigen Monumente betrachtet, bleibt gewiß vor Hugs Büste betroffen stehen und findet, wie Hägele in der

Biographie von Alban Stolz, I. Auflage, S. 47, sagt, daß sie an Voltaire erinnert, d. h. daß zwischen ihr und Voltaires Porträt eine große Ähnlichkeit stattfindet.

Hugs Physiognomie und seine frivolen Wiҗe erfüllten mich mit einem unbesiegbaren Mißtrauen gegen seine religiösen Ansichten und seinen Charakter. Seine erstaunliche Gelehrtheit hatte für mich etwas Unheimliches, sie erschien mir wie ein zweischneidiges Schwert, das nach Belieben und Laune Freund und Feind attaquieren konnte, das mit der einen Schneide die Gottheit Christi, die christliche Religion und Kirche verteidigen, mit der andern aber angreifen konnte. Soll Hug doch einst, als man ihn dafür beglückwünschte, daß er die Gottheit Jesu Christi so siegreich gegen Dr. Paulus und David Strauß verteidigt hatte, schmunzelnd geäußert haben: „Nun, ich hätte ebensowohl das Gegenteil beweisen können.“ Wenn man diese, Hug vielleicht nur in den Mund gelegte Äußerung mit den von ihm im Kolleg wirklich vorgebrachten „Wizen“ vergleicht, so findet man zwischen beiden eine überraschende Ähnlichkeit und unverkennbare Verwandtschaft. Man erzählt ganz ähnliche Züge von dem „Einsiedler von Ferney“ (Voltaire), auf die ich aber hier nur hinweise; siehe Dr. J. B Weiß's „Weltgeschichte“, VII. Band, 1. Hälfte, Seite 20.!

Hugs Leistungen auf dem Gebiete der Bibelkunde hatten, troz seiner erstaunlichen Gelehrtheit,

seines Scharfsinnes und seiner Meisterschaft in der Apologie **bei seinen unmittelbaren Schülern** denselben Erfolg wie die kunstfertige Weberei der Penelope, die in der Nacht aufzog, was sie untertags gewoben hatte und durch diese List ihre Freier hinhielt, narrte und betrog. O diese heillosen Witze des gelehrten und genialen Hug, die alle seine scharfsinnigen Beweise für die Echtheit und Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift entkräfteten und Lügen straften!

Hugs Gesinnung, Richtung und Charakter beweisen unwiderlegbar, wie verderblich die von Josef II. eingeführten Generalseminare waren. Im Jahre 1783 wurde ein solches auch in Freiburg für die Kandidaten des Priesterstandes, die den vorderösterreichischen Ländergebieten angehörten, errichtet. Noch in demselben Jahre trat Hug, der in Constanz geboren war, als achtzehnjähriger Jüngling in dasselbe. Schon nach vier Jahren hatte er das Studium der Philosophie und Theologie vollendet und bestand sodann mit glänzendem Erfolge das Examen, das seine Befähigung zur Übernahme der Professur des neuen Testamentes nachwies. Allein er konnte die genannte Professur nicht antreten, weil er die Priesterweihe noch nicht empfangen hatte. Ihrem Empfang stand aber das allzu jugendliche Alter desselben entgegen — er zählte nämlich erst 22 Jahre. Er trat nun als Studienpräfekt in das Generalseminar ein und verwaltete dieses Amt drei Jahre lang. Hug stand

also während sieben Jahren unter dem höchst verderblichen Einfluß der genannten Anstalt und hat auch den Geist derselben vollständig in sich gesogen. Dieser Geist läßt sich kurz und wahr also schildern: Der Deismus wurde als einzig wahre Religion unter dem Schlagwort „aufgeklärte Gottesverehrung“, „reine Sittenlehre“, „geläutertes Evangelium“ und „vernünftiges Christentum“ erklärt. Jesus Christus war ihm der weise Lehrer von Nazareth, das Muster und Vorbild echter Gottesliebe und wahrer Humanität. Die Kirche ist eine Unterabteilung des Staates, sie untersteht lediglich der Staatsgewalt und wird vom Kaiser durch das Kultusministerium regiert. Die Kirchendiener sind, vom Erzbischof bis zum lezten Hilfspriester, Staatsdiener, sie empfangen ihre Gewalt und Vollmacht, ihre Instruktion und ihren Gehalt vom Staat, und darum besteht ihre erste Pflicht darin: unbedingt, unverbrüchlich und blindlings der Staatsregierung zu gehorchen.

Durch die Generalseminare sollte der Kirche jedes Recht auf die Bildung und Erziehung der Priester tatsächlich entrissen werden, und darum mussten selbst die Ordensnovizen in die Generalseminare eintreten; dieselben hatten also den Zweck: zuerst die Priesteramts-Kandidaten oder Aspiranten von der Kirche und vom Christentum loszureißen, und dann durch diese auch das Volk zu entchristlichen. Alle sollten die Vernunftreligion bekennen

und ihr Leben nach den Prinzipien der Humanität einrichten. Der berüchtigte Wittola, Redakteur der „Wiener Kirchenzeitung", Probst von Bienco, Denunziant bei der k. k. Regierung wegen s. g. Vergehen des hohen und niederen Klerus gegen allerhöchste Verordnungen, der in seiner Zeitung selbst den vortrefflichen Erzbischof von Wien, Kardinal Migazzi, wie einen Schulknaben abkanzelte und der Regierung zur Absezung empfahl, erhoffte im Jahrgang 1784, von den Generalseminaren folgendes: „Und wenn der Gott Josefs zu einem so philosophisch ohne Aberwiz und so christlich ohne Heuchelei entworfenen Institut seinen Segen gibt, was wirst du dann alles sehen, du glückliche Nachwelt! Du wirst erleben, was uns unsere Sünden und derselben schrecklichste Geißeln, unsere Jasone, unsere Menelausse, unsere Alkime nicht haben erleben lassen. Du wirst Priester sehen, welche eben, weil sie sich der Jüngerschaft Jesu rühmen werden, alle ihm so teuern Menschen lieben werden. Du wirst Prediger hören, die nicht sich selbst, sondern das Wort Gottes predigen. Du wirst die göttliche Religion in ihrer ganzen himmlischen Schönheit prangen und ihre Kleinen auf ihrem Schoße die Philosophie küssen sehen." Poz Bliz: wie poetisch, idyllisch und rührend, besonders der Schluß, der uns Säuglinge auf dem Schoß der Religion sehen läßt, welche die Philosophie küssen! Die von Josef II. auf dem Zwangsweg,

widerrechtlich, durch Kirchenmittel und dem Klerus abgepresste Beiträge, errichteten und unterhaltenen Generalseminare zeitigten so schlechte Früchte, daß sich Kaiser Leopold II. genötigt sah, dieselben aufzuheben.

Um den Leser in Stand zu sezen, sich ein richtiges Urteil über die Tendenz, welche die von Josef II. eingeführten Generalseminare verfolgten, und über den Geist, der in denselben herrschte, zu bilden, führe ich vier höchst merkwürdige Tatsachen an:

1. stammte die ganze Einrichtung der Generalseminare von dem berüchtigten Illuminaten Rautenstrauch, der Prälat des Benediktinerklosters in Braunau, in Böhmen, war.

2. waren die Direktoren, Professoren, Präfekten 2c. der Generalseminare stets hochliberal und kirchenfeindlich; mit Vorliebe stellte die Regierung Illuminaten und Freimaurer als Vorstände und Professoren an denselben an.

3. wurde die Kirchengeschichte jahrelang nach dem betreffenden Lehrbuche des Protestanten Schröckh in denselben vorgetragen.

4. sah es in denselben auch, was Disziplin, Aszese und Sittlichkeit betrifft, beispiellos aus. Ich führe zum Beweise dessen aus Fr. Augustin Theiners „Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten“, Seite 302 u. ff., zwei sehr lehrreiche Beispiele an. Er sagt: „Unter den Professoren gab es Männer, welche

öffentliche Verführer der Jugend waren und nicht allein ihre Religion, sondern auch ihre Sittlichkeit untergruben. Das Seminar zu Freiburg im Breisgau zeichnete sich namentlich durch die Immoralität und Verworfenheit seiner Professoren aus. Hier wurde alles verhöhnt und mit Füßen getreten. Öfters geschah es auch, daß die armen Landleute und Bauern mehr Religion, Sittlichkeit und Vernunft hatten als die Wiener Illuminaten, welche diese Eigenschaften aus den Anstalten, welche der Gottesfurcht und Sittlichkeit gewidmet sein sollten, unter Spott und Hohn vertrieben. Doch wenn der Widerstand nicht ernster Natur war, gab man kein Gehör in Wien. Alle, auch die gerechtesten Klagen scheiterten an der jansenistischen Halsstarrigkeit und Verruchtheit von Swietens.*) So erging es mit Johann Kolb, einem geborenen Wiener, Priester und Professor der Pastoraltheologie im Seminar zu Rattenberg in Tirol. Er sprach öffentlich im Angesichte der Seminaristen und der Laien der Religion und der Sittlichkeit Hohn. Er führte seine Zöglinge am Freitag in die gemeinsten Schenken und Kneipen, fraß und soff mit ihnen

*) Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia, ein von Holland nach Österreich importierter Aufklärungsapostel, der besonders als Vorstand des Unterrichtswesens, in Verbindung mit Sonnenfels, Born, Rautenstrauch und Wittola, aus allen Kräften dazu beitrug, das positive Christentum zu untergraben.

und forderte sie auf, zum Troze der kirchlichen Fastengebote, Fleisch und andere untersagte Speisen zu essen. Er lehrte sie öffentlich, daß die Unkeuschheit keine Sünde, erlaubt, ja sogar notwendig sei .... Kolb wurde das Ärgernis der ganzen Stadt. Man protestierte öffentlich gegen ihn in Wien, doch ohne Erfolg. Van Swieten war sein Beschüzer, und Kolb blieb fünf volle Jahre in Rattenberg. Nur der Tod konnte dieses Scheusal vom Schauplaze seiner Verbrechen abrufen."

An Kolbs Stelle kam ein Franziskaner, der aber vor seiner Anstellung ein Examen in Wien zu bestehen hatte. Dieser Franziskaner schilderte in einem Brief, den er aus Wien an einen seiner Freunde in Tirol schrieb, die Zustände in Wien und namentlich in dem dortigen Generalseminar, nach Theiners Bericht, in folgender Weise: „Es wäre zu lang, Ihnen alles zu erzählen, was ich in Wien gefunden habe. Wissen Sie, und seien Sie überzeugt, daß ich nicht hyperbolisch spreche, und daß ich lieber vorziehen würde, die Hälfte meines Blutes zu vergießen, als je noch einmal diese Stadt zu betreten. Ich habe mit dem größten Schmerze in jener ehemals so blühenden und berühmten Universität einen so allgemeinen Umsturz der Dinge gesehen, daß ich Ihnen nicht sagen kann, welcher Religion der größte Teil dieser Professoren sei, noch was sie von der Gottheit Christi glauben,

jedoch ihre Früchte sollen es Ihnen gleich zeigen. Ich habe in diesem Generalseminarium eine solche greuliche Sittenlosigkeit wahrgenommen, daß, hätte ich sie nicht mit eigenen Augen gesehen, ich die Berichte der Andern hierüber nicht glauben würde . . . .*) Was soll ich erst von den Thesen sagen, die man hier verteidigt? Die gefährlichsten Schriftsteller befinden sich in aller Händen, und mehrere Professoren ergänzen in ihren Erklärungen das, was jenen Werken an Verruchtheit und Gottlosigkeit abgeht. Hier behauptet man, daß es seit undenklichen Zeiten kein ökumenisches Konzil mehr gegeben, da hiezu die Gegenwart aller Seelsorger des ersten und zweiten Ranges unbedingt notwendig sei. Dort verwirft man den höchsten Vorsteher der Kirche, und der Papst wird auf dieselbe Linie mit den übrigen Bischöfen gesezt. An einem andern Orte treibt man seinen Hohn mit der Erbsünde. Hier werden die Bullen der Päpste dem schändlichsten Wize preisgegeben, dort die Ablässe verschmäht und die Ohrenbeicht verachtet . . . . Was ich Ihnen vom Generalseminarium in Wien sage, läßt sich mehr oder min-

*) Sehr triftige Gründe lassen es rätlich erscheinen, den in Theiners Buch hier stehenden Text durch Punkte zu symbolisieren. Wer sich für denselben interessiert, mag ihn im Originale oder in S. Brunners: „Die theologische Dienerschaft am Hofe Josef II.", S. 373 u. 374, nachlesen.

der von den übrigen Anstalten dieser Art zu Graz, Olmütz, Pavia, Prag und Innsbruck sagen, wo man Lehrer ohne Glauben und Religion angestellt hat. Der Jansenist Tamburini ist, nachdem er vom Territorium von Venedig wegen seiner Blasphemien und skandalösen Propositionen vertrieben worden war und sich nach Pavia geflüchtet hatte, Rektor des dortigen Seminares geworden. Rektor des Seminares in Innsbruck ist der berüchtigte Freigeist und Freimaurer Albertini. Diesen fürchterlichen Sturz unserer heiligen Kirche, diese Vernichtung des Glaubens, diesen Verfall der Sitten hätten unsere Bischöfe mit leichter Mühe durch einen edlen Widerstand abwehren können. Doch, o des Schmerzes, fast alle haben gemeinsam hiezu die Hand geboten und die dem Fürsten gebührende Huldigung der Huldigung Gottes vorgezogen. Wenn Sie nur die von ihnen ausnehmen: den Kardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, den Fürsten Esterhazy, Bischof von Agram, einen Mann von wahrhaft apostolischen Tugenden, und den Grafen von Edling, Erzbischof von Görz, so können die übrigen sämmtlich mit vollem Rechte eher Verwüster als Wächter ihrer Heerde genannt werden." *) Das ist in der Tat ein schmachvolles, aber ein wohlverdientes Zeugnis, das ein Zeitgenosse Josef II. den Generalseminaren ausgestellt hat.

*) Siehe die Belegstelle am Ende dieses Buches!

Über Franz Xaver Werk, den Professor der Pastoral, Liturgik und Katechetik, ist sehr wenig zu sagen, es wäre eigentlich viel mehr darüber zu sagen, daß man einen Mann, bei dem sich die geistige Gebrechlichkeit des hohen Alters schon längst bemerkbar gemacht hatte, aus dessen wässerigen Vorlesungen die Theologen des III. Kurses keinen oder nur sehr dürftigen Gewinn ziehen konnten, und dessen Vortrag fast unverständlich und ungenießbar war, weil er aus einem zahnlosen Mund kam, so lange den Lehrstuhl so wichtiger theologischer Disziplinen einnehmen ließ. Werks vademecum und Talisman war Reichenbergers „Pastoralanweisung zum akademischen Gebrauch". Statt Werks Vorlesungen aus Reichenbergers Werk anzuhören, hätten wir das genannte Werk mit mehr Nutzen und Muße im Konvikt direkt lesen können. Werk hatte so wenig Korpsgeist, daß er uns meistenteils Predigten von protestantischen Pastoren als nachzuahmende Muster vorlas, z. B. von Reinhard und Schleiermacher — gewiß eine große Taktlosigkeit und Armseligkeit, da es mit der kathol. Predigt-Literatur nicht derart bestellt ist, daß wir vor fremder Türe betteln gehen müßten! Es war mir das zweifelhafte Glück beschieden, die Vorlesungen Werks und Hugs im letzten Jahre ihrer akademischen Laufbahn zu hören.

Adelbert Maier hielt Vorlesungen über neutestamentliche Exegese, Pädagogik und Archäologie

der Hebräer. Er war ein vortrefflicher Lehrer und besaß einen tadellosen Charakter.

Franz Josef Buß hielt Vorlesungen über das kanonische Recht. Er war ein Original und Genie sondergleichen. Er glühte von Mut und Begeisterung für Religion, Wahrheit und Recht. Er besaß ein vortreffliches Gedächtnis, eine erstaunliche Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit und eine hinreißende, bezaubernde Beredsamkeit. Es war eine Lust und ein hoher Gewinn, diesen, in jeder Weise außerordentlichen Mann zu hören, der wie ein zürnender und rächender Erzengel mit dem flammenden Schwerte der Wissenschaft, des Humors, des Wizes und der Satyre das Christentum und das Recht der Kirche verteidigte und ihre Feinde bekämpfte; dabei wurde er durch eine imponierende Gestalt, eine geistreiche Physiognomie, ein strahlendes, leuchtendes Auge, ein kräftiges, wohlklingendes Sprachorgan und eine sehr lebhafte Gestikulation unterstüzt. Niemand hat s. Z. die katholische Religion und die Monarchie so heldenmütig und standhaft verteidigt wie der weltliche Professor Buß, und daß derselbe so oft im Kampfe unterlag, war nicht seine, sondern derjenigen Schuld, die ihn, gegen Pflicht und Gewissen, entweder während des Kampfes feige verließen oder sich an demselben gar nicht beteiligten.

Anläßlich der Schilderung der Professoren der Theologie und ihrer Vorlesungen möchte ich einen

sehr beklagenswerten Mißstand erwähnen, nämlich die Vernachlässigung der lateinischen Sprache, die ja mit Recht „die Kirchensprache“ genannt wird. Ich habe es schon weiter oben sehr bedauert und getadelt, daß sich in den oberen Klassen des Gymnasiums und Lyzeums Professoren und Schüler während des Unterrichtes in der lateinischen und französischen Sprache weder der lateinischen, noch der französischen Sprache bedienten, um wie viel mehr ist es aber zu mißbilligen und zu beklagen, daß selbst auf der Universität die lateinische Sprache, die Muttersprache der Theologie, gänzlich ignoriert und verachtet wurde! Ist es aber keine Verachtung dieser für den Theologen so wichtigen und notwendigen Sprache, wenn die Professoren, die derselben doch mächtig sein müssen, ihre Schüler, die ja nach neunjähriger Erlernung derselben lateinisch verstehen, nicht in der Kirchensprache unterrichten? Wozu lernt denn der Knabe und Jüngling mit vieler Mühe auf den gelehrten Mittelschulen die lateinische Sprache? Soll vielleicht damit, daß die Professoren sich ängstlich hüten, mit ihren Schülern lateinisch zu reden, der vollgiltige Beweis geliefert werden, daß die Sprache des antiken Roms eine tote Sprache ist? Oder soll durch die Verfehmung der lateinischen Sprache, durch ihre Verbannung aus den Lehrzimmern der Mittelschulen und den Hörsälen der Universität etwa die Sittenlehre so recht drastisch zur Anschauung gebracht und

zur Nachahmung empfohlen werden: daß man die Toten in Ruhe lasse? Doch sei ihm, wie ihm wolle, so viel aber ist unbestreitbar gewiß, daß schon die drei Jahre auf der Universität, während denen man in den Hörsälen kein Sterbenswörtlein lateinisch reden hörte, und die zehn Monate im Seminar, wo die lateinische Sprache als ein Artikel immerwährender Abstinenz, bezüglich der Vorlesungen, betrachtet und behandelt wurde, hinreichten, daß wir der lateinischen Sprache erheblich entfremdet wurden. Man könnte zwar einwenden: die Theologen selbst sollten in freiem Eifer die Kenntnisse, die sie in der lateinischen Sprache sich erworben, konservieren und immer mehr erweitern, und zwar dadurch, daß sie lateinische Kirchenväter lesen. Ganz gut und schön gesagt und gemeint, allein wie verhält es sich mit der Ausführbarkeit dieses Vorschlages, sofern man sich auf den Boden der Wirklichkeit stellt? Ich antworte: Sehr ungünstig; denn wenn der Theologe all den Fächern, die er ex officio zu studieren hat, und über deren Kenntnis er im Laufe von drei Jahren neunzehn Examina (so viele waren es zu meiner Zeit) und ein General-Examen, den concursus pro seminario, ablegen muß, den nötigen Eifer und Fleiß widmet, wenn er im Examen über so viele und schwierige Fächer nicht Blut schwizen soll und sich nicht der Gefahr aussezen will, durchzufallen, so erübrigt ihm keine Zeit und vergeht ihm alle Lust, sich patristischen

Studien hinzugeben. Wenigstens im ersten und zweiten Jahre des Studiums der Theologie ist es rein unmöglich, neben Kirchengeschichte, Einleitung in das alte und neue Testament, Dogmatik und Moral und noch einigen Nebenfächern, troz allen Eifers und Fleißes, ein Privatstudium zu treiben, sofern die genannten Fächer nicht stiefväterlich behandelt werden sollen. Patristische Studien würden den Theologen des I. und II. Kurses unbedingt mit geistiger Arbeit überladen und ihn verhindern, die obligaten Fächer zu bewältigen. Die Konviktoren des I. und II. Kurses verloren überdies viele Zeit durch die Repetitionen, die sie besuchen mussten und deren Nuzen und Gewinn, nach meiner Ansicht, sehr fraglich waren. Wozu denn überhaupt eine Repetition in der Kirchengeschichte? Und wie konnte eine Repetition in der Moral diejenigen noch weiter fördern, die den begeisterten Vortrag Hirschers gehört hatten? Blos in der Dogmatik erschien eine Repetition sehr wünschenswert, ja selbst notwendig, weil Staudenmaier vor lauter Polemik und Weitschweifigkeit niemals ans Ziel kam; der Repetent der Dogmatik konnte sich also dadurch ein großes Verdienst erwerben, daß er die fragmentarische Arbeit Staudenmaiers ergänzte, vervollständigte und beendigte, indem er die Dogmatik nach einem abgeschlossenen und praktischen Handbuche vortrug. Sollten die im Konvikte eingeführten Repetitionen aber den Zweck haben, unfleißige und

notdürftig talentierte Jünglinge zum Studium anzueifern und sie durch 19 Examina und den concursus pro seminario zu bugsieren und zu remorquieren, so waren sie sicherlich eine Sisyphusarbeit, denn „ein Hund, den man auf die Jagd tragen muß, der taugt nichts“. Sofern die Universitäts-Professoren der Theologie tüchtige und praktische Lehrer, und ihre Schüler nicht auf den Kopf gefallen und ums Sitzleder gekommen sind, halte ich die Repetitionen für ein unnützes Wiederkäuen und für vertrödelte Zeit.

Das patristische Studium ist aber auch an und für sich keine so leichte Sache, wie manche vielleicht vermuten, denn viele, und gerade die gelehrtesten Kirchenväter, z. B. Thomas von Aquin, bedienten sich einer eigenen, von ihnen erfundenen Terminologie, über die gewöhnliche Lexika keinen Aufschluß erteilen. Auch hat sich im Lauf der Jahrhunderte eine eigene kirchliche Terminologie und Diktion für theologische Begriffe, für kirchliche Handlungen, Zustände und Rechte u. s. w. gebildet, in deren Verständnis die Theologen eingeführt, und die ihnen geläufig gemacht werden sollten, und eben darum wäre es durchaus zweckmäßig, daß, wenn nicht gerade alle, so doch wenigstens Dogmatik und Kirchenrecht in lateinischer Sprache vorgetragen werden. Die alten Pfarrer und Ordenspriester konnten korrekt und perfekt lateinisch reden, weil es zu ihrer Zeit usus war, in den höheren Klassen der Gymnasien und Lyzeen

lateinisch zu sprechen, und weil in den Scholastikaten und in den Hörsälen der Universitäten die lateinische Sprache obligat war. Die Erfahrung lehrt, daß Meßbuch und Brevier allein den Theologen nicht vor dem allmäligen Vergessen der lateinischen Sprache schüzen. Ein Priester aber, der die lateinische Sprache radebricht, gleicht einem Vogel, der infolge langer Käfighaft das Fliegen verlernt hat.

Nachdem ich dem geneigten Leser die Porträts der Professoren der Theologie vor die Augen gehalten, komme ich endlich zur Beantwortung der Frage: wie ich dem Deismus entsagt und wieder ein gläubiger Christ geworden?

Das, meinem Vater gegebene Versprechen und meinen gemachten Vorsaz: aufrichtig, ehrlich und eifrig Theologie zu studieren, habe ich, mit gutem Gewissen darf ich es sagen, vollinhaltlich erfüllt. Ich verlegte mich wißbegierig und ernst auf das Studium der Fundamentalfächer der Theologie: auf die „Enzyklopädie“ und „Die Theorie der Religion und Offenbarung“, dargestellt von Staudenmaier. Ich vertiefte mich wahrhaft in diese zwei hochwichtigen Abhandlungen desselben, ich beschäftigte mich Tag und Nacht, wachend und träumend mit denselben, ich erwog, prüfte und beherzigte, ich wand und wehrte mich aus allen Kräften gegen Überrumpelung und Gefangenschaft, ich verschanzte und verteidigte mich, d. h. den Deismus, die pure Vernunft-

religion — allein alles umsonst: ich musste kapitulieren und das Gewehr strecken. Ich war besiegt und kampfunfähig gemacht. Doch meine Niederlage war ein glänzender Sieg und eine herrliche Auferstehung.

Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß ein Jeder, der sich nicht absichtlich verblendet und sein Herz verhärtet, der nicht aus Eigensinn und Troz der Wahrheit widerstrebt, der nicht flatterhaft und leichtsinnig, gedanken- und interesselos die genannten Abhandlungen liest, sondern dieselben aufrichtig und ernstlich studiert; von den dort für das Dasein eines persönlichen, überweltlichen Gottes, für die Möglichkeit, Notwendigkeit und Wirklichkeit der göttlichen Offenbarung an die Menschen und die Wahrheit des Christentums angeführten Gründen vollständig überzeugt wird. Wer seinen Leidenschaften, die gegen eine geoffenbarte Religion, gegen das Christentum und das christliche Sittengesez energisch protestieren, Stillschweigen gebietet, wer sein Gewissen von dem despotischen Drucke befreit, den er bisher auf dasselbe ausgeübt, wer seine Seele vom Aussaz der Sünde reinigt und Jesum Christum, der von sich gesagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", in sein Herz aufnimmt, wer die süßen Erinnerungen seiner gläubigen, frommen und harmlosen Kindheit wieder in sich aufleben und zu seinem Herzen reden läßt, wer sich die weisen Lehren, die wohlmeinenden Mahnungen und die ernsten War-

nungen seiner Eltern, und besonders die herzlichen Zusprüche seiner liebevollen und tiefbekümmerten Mutter ins Gedächtnis zurückruft; auf den üben die erwähnten Abhandlungen einen geradezu überwältigenden und niederschmetternden Eindruck aus. All die Wahngebilde und Hirngespinnste, mit denen eine selbstgefällige Sophisterei und hochfahrende Rabulisterei Geist und Herz geäfft, zerstieben, wie Rauch und Nebel vor der aufgehenden Sonne, vor den scharfsinnigen Beweisen und den unerbittlichen Syllogismen, mit denen Staudenmaier Religion und Christentum verteidigt. Seine Argumente sind Keulenschläge, die Lug und Trug, Wahn und Zweifel niederstrecken.

Nachdem ich lange und ernstlich studiert, geprüft, erwogen und verglichen, beugte ich meine Vernunft unter die göttliche Offenbarung, unter das Dogma der Kirche. Allerdings war ich in dieser Beziehung noch nicht ganz am Ziele angekommen, denn es gab noch manche Spezialität, die meinen, eines Neophyten, Glauben auf eine harte Probe stellten. Allein nachdem ich einmal auf dem dogmatischen Gebiete festen Fuß gefaßt und von der göttlichen Stiftung der Kirche, von ihrer Inspiration durch den heiligen Geist, von ihrer Lehrautorität und Unfehlbarkeit in allen, den Glauben, die Sittenlehre, die Disziplin und den Kultus betreffenden Dingen überzeugt war, durfte ich mit gutem Grunde hoffen, in kurzer Zeit

auch über jene Punkte ins reine zu kommen, die mir jezt noch nicht einleuchteten. Wer eben in allem, was die Religion und das Christentum betrifft, jahrelang sich selbst als unumschränkten Freiherrn betrachtete und das Urteil über alle religiösen Fragen lediglich seiner kurzsichtigen Vernunft anheimstellte; den kommt es sehr schwer an, solche Dogmen zu glauben und jenen Disziplinar-Vorschriften sich zu unterwerfen, welche von den Weltkindern längst mit Anathem und Interdikt belegt und mit Verachtung und hohnlachend zurückgewiesen worden sind. Doch wahr ist, was St. Paulus in dieser Beziehung, I. Korinther, I. 27, geschrieben: „Was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen, und das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen,“ und diese Bibelstelle fand auch an mir ihre Bestätigung: das vor der Welt Törichte erkannte ich bald als Wahrheit und Weisheit.

Ich weiß wohl, daß man mit solchem Bekenntnis den Weltkindern ins Aug greift, auf heftigen Widerspruch bei ihnen stößt und ihren Zorn und Spott auf sich zieht; sie sagen nämlich, wenn jemand zur Kirche zurückkehrt, entweder: „Der Renegat ist ein wankelmütiger, leichtgläubiger Schwachkopf, der sich von den Römlingen übertölpeln oder schrecken ließ“, oder: „Er ist ein Heuchler, der aus Eigennuz und Selbstsucht seine Überzeugung verleugnete

und zum Kreuze kroch." Den Weltkindern, den Aufgeklärten, den „starken Geistern" ist es nämlich ein unfaßbarer Gedanke, daß jemand, der eine gelehrte Staatsanstalt besucht, alte und neue Klassiker gelesen, das pantheistische System kennen gelernt, auf der Eisenbahn gefahren, an seiner Korpsburschen-Müze dreieckige, von Kommersen herrührende Löcher zur Schau getragen, tanzen und fechten gelernt, Theater, Konzerte und eine Weltausstellung besucht hat, aus Überzeugung und in reiner Absicht „ultramontan und ein Pfaffenknecht" werden kann. Religiöse Interessen und Anliegen, Pflege des Seelenheiles und treue Anhänglichkeit an die Kirche heißen sie: „religiöse Überspanntheit, Betschwesterei, Muckertum, Scheinheiligkeit und Fanatismus". Klemens Brentano, der deutsche Dichter und Biograph Katharinas von Emmerich, war, vor seiner Bekehrung, in religiös-kirchlicher Beziehung eine Wetterfahne oder Indifferentist und in moralischer ohne sittlichen Lebensernst. Seine literarischen Produkte jener Zeit sind das treue Abbild seines Seelenzustandes, das schlimmste davon ist „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter." Nachdem er sich bekehrt hatte, bereute er tief das schwere Ärgernis, das er durch seine Schriften zahllosen Lesern gegeben hatte. Er ließ es aber dabei nicht bewendet sein, sondern er kaufte fürs erste alle Exemplare derselben auf und verbrannte sie, und fürs zweite verfasste er von nun an nur solche

Schriften, die den christkatholischen Glauben befestigten und zur Übung der Tugend aneiferten. Man wäre nun gewiß zur Annahme berechtigt, diese Genugtuung leistende und sühnende Tat Brentanos würde alle Anerkennung in der Öffentlichkeit gefunden haben; doch dem war nicht so! Die ganze Meute der literarischen Schergen und Folterknechte liberaler und modern-heidnischer Richtung fiel über den edlen Mann her und stellte ihn als einen Abtrünnigen, als einen Verräter, Heuchler, Betbruder, Wahnwizigen 2c. an den Pranger. Und gerade so erging es den Konvertiten und Schriftstellern: Friedrich von Schlegel, Kritiker und Ästhetiker; er verfasste in jüngeren Jahren den anstößigen, schlüpfrigen Roman „Lucinde", was ihn später sehr reute, weßwegen er denselben unter seine Werke nicht aufnahm. Er konvertierte 1803, aus Überzeugung und Gewissenhaftigkeit; ferner: Leopold von Stolberg, Friedrich von Hurter, Ludwig von Haller, Georg Phillips, Karl Ernst Jarke und nicht minder der Konvertitin und Schriftstellerin Ida Gräfin von Hahn-Hahn. Was die Weltkinder und die Moderngläubigen niemals verzeihen, ist: Rückkehr zur positiv-christlichen Religion, zum katholischen Dogma und zum Gehorsam gegen die römische Kirche. Als sich die Frau des berühmten Geschichtsforschers und Rechtsgelehrten Phillips, der aus Überzeugung und Gewissenhaftigkeit zur katholischen Kirche

zurückgekehrt war, bei dem preußischen Minister von Altenstein, der, so viel an ihm lag, den Hegel'schen Pantheismus zur preußischen Staatsreligion machte und den Kampf mit Droste von Vischering, Erzbischof von Köln, und mit Dunin, Erzbischof von Posen-Gnesen, inszenierte, über die Zurücksezung ihres Mannes beschwerte, sagte derselbe: „Liebe Frau, wenn es Ihr Mann nur nicht aus Überzeugung getan hätte!" Dieser absonderliche Minister des Unterrichtes und Kultus rechnete es also dem hochgelehrten und charakterfesten Phillips zum Verbrechen an, daß er aus Überzeugung konvertiert hatte! Wenn also Phillips aus offenbar verwerflichen Rücksichten, aus Egoismus, Klugheit oder Geldgier konvertiert hätte, dann würde man ihm diesen Schritt nicht verargt, ihn nicht zurückgesezt und nicht verfolgt haben. Ich habe wohl nicht notwendig, hier zn bemerken, welche Bezeichnung solche Gesinnung eigentlich verdient. Ja, ja, nur keine Entschiedenheit, keinen Ernst, keine Überzeugung und keinen Charakter in religiöser Beziehung an den Tag legen — solches ist nicht nach dem Geschmacke der, den Ton angebenden Fraktion des juste milieu, der Skeptiker und Eklektiker, die, vor lauter Religion, sich zu keiner Religion bekennen!

Ich habe weiter oben gesagt: „Wer die süßen Erinnerungen seiner gläubigen, frommen und harmlosen Kindheit wieder in sich aufleben und zu seinem

Herzen reden läßt, wer sich die weisen Lehren, die wohlmeinenden Mahnungen und die ernsten Warnungen seiner Eltern, und besonders die herzlichen Zusprüche seiner liebevollen und tiefbekümmerten Mutter, ins Gedächtnis zurückruft," der kann, wenn die Erweckungsgnade ihm zuteil wird, den Rückweg zur Kirche wiederfinden und sich bekehren, und damit wollte ich einesteils konstatieren, welch hohen Wert eine religiös-sittliche Erziehung der Kinder von Seite der Eltern hat, und anderenteils meiner Überzeugung Worte verleihen, daß es horrend selten und ein fast unerhörter Fall ist, daß jemand, der entweder ungläubige oder der falschen Aufklärung huldigende Eltern hatte, dem namentlich eine fromme, zärtlich liebende Mutter abging, und der vom Christentum abfiel, wieder zur Kirche zurückkehrt und sich wahrhaft bekehrt. Ich habe hier namentlich studierende Söhne im Aug und sage: wenn die Eltern im Herzen ihres Sohnes nicht, bevor er an eine gelehrte Mittelschule kommt, ein religiöses Fundament legten, wenn sie ihm nicht tiefe Ehrfurcht vor Gott, Liebe zum gekreuzigten Heiland und Gehorsam gegen seine heilige Kirche einpflanzten, wenn sie ihn nicht zur gewissenhaften Verrichtung des Gebetes anhielten, nicht an Ordnung, Zucht und sittlichen Lebenswandel gewöhnten, wenn sie ihn nicht mit Liebe und Ernst beschworen, der Religion und Tugend treu zu bleiben, wenn sie ihm nicht durch Religiosität,

Frömmigkeit und sittlichen Lebensernst vorleuchteten; dann geht er, fern vom elterlichen Haus, von zahllosen Versuchungen und Gefahren umringt, fast ohne Ausnahme, für Religion, Kirche und Tugend verloren, ja selbst die Gnade Gottes vermag ihn, in der Regel, nicht mehr fürs Christentum und die Bekehrung zu gewinnen, und zwar darum nicht, weil ihr jeder Anknüpfungspunkt fehlt, weil sich kein Heimweh nach dem verlorenen Paradies der gläubigen Kindheit einstellen kann — ignoti nulla cupido — weil der im elterlichen Haus Verwahrloste die beseligende Kraft und Gewalt der Religion über das Menschenherz an sich niemals kennen lernte, weil er den süßen Frieden, den die Religion und Tugend der Seele bringen, niemals verkostete und darum unfähig ist, den schreienden Unterschied zwischen der frommen Hingabe an Gott und der sittlichen Verwilderung, zwischen den stillen, heiligen Geistes- und Herzensfreuden und dem wüsten Sinnentaumel, zwischen dem süßen Seelenfrieden und den Qualen eines schuldbeladenen Gewissens zu ermessen. Ja, eine solide christliche Erziehung, ein exemplarisches, friedliches Familienleben und namentlich eine, vom magischen Schimmer der Gottesminne, der Andachtsglut und der Tugend umstrahlte Mutter, sind dem, vom Sturm und Wogendrang der Verführung hin- und hergeworfenen studierenden Jüngling ein Rettungsanker, der ihn vor dem Untergang bewahrt, und

ein Leuchtturm, der ihm den Rückweg zum rettenden Hafen zeigt. Der gelehrte Graf de Maistre sagt: „Ein Sohn, der auf dem Schoße seiner Mutter beten gelernt hat, kann niemals völlig zu Grunde gehen," und der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, vor dem die Mutter des noch heidnischen und unbekehrten Augustinus ihr liebendes und sorgenerfülltes Herz unter Tränen ausschüttete, tröstete dieselbe mit den Worten: „Der Sohn solcher Tränen (d. h. einer solchen tief bekümmerten Mutter) kann nicht verloren gehen." Und er ging nicht verloren, sondern er ging in sich, wurde Christ, Priester, Bischof und ein Heiliger. Ja, eine gläubige, ungeheuchelt fromme, ehrwürdige und liebevolle Mutter ist der gute Genius, der Schuzengel ihrer Kinder, ihre Sprüche der Weisheit; ihre Mahnungen und Warnungen prägen sich unverwischbar dem Geist und Herzen ihrer Kinder ein, sie verlieren niemals ihre Bedeutung und geheimnisvolle Kraft, sie lassen sich nicht bannen und ins Totenregister eintragen. Wie das Weizenkorn seine Lebensfähigkeit und Triebkraft, troz der Länge der Zeit, nicht verliert, so das Wort, das gute Beispiel, das Gebet und die Tränen einer Mutter — sie sind unsterblich, sie erheben sich geisterhaft selbst aus dem Grabe, treten vor die Seele des Kindes hin und predigen ihm Sinnesänderung und Buße. In diesem Sinne bestätigt sich die Behauptung des Brandstifters auf dem religiösen, kirch-

lichen, politischen, pädagogischen und sozialen Gebiete, Gustav Flourens', der in der durch und durch revolutionären Broschüre «La libre pensée» schreibt: „Der Feind ist Gott, **Haß gegen Gott ist der Anfang der Weisheit.** Wenn die Menschheit fortschreiten will, so muß sie den Atheismus zur Grundlage haben. Es ist unumgänglich notwendig, **bei** der Erziehung der Kinder jede Spur von Religiosität zu verbannen, **weil sonst dadurch in der Kindheit einige Longitudinalfasern des Gehirns mit Religion infiltriert** werden; und wenn man dann im kräftigsten Mannesalter auch alle Religion weggeworfen, so hat man doch im späteren Alter nicht mehr die Kraft, gegen das religiöse Gift zu reagieren. Zum Besten der Kinder muß man daher der heranwachsenden Generation die Prinzipien des Atheismus mit Gewalt aufzwingen." Natürlich, denn dann können die Longitudinalfasern des Gehirns nicht mit Religion, diesem furchtbaren Gifte, infiltriert und imprägniert werden. Freilich, freilich: durch eine christliche Erziehung im elterlichen Hause, durch die gewissenhafte Erfüllung der Mutterpflicht und den Religionsunterricht werden allerdings, und Gott sei Dank, die Longitudinalfasern des Gehirns der Kinder, um mit Flourens zu reden, mit Religion infiltriert und imprägniert, und ist dabei nur zu bedauern, daß dieses so notwendige und heilsame Geschäft der religiösen Chemie und Pharmazie oft

so lässig und leichtsinnig betrieben wird. Der wahrhaft diabolische Vorschlag Gustav Flourens' sollte alle Eltern, Priester und Lehrer anspornen, die ihrer Obsorge, Leitung und Pflege von Gott anvertrauten Kinder frühzeitig und reichlich mit Religion zu infiltrieren, um sie dadurch vor dem eigentlichen und wahren Gifte: dem Unglauben, der Gottlosigkeit, der Verführung und der Sittenlosigkeit zu schüzen, oder es ihnen wenigstens möglich zu machen, nach dem Abfall vom Christentum und schwerer Verirrung sich wieder zurechtzufinden und, wie einst der verlorene Sohn, reuevoll in die Arme des treulos und schmählich verlassenen himmlischen Vaters zurückkehren zu können.

Mir ist aus eigener Erfahrung nicht ein einziges Beispiel bekannt, daß ein studierender Jüngling, der ungläubige, aufgeklärte, dem Zeitgeist huldigende Eltern, einen Pantheisten oder Indifferentisten zum Vater und eine emanzipierte Weltdame zur Mutter gehabt, ein Christ im Glauben und Leben geworden wäre; dagegen sind mir aus eigener Erfahrung mehrere Beispiele bekannt, daß studierende Jünglinge, die an ungläubigen Staatsanstalten um die Religion gekommen und in sittlicher Beziehung schwere Einbuße erlitten hatten, aber von entschieden gläubigen, kirchentreuen und gottesfürchtigen Eltern, namentlich von einer frommen und seeleneifrigen Mutter erzogen worden waren, sich mit der Kirche

aussöhnten und aufrichtig bekehrten. Das, was eine gotterleuchtete, weise, ihrer schweren Verantwortung vor Gott sich bewußte und ihre Kinder in Gott liebende Mutter denselben tief ins Herz gepflanzt, ist gleichsam ein mächtiger Magnet, der sie später, nachdem sie sich verirrt hatten, aus der Nacht und Finsternis des Unglaubens und aus dem Elend und der Knechtschaft der Sünde befreit und in den Beichtstuhl und an die Kommunionbank führt. Die Zusprüche, Gebete und Tränen einer christlichen Mutter sind gleichsam der Ariadnefaden, der ihren Kindern es ermöglicht, den Rückweg aus dem Labyrinthe schwerer Verirrung und sittlicher Verwilderung zu finden; sie sind die Erweckungsgnade, die Gott Zahllosen zutheil werden läßt, die am Glauben Schiffbruch gelitten und gegen Gottes Gebote schwer gefrevelt.

Ich habe nicht umsonst etwas ausführlicher von diesem hochwichtigen Gegenstande geredet, das geschah nämlich aus dem Grund, weil demselben in der Regel viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, weil ich mich ferner verpflichtet fühlte, hier eine Dankesschuld an meine Mutter selig abzutragen, und weil ich manchen Leser zur Entrichtung desselben Tributes an seine Mutter, gleichviel ob sie noch unter den Lebenden weilt oder schon in die Ewigkeit abberufen wurde, ernstlich auffordern möchte. Ja, nebst der zuvorkommenden Gnade Gottes, ver-

danke ich es der treuen Sorgfalt und dem heiligen Eifer, die meine Eltern der Erziehung ihrer Kinder hatten angedeihen lassen, ganz besonders aber den eindringlichen Lehren und Ermahnungen, den Bitten und Tränen meiner Mutter, mit denen sie den Himmel bestürmte, als ich von Jerusalem nach Jericho ging und dabei unter die Räuber fiel, daß ich zum Christentum zurückgekehrt bin und zurückkehren konnte. Aber zu diesen natürlichen und übernatürlichen Kräften gesellte sich noch der günstige Umstand, daß ich Theologie studierte; und dem Zusammenwirken dieser drei Faktoren gelang es, mir die Augen zu öffnen und mich in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen. Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß ich in der Opposition gegen das Christentum und die Kirche verharrt wäre, wenn ich nicht Theologie studiert hätte. Alle meine Studiengenossen, die sich anderen Berufsfächern zuwendeten, hielten am modernen Heidentum fest, und manche derselben beteiligten sich in hervorragender Weise am Kampf gegen das Christentum und die katholische Kirche. Ich führe diesbezüglich zwei sehr lehrreiche Beispiele eigener Erfahrung an.

Studiosus Josef Z. bezog mit mir die Universität und trat mit mir auch ins Konvikt ein. Ich wußte, da wir zu Rastatt in der Unter- und Obersexta auf Einer Bank gesessen und Mitkneiper der „Markomannia“ gewesen, daß er durchaus nicht be-

absichtigte, Priester zu werden, sondern die Philologie als „Brodfach“ erwählt hatte. Da Z. aber von Haus aus kein Vermögen besaß, so wollte er sich auf kluge, listige Weise während der Zeit des Studiums seines Berufsfaches dadurch freie Station im Konvikt verschaffen, daß er sich als Theologen auf der Universität inskribieren ließ und im I. und II. Semester des I. Kurses die Hauptfächer der Theologie hörte. Er gedachte im II. und III. Kurs denselben Plan zur Ausführung zu bringen. Außer den theologischen Disziplinen wollte er philologische Fächer hören, die Philologie als eigentliches Studium betreiben und schließlich der Theologie valet sagen, nachdem ihn das Konvikt drei Jahre lang beherbergt und beköstigt hatte. Um diesen schlau entworfenen Plan vollständig realisieren zu können, hätte aber Z. mehr Talent und Fleiß und bei weitem weniger Durst und Leichtsinn haben müssen, als das wirklich bei ihm der Fall war. Alle Konviktoren waren nämlich laut Statuten verpflichtet, am Schlusse eines jeden Semesters über jedes, während desselben gehörte Hauptfach eine Prüfung abzulegen. Wer dieser Verpflichtung nicht nachkam, musste, sobald er mit zwei Hauptexamen im Rückstande war, das Konvikt verlassen. Es gehörte nun selbstverständlich viel Talent und Fleiß dazu, diese Examina abzulegen, respektive zu bestehen und nebenher noch philologische Fächer zu hören und zu studieren. Am Ende des II. Seme-

sters wurde Z. aus dem Konvikte gewiesen, weil er im I. Semester mit einem Examen im Rückstande geblieben war und im II. sich gar keinem unterzogen hatte. Allein Z. hatte doch wenigstens ein Jahr kosten- und sorgenfrei gelebt. Wie sich Z. sodann von 1845 bis 1849 als Philologe in Freiburg durchschlug, kann ich nicht angeben, da ich demselben nur selten auf der Straße oder im Universitätsgebäude begegnete, aber das erfuhr ich, daß er eine intime Freundschaft mit dem damaligen Universitäts-Fechtmeister, dem s. g. „Haufuchs“ E . . . . geschlossen habe, der ein solcher Kapitallump war, daß er seinen riesigen Leib noch zu Lebzeiten an zwei Anatomien, an jene zu Straßburg und jene zu Freiburg, verkaufte und den Erlös in Bier und Branntwein vertilgte. Diese mit E. geschlossene Freundschaft ist ein klarer Beweis, daß Z. von 1845 bis 1849 jedenfalls mehr dem Bierglas als den Büchern zugesprochen und eifriger gekneipt als studiert haben wird. Als im Frühjahr 1849 die Revolution losbrach, trat Z. in die Reihen der Studentenlegion, retirierte mit derselben vom Neckar bis zur Murg und begab sich in die Festung Rastatt. Die Preußen schlossen Rastatt, diese „Mausfalle“, wie man damals die Festung nannte, ringsum ein und zwangen sie nach kurzer Zeit, sich, wegen Mangel an Proviant und Munition, am 23. Juli, zu ergeben. Die ganze Besazung — meuterisches Militär, Freischärler und

Studenten-Legionäre — wurde als kriegsgefangen erklärt, in die Kasematten abgeführt und nach einiger Zeit vor ein Kriegsgericht gestellt. Z. wurde, da er noch nicht 30 Jahre alt war, also zum ersten „Aufgebot" gehörte, freigesprochen. Allein in den sehr feuchten und darum sehr ungesunden Kasematten war er von einem hartnäckigen Fieber befallen worden, das in eine galopierende Schwindsucht überging. Er erbat darum in Karlsruhe die Aufnahme in das dortige allgemeine Krankenhaus. Kaplan H., dem die geistliche Pflege der katholischen Hospitaliten anvertraut war, und der sich beim ersten Besuche Z's davon überzeugte, daß dessen Tage gezählt waren, machte denselben in schonendster Weise auf seinen bedenklichen Zustand aufmerksam und ermahnte ihn, nach Pflicht und Gewissen, sich auf den Tod vorzubereiten, d. h. sich mit Gott durch den würdigen Empfang der heiligen Sakramente auszusöhnen. Höhnisch und frivol lachte ihm hierauf Z. ins Gesicht und sagte: „Sie werden als geweihter Hausierer mit Ihrem geistlichen Kram bei mir sehr schlechte Geschäfte machen, denn ich bin aus Überzeugung Pantheist, ich halte das pantheistische System für die einzige, eines vernünftig denkenden Menschen würdige Religion und alle andern Religionen und Konfessionen für Humbug und Schwindel. Der erträumte Himmel mit allem, was d'rum und d'ran hängt, und mit dem man bei Kindern, alten Weibern und Idio-

ten gute Geschäfte machen mag, ist mir um ein Glas Lagerbier feil, und stinkt mir das lezte Vater unser noch zum Hals herauf, obgleich ich dasselbe vor vielen Jahren gebetet habe. Ich gebe mich, bezüglich meines nahen Endes, durchaus keiner Täuschung hin, denn ich weiß, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist, und mir die lezte Stunde sehr bald schlagen wird, aber als Pantheist fühle ich weder ein Bedürfnis noch ein Verlangen nach den s. g. Tröstungen der Religion. Wenn Sie mir überhaupt einen Dienst oder einen Gefallen erweisen wollen, so ersuche ich Sie, mich mit Ihren Besuchen und Zusprüchen zu verschonen. Ich habe längst aufgehört, Katholik und Christ zu sein, da ich also absolut nicht in Ihren Schafstall und zu Ihrer Herde gehöre, so kann ich sogar mit Recht verlangen, daß Sie mir Ihre Pastoration nicht aufnötigen. Im Übrigen habe ich die Ehre“ — mit diesen Worten drehte er sich im Bette um, kehrte sein Gesicht gegen die Wand und verharrte im Stillschweigen. Z. lebte noch acht Tage, und starb, wie er gelebt hatte — ungläubig, unbußfertig und verstockt. Z. war das Opfer des modern heidnischen Unterrichtes und der sittlichen Verwahrlosung an den gelehrten Mittelschulen.

Im Jahre 1847 wohnte ich als Theologe des III. Kurses der Frohnleichnamsprozession in Frei-

burg bei. Dieselbe wurde sehr feierlich und würdig gehalten. Alle Professoren der theologischen Fakultät beteiligten sich an derselben, von den übrigen Fakultäten aber blos drei Professoren: nämlich Dr. Buß, Dr. Schwörer und Dr. Wetzer, alle andern katholischen Professoren, sammt Akademikern, die keine Theologen waren, glänzten durch ihre Abwesenheit. Aus dem Münster bewegte sich die Prozession durch die Münstergasse und bog dann in die Kaiserstraße ein. Alle Häuser, an denen die Prozession vorüberging, waren mit Blumen, Guirlanden, Kränzen, Teppichen und Bildern reich verziert. In der Kaiserstraße nun, vis à vis des Museumsgebäudes, veranlasste der katholische Akademiker B., der in Offenburg das Gymnasium absolviert und ein Jahr nach mir die Universität Freiburg bezogen hatte, ein sakrilegisches und nebstdem höchst widerwärtiges, ekelhaftes Skandal. B. bewohnte ein Zimmer des 3. Stockes, dessen zwei Fenster sich auf der Fasade des Hauses, die der Kaiserstraße zugekehrt war, befanden. Bevor die Prozession begann, hing B. einen gewissen Topf, dessen man sich gewöhnlich des Nachts bedient, vor das Fenster, unterhalb der Fensterbank, so daß derselbe von allen Vorübergehenden gesehen werden konnte oder vielmehr: gesehen werden musste. Als die Prozession auf der Kaiserstraße erschien, legte sich B., angetan mit einem Schlafrock von geblümtem Stoff, mit bedecktem Kopf und eine Tabakspfeife

schmauchend, recht behaglich breit unters Fenster. Durch die erwähnte Fensterdekoration, durch seinen relativ sehr flegelhaften Anzug und sein Tabakschmauchen wollte er selbstverständlich seine Verachtung des katholischen Dogmas von der Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Altarssakrament, seine Verhöhnung des Kultus und der Liturgie der katholischen Kirche und sein modernes Heidentum an den Tag legen. B. beleidigte und kränkte, beschimpfte und ärgerte aber damit auch alle Diejenigen, die als gläubige, kirchentreue Katholiken sich der Prozession angeschlossen hatten, und überdies beging er eine flagrante Verlezung der Toleranz, der Religions- und Gewissensfreiheit, davon gar nicht zu reden, daß er sich das Zeugnis ausstellte, ein roher Bengel, ein frecher Schlingel und unflätiger Wicht zu sein. Staunend, empört, mit Entrüstung und heiligem Zorn gewahrten die der Prozession Beiwohnenden die profane, triviale Fensterzierde B's und empfanden schmerzlich die Jesu Christo im allerheiligsten Altarssakramente und auch ihnen selbst angetane Beschimpfung und Schmach und wunderten sich, daß die hochlöbliche und hochmögende Hermandad gegen diese öffentliche und frivole Gotteslästerung und Religionsschändung nicht einschreite. Doch siehe da: auf einmal zieht sich B. vom Fenster zurück, und nach etlichen Minuten entfernt er den Topf und schließt das Fenster; es mußte also dennoch eine poli-

zeiliche Intervention stattgefunden haben. Welcher Haß gegen die Religion überhaupt, und namentlich gegen das Christentum und die katholische Kirche, muß diesen Akademiker beseelt haben, und welcher Geistes- und Herzensroheit und Impertinenz muß er infolge dessen verfallen gewesen sein, daß er es wagte, allem Anstand, aller Bildung, Gesittung, Toleranz und Humanität Hohn zu sprechen und ins Gesicht zu schlagen! Ja, diese zwei Beispiele, die durchaus nicht aus der Luft gegriffen, sondern nach der Natur wahr und treu gezeichnet sind, enthüllen einen fürchterlichen Abgrund und eine moralische Verkommenheit, in welche die studierende Jugend damals versunken war, und die ihnen heute noch droht! Aber wer wird sich ernstlich darüber wundern, und wie konnte es anders sein unter den dem Leser bekannten Verhältnissen und Zuständen an den gelehrten Mittelschulen und den Universitäten? Und, leider, wie kann es auch heutzutag noch anders sein! Bereits alle Professoren, deren Vorlesungen die Nicht-Theologen hören, sind von Haß und Verachtung des Christentums erfüllt und ergehen sich in hämischen und frivolen Bemerkungen über den Ultramontanismus und die „römische canaille und camarilla“. Alle Lehrbücher ihres Faches predigen unverblümt den Pantheismus und werfen Steine nach dem christlichen, speziell nach dem katholischen „Aberglauben“. Auch ist die Kneipe, der Fechtboden

und das Theater niemals eine Filiale und Pflanzschule des Christentums gewesen. Es dürfte ein wahres Mirakel sein, wenn ein Akademiker, ein Mediziner, Jurist, Philolog oder Kameralist an einem Sonn- oder Festtag einer heiligen Messe beiwohnt oder zur österlichen Zeit die heiligen Sakramente empfängt. Sind sie aber, nach bestandenem Staatsexamen, ins praktische Berufsleben eingetreten, dann haben sie weder Lust noch Liebe, und oft auch weder Zeit noch Gelegenheit, sich mit religiösen Fragen zu befassen. Die am weitesten verbreiteten und mit Vorliebe gelesenen Zeitungen predigen ihnen die seichtesten religiösen Grundsätze und geben der Abneigung und dem Übelwollen, der Verachtung und Kampfeslust gegen Kirche, Hierarchie und Kultus stets neue Nahrung. (Die in diese Kategorie gehörende „Gartenlaube“ hatte anno 1886 schon 270.000 Abonnenten!) Dazu gesellen sich die Sorgen für eine Familie, für Weib und Kind, die im Casino, Museum ꝛc. in liberalem Geiste geführten Diskussionen über die Kirchenpolitik, die Weltbegebenheiten, die verschiedenartigen Tagesfragen und lokalen Neuigkeiten, die sehr oft mit der Religion verquickt werden, und die zu erfüllenden Obliegenheiten dieses oder jenes Vereines, die ja wie Pilze emporschießen und mit klettenhafter Zudringlichkeit Mitglieder werben, für die Bekämpfung des Christentums Propaganda machen und ihre Legionen anfeuern, gegen die katholische Kirche

Sturm zu laufen. Dazu kommen noch viele schwer wiegende Rücksichten, z. B. Beförderung, Gehaltszulage, Titel- und Ordenssucht, infolge deren sich gar viele Staatsdiener eine lakaienhafte, servile Gesinnung gegen ihre Vorgesezten, die in der Regel mit einer unbesiegbaren Antipathie gegen das Christentum und die katholische Kirche behaftet sind, aneignen. Welcher Staatsdiener, Civilist oder Militär, welcher „Ganz-“ oder „Halbstudierte“ wirft noch einen Blick in die heilige Schrift, in eine Apologie des Christentums, in eine Schrift religiösen Inhaltes und orthodoxer Richtung? Welcher legt nicht schnell, als habe er die Finger verbrannt, ein Buch auf die Seite, das aus dem Verlage von Herder, Benziger, Kirchheim, Pustet, Bachem, Schöningh, Theissing u. s. w. stammt? Welcher bedient sich eines Gebetbuches, beteiliget sich spontan an der Frohnleichnams-Prozession und benimmt sich würdig in der Kirche, beim Gottesdienst, wenn er ex officio am Geburtstage des Landesherrn der kirchlichen Feier desselben beiwohnen muß? Denjenigen, die aus dem Prägstock der aufgeklärten Gelehrtenschulen des konfessionslosen Staates hervorgegangen, ist es eine Sache von apodiktischer Gewißheit, daß sich das Christentum überlebte, und daß es mit seinen Märchen, Fabeln und Wundern, mit seinem, den Sinnen schmeichelnden Gottesdienst, mit seinen Bruderschaften, Rosenkränzen und Heiligenbildern nur noch das „un-

wissende“ Volk befriedigen kann. Ihnen, als Männern, die auf der Höhe der Zeit stehen, sich mit der Physiologie und Chemie auf dem Laufenden erhalten und die hohe Aufgabe des XIX. Jahrhunderts erfaßt haben, die im Urschleim, in den Monaden oder Zellen den Urgrund aller Dinge erkennen und den Gorilla freudig als Stammvater anerkennen, ist es über jeden Zweifel erhaben, daß Religion und Aberglauben identische Begriffe sind, daß das Beten das sicherste Symptom der Geistesstörung und Gemütskrankheit ist, und daß Vernunft und Natur die einzig und allein berechtigten und maßgebenden Autoritäten, Lehrmeister, Gesezgeber und Wegweiser für den Menschen sind. Und eben darum haben sie definitiv mit jeder Religion gebrochen, sie halten grundsäzlich alles von sich fern, was sie an Christus, Erlösung, Gnade, Gebet und Todbett erinnert; sie deckeln sich in religiöser Beziehung förmlich, wie Schnecken im Spätjahr, ein, damit ja kein religiöser Luftzug sie berühren kann. In diesem Falle nüzt es auch nichts, wenn solche pantheistischen oder deistischen Klausner und Anachoreten heilige Mütter gehabt hätten. Auch streckt der Stifter des Christentums nicht jeden, ihm Troz Bietenden und ihn Verfolgenden zu Boden und donnert ihn an: «Saule, Saule, quid me persequeris? . . . . Durum est tibi contra stimulum calcitrare», d. h. Saulus, Saulus, warum

verfolgst du mich? .... Schwer wird es dir, wider den Stachel auszuschlagen. Apostelgesch. IX. 4 u. 5.

Das erwähnte drohende Hindernis, Theologie zu studieren und, nach Absolvierung dieses Studiums, Priester zu werden, war also glücklich überwunden, aber wenn ich nun als gläubiger Christ rückwärts oder vorwärts schaute, so bot sich meinen Blicken ein sehr trauriger Anblick dar: viele Ruinen, Fehltritte und Verirrungen, für den Dienst Gottes, das Leben der Gnade und die sittliche Vervollkommnung verlorene Jahre, wenn ich rückwärts, und eine schwer zu leistende Genugtuung, die Tilgung des, durch den Abfall vom Christentum und die Verachtung und Übertretung der Gebote Gottes und der Kirche in der Seele und im Herzen entstandenen Verderbnisses, der hartnäckige Kampf gegen tief eingewurzelte Gewohnheitssünden und die Erwerbung jener Tugenden, die jeder Christ, ganz besonders aber der Priester, besitzen soll, wenn ich vorwärts schaute.

Es ist überhaupt schwer, mit Satan, Welt und Fleisch stets siegreich zu kämpfen, den sündhaften Trieben, Neigungen und Begierden abzusterben, in Jesu Christo einen gottesfürchtigen Wandel zu führen und in Übung der Tugend eine gewisse Virtuosität zu erlangen, weil der Mensch infolge der Erbsünde geschwächt wurde und zur Sünde hinneigt, weil er

„in seinen Gliedern ein anderes Gesez inne wird, das dem Geseze seines Geistes widerstreitet, und das ihn unter dem Gesez der Sünde gefangen hält, das in seinen Gliedern ist," und „weil der Geist zwar willig, aber das Fleisch schwach ist;" um wie viel schwerer also ist es, allen Anforderungen des Christentums zu entsprechen, nachdem man mit Satan ein Schuz- und Truzbündnis gegen Gott geschlossen, der verkehrten Welt gedient, dem Fleisch unrechtmäßige Zugeständnisse gemacht, Leidenschaften großgezogen, sündhafte Gewohnheiten genährt, Leib und Seele geschadet und einen großen Teil der kostbaren, unwiederbringlichen Zeit verloren! Sich wahrhaft und gründlich bekehren, ist ein Riesenwerk. O mit der Beicht und Kommunion, mit einigen Seufzern und Tränen, mit Versprechungen, guten Vorsäzen und Gelöbnissen, mit einem kühnen Anlauf und Einer ritterlich überwundenen Versuchung ist nicht alles abgetan, das ist noch lange keine Bekehrung; es muß vielmehr eine völlige Wiedergeburt vor sich gehen und eine radikale Erneuerung des Geistes und Herzens nach Maßgabe des Evangeliums vorgenommen werden; das aber ist schwer, sehr schwer, das erfordert lange Zeit, große Kraft, vielen Ernst, stete Wachsamkeit und heldenmütige Ausdauer und Beharrlichkeit. Freilich meinen gar viele, sie könnten eine tief eingewurzelte, langjährige Leidenschaft mit einem kühnen Griff und schnellen Ruck aus dem Herzen

reißen und privilegierter Gewohnheitssünden, die ihnen längst in Fleisch und Blut übergegangen und zur zweiten Natur geworden, durch einen Kernspruch, durch einen Machtbefehl, durch das drohende: «Quos ego!» Herr und Meister, respektive ihrer los und ledig werden, und sie könnten dann mit dem nassen Schwamm der Bußzähren den Aussaz der Sünde in der Seele hinwegwischen, mit dem Wund- und Wunderbalsam der göttlichen Gnade allein die tiefen und tödlichen Wunden des Herzens heilen und ihrem, in Ohnmacht versunkenen Willen durch fromme Zusprüche und Sentenzen die Sklavenketten abnehmen — eine arge, gefährliche Täuschung! Der Zustand, in welchen Leidenschaften und Gewohnheitssünden Seele und Herz versezen, läßt sich teilweis sehr wohl mit den Worten Gustav Flourens' bezeichnen: sie infiltrieren die Longitudinalfasern des Gehirnes und Herzens mit ihrem Gift und Krankheitsstoff, sie rosten und fressen sich so tief in das innerste Wesen der Seele und des Herzens ein, daß sie nur mit unsäglicher Mühe, durch tägliche Selbstverleugnung, Überwindung und Kampf und unter steter Mitwirkung der Gnade Gottes, besiegt und vernichtet werden können.

Der Student hat aber, außer der generellen Bekehrung, sich noch einer speziellen zu unterziehen, was so zu verstehen ist: wie man sinnbildlich vom Ausziehen des alten Adam redet, so kann man mit

demselben Fug und Recht figürlich auch vom Ausziehen der s. v. Studentenhosen reden. Wie das Erste notwendig und mühevoll ist, so auch das Zweite. Und wie der alte Adam eine ganz fatale Anhänglichkeit an den Menschen besizt und sich verzweifelt zur Wehr sezt, wenn er ausgezogen werden soll, gerade so die Studentenhosen, auch sie haften pudelnärrisch an dem Bruder Studio und können in vielen Fällen gar nicht und in den andern nur mit Gewalt und stückweis hinweggerissen werden. Unter den Studentenhosen sind nämlich zu verstehen: die Gewohnheiten und Gepflogenheiten, die Manieren und Eigentümlichkeiten der Studenten, namentlich die Renommisterei und das absprechende Wesen, die Verachtung jeder Autorität und die maßlose Überschäzung seiner selbst, der Mangel an wahrem Ehrgefühl und Charakter, die Trunksucht und Jagd nach sinnlichem Vergnügen. Diese Studentenhosen haben mit den Kleidern der Israeliten in der Wüste viele Ähnlichkeit, sie waren nämlich, laut V. Buche Mosis, XXIX. Kapitel und 5. Verse, unzerreißbar, sie widerstanden also sehr lange der Zeit und allen Strapazen, und geradeso verhält es sich mit den Hosen der Musensöhne: sie widerstehen sehr lange der Zeit und freuen sich, nachdem der Musensohn die Universität verlassen und pro forma philisterhafte Montur angezogen, noch lange, als Unterhosen, des Lebens. Findet sich dann eine passende Gelegenheit, fühlt sich

der ehemalige Bruder Studio in seinem Element, trifft er mit Studienfreunden zusammen, so verschaffen sich alsbald die Studentenhosen Geltung. Ach, es hält so schwer, zu befolgen, was David im XXVI. Psalm, am 14. Verse befohlen: »Viriliter age!« d. h. handle männlich! Mann wird man leicht, ohne Anstrengung und Verdienst, aber männlich handeln, handeln nach festen, bewährten Grundsätzen, Charakter besitzen, Christ sein in Wort und Tat, das kommt nicht von selbst, das vollzieht sich nicht ohne Zutun und Mitwirkung von Seite des Menschen, das ist löblich, rühmlich und verdienstlich.

Ich konstatiere hier, daß das Leben und die Verhältnisse im Konvikt weder der Bildung eines männlichen Charakters noch der sittlichen Umwandlung günstig waren. Überall, wo studierende Jünglinge zusammengepfercht sind, herrscht ein burschikoses, burleskes Wesen, das nicht selten zu Reibereien und Ausschreitungen führt. Die Hausordnung und die mit der Überwachung der Konviktoren betrauten Organe reizen den, der äußeren Freiheit beraubten, aber dieselbe schmerzlich vermissenden und nach derselben lechzenden Studenten stets zu Kontraventionen. Die Wahrheitsliebe wird täglich auf eine harte Probe gestellt; Übermut und Schelmenstreiche stehen immer auf der Lauer und warten auf eine schickliche Gelegenheit, sich freien Paß zu verschaffen, und der auferlegte Zwang verleitet sehr leicht zu Scheinheilig-

keit und Heuchelei. Die Konviktoren waren, so zu sagen, amphibienartige Wesen, denn sie waren einesteils akademische Bürger, die sich einer fast schrankenlosen Freiheit erfreuen, und anderenteils Zöglinge einer Anstalt, deren Hausordnung ihre Lebensweise in allweg regelte und sie Tag und Nacht, mit Ausnahme der Kollegienzeit und wöchentlich zweier Nachmittage, hinter Schloß und Riegel hielt. Vier Wochentage waren bierlos, dafür entschädigten sich aber sehr viele an den zwei freien Nachmittagen und am Sonntag in einer solchen Art und Weise, daß sie ohne Kompaß und Steuer den Rückweg ins Konvikt antreten mussten.

Ich konstatiere ferner, daß es ein sehr schweres Stück Arbeit ist, den Geist des Gebetes wieder zu erlangen, nachdem man jahrelang von andern Geistern, unter denen besonders die alkoholischen stark vertreten waren, sich beherrschen ließ, sein Herz an den Eitelkeiten der Welt zu ersättigen gesucht und Aug und Hände nie zum Himmel emporgehoben. Was Wunder, wenn die Seele ihre Schwungkraft verliert, wenn die Gedanken meisterlos wie Schmetterlinge umherflattern, und das Herz an der Erde haftet! Der Gebetseifer und das Beten im Geist und in der Wahrheit sind die Frucht der Liebe Gottes, ist nun diese Liebe erkaltet oder erstorben, dann sinkt das Gebet zu einem mechanischen Lippenwerk herab, es ist ohne Kraft und Saft, es wird sogar mit in-

nerem Widerstreben und Widerwillen verrichtet, und darum ist es nuzlos und eitel, es erlangt weder Gnade noch Segen. Soll das Gebet seinem Begriff und Zweck wieder entsprechen, soll es eine wirkliche Erhebung des Geistes und Herzens zu Gott, ein kindlich zutrauliches und vertrauensvolles Reden mit Gott, eine Verherrlichung seiner Eigenschaften, eine Anrufung seiner Hilfe, eine Danksagung für die von ihm erhaltene Gnade sein; so muß zuerst die Liebe Gottes im Herzen wieder entzündet werden. Ein Wunder wars, daß aus dem Felsen in der Wüste Wasser hervorquoll, als Moses, auf Gottes Befehl hin, mit seinem Stabe an das harte Gestein schlug, und ebenso ist es als ein Wunder zu betrachten, wenn in einem Herzen, das für Gott erstorben war, wieder Liebe entzündet wird. Gott wirkt allerdings noch immer dieses Wunder, aber wie lange muß der Mensch an sein, durch Abfall vom Christentum, durch Weltliebe, Verirrung und Verwahrlosung versteinertes Herz schlagen, bis es fähig und würdig ist, einen Funken der Liebe Gottes in sich aufzunehmen!

Ich konstatiere endlich, daß es von großem Vorteil, ja sogar unumgänglich notwendig wäre, diejenigen, welche an den gelehrten Mittelschulen mit der heillosen Mythologie näher bekannt geworden und in eine wahre Schwärmerei für das olympische Leben und Treiben gerieten, einer sorgfältigen Desinfektion

zu unterwerfen, ich fürchte aber sehr, selbst Chlorgas, Carbolsäure und Benzin dürften sich als wirkungslos gegen die in Leib und Seel eingedrungenen mythologischen Bazillen erweisen. Vielleicht wäre zu hoffen, wenn diese antiseptischen Mittel gleichzeitig mit einem sehr kräftigen Exorzismus in Anwendung gebracht würden, und damit noch eine Nachkur, bestehend aus dem Gebrauche von Santonin, Koussopulver und unguentum mercuriale sich verbände, daß dann Jupiter und Juno, Apollo und Venus, Amor und Psyche sammt dem ganzen sauberen Personal der olympischen Hexenküche die Flucht ergriffen. Wahrlich die Mythologie der Griechen und Römer, wie sie zu meiner Zeit gelehrt wurde, wirkt bei der studierenden Jugend, die ohnehin so leicht in Feuer und Flammen gerät, höchst verderblich, und weil sich mit ihr die meisterlose Lektüre der deutschen Klassiker, namentlich Göthes und Schillers, der seichtesten Romane und Novellen und der Besuch des Theaters assoziiert, so darf man ohne alle Übertreibung sagen, diese geistigen Mächte sengen und brennen in der Seele und im Herzen des studierenden Jünglings und richten in denselben eine große Verwüstung an. Sie schmeicheln sich, girrend und reizend, mit Blumen umkränzt, in Seele und Herz ein, regen die Sinnlichkeit gewaltig auf und entzünden eine heftige Feuersbrunst, die umso weniger bemeistert werden kann, weil das moderne Heidentum alle Löschapparate

für derartige Brände in die Rumpelkammer geworfen. Die verführerischen, reizenden, üppigen mythologischen und erotischen Bilder umgaukeln Tag und Nacht den Geist, sie drängen sich in alle Gedanken, Gefühle, Wünsche, Hoffnungen und Strebungen, sie halten jede edlere Regung der Seele und des Herzens nieder und üben einen wahren, eigentlichen Terrorismus über Leib und Seele aus. Mag man sich auch ermannen und diese Mameluken- und Janitscharen-Wirtschaft sich verbitten, mag man diese aufsäzige, freche und unverschämte Brut gleichsam zur vorderen Haustüre hinauswerfen, so kommt sie sogleich zur hinteren wieder herein; mag man sich bekreuzen, beten, mit Weihwasser besprengen, den Namenspatron und den Schuzengel anrufen — vergebliches Bemühen für lange, lange Zeit! Ich sage nicht: für immerdar, sondern nur: für lange, lange Zeit; denn durch Flucht der Gefahr, heroischen Kampf, beharrliches Gebet, Lektüre erbaulicher Bücher, namentlich des Lebens der Heiligen, werden die unzüchtigen Bilder der Mythologie und der Romane, sammt den schlimmen Folgen ihrer Betrachtung, nach und nach aus der Seele verbannt. Ein Sack kann seines Inhaltes dadurch leicht entlediget werden, daß man ihn umstülpt, und dann kann er sogleich mit etwas anderem wieder gefüllt werden, aber nicht so die Seele, denn sie ist kein Behältnis, das bei seiner Anfüllung sich rein passiv und objektiv verhält, sondern sie ist

ein von Gott stammendes, Gott ähnliches, unsterbliches Wesen, das, mit den Jahren zum vollen Gebrauch seiner Kräfte gekommen, nach freier Wahl sich für oder gegen Gott, für oder gegen die Tugend entscheidet. Die Seele ist weich wie Wachs, weßwegen sie die Eindrücke des Guten und Bösen in sich aufnehmen kann, aber hart wie Stahl, um sie festzuhalten, namentlich gilt dies bezüglich des Bösen, und zwar aus dem Grund: die gefallene Natur neigt sich zur Sünde, zu sündigen, darf man nur seiner gefallenen Natur freien Lauf lassen, und ist dabei nur der Widerstand des christlich erleuchteten Gewissens zu besiegen; gilt es aber: die Tugend zu üben, so ist die böse Lust, die Verderbtheit des Herzens und die Schwäche des Willens zu besiegen. Diese dreifache Opposition bei Übung der Tugend ist viel mächtiger als jene des Gewissens allein bei Begehung der Sünde. Die Sünde haftet aber viel hartnäckiger in Seele und Herz, weil sie Blut und Nerven in viel höherem Grade in Mitleidenschaft zieht als die Tugend; ich erinnere nur an den Haß und Zorn, die Unkeuschheit und Unmäßigkeit, den Neid und die Rachsucht, die bekanntlich die Herrschaft über Leib und Seele an sich reißen und dann ganz autonom und autokratisch schalten und walten — eine traurige, aber wohlverdiente Lage, in welche der Sünder sich durch eigene Schuld versezt, denn wer zu stolz und zu feig ist, Gott zu dienen und Jesu sanftes Joch

zu tragen, der wird zur gerechten Strafe Satans und seiner Leidenschaften Sklave.

Die in religiös-sittlicher Beziehung überaus traurigen Zustände an den Universitäten Deutschlands und Österreichs haben in den dortigen Katholiken den Wunsch hervorgerufen, eine katholische Universität zu besitzen, und in ihnen den Entschluß zur Reife gebracht, in Deutschland und Österreich je eine katholische Universität zu gründen. Die katholischen Vereine Deutschlands und Österreichs fassten, im Jahre 1848, den Beschluß: es seie eine katholische Universität für Deutschland, und im Jahre 1857: es seie eine solche auch für Österreich, und zwar in Salzburg, zu errichten. Der Landtag des Herzogtums Salzburg fasste seinerseits, am 18. Oktober 1884, den Beschluß: es seie die Errichtung einer freien katholischen Universität in Salzburg mit allen Kräften anzustreben, und zugleich seien die nötigen Schritte zu tun, dieses große Werk zustand zu bringen. Infolge dieses Beschlusses bildete sich ein katholischer Universitätsverein, der seinen Siz in Salzburg hat und den Zweck verfolgt, die Stiftung einer katholischen Universität dortselbst zu ermöglichen. Den sehr eifrigen Bemühungen dieses Vereines ist es zu verdanken, daß bis 1. Mai 1890 zu erwähntem Zwecke 75.565 Gulden gesammelt wurden; wenn man aber bedenkt, daß Österreich diesseits der Leitha ein fast ganz katholisches Land ist, und daß

es in denselben enorm reiche Familien gibt, wenn man erwägt, daß die in den Vereinigten Staaten Nordamerikas lebenden Katholiken zur Stiftung der kath. Universität in Washington in der gleichen Zeit 6 Mill. Dollars, also fast 149 mal mehr, gespendet haben als die Katholiken Zisleithaniens zur Errichtung einer kath. Universität in Salzburg, und wenn man in Betracht zieht, daß sich ein Jeder, dem die Erhaltung des Christentums am Herzen ligt, kaum der Überzeugung verschließen kann, daß die Stiftung einer katholischen Universität ein schreiendes Bedürfnis ist, um dem hereinbrechenden modernen Heidentum in Wissenschaft, Kunst und sozialem Leben einen Damm entgegenzusezen; so erscheint die genannte Summe denn doch als ein dürftiges Opfer, das davon Zeugnis ablegt, daß es bei sehr vielen teils an Opferwilligkeit zur Vollbringung eines eminent christlichen Werkes, teils an klarer Einsicht und an rechtem Verständnis dessen fehlt, welch hohe Güter, betreffs der zu errichtenden katholischen Universität, auf dem Spiele stehen, die der Mit- und Nachwelt erhalten bleiben sollen. Wer den Notschrei und Hilferuf der katholischen Vereine Deutschlands und Österreichs und des katholischen Universitätsvereines in Salzburg vernommen und von Gott die Mittel erhalten hat, das im eigentlichen Sinne des Wortes heilige, gottgefällige und hochverdienstliche Werk — die Stiftung einer katholischen Universität — zu er-

möglichen, und dennoch teilnahmslos bleibt und seine Hand verschließt, der ist entweder stumpfsinnig oder vom antichristlichen Zeitgeiste beleckt oder ein Mitglied jener Sippschaft, deren Devise lautet: «Beati possidentes».

Sollte mein Buch, das den Unterricht und die Erziehung der studierenden Jugend an den gelehrten Mittelschulen und den Universitäten im Sinn und Geist des modernen Heidentums und der falschen Aufklärung mit aller Entschiedenheit verurteilt, nachdem es die schrecklichen Folgen solchen Unterrichtes und solcher Erziehung anschaulich geschildert hat, zur Gründung einer katholischen Universität in Deutschland und Österreich etwas beitragen; so will ich Gott preisen, der auch das Böse, (das gottentfremdete Mittelschulen und eine Universität gestiftet haben, und das mein Buch veröffentlichte,) zum Guten zu lenken weiß.

In jüngster Zeit wurden zwei katholische Universitäten errichtet, die eine in Freiburg, in der Schweiz, und die andere in Washington, in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

In Frankreich bestehen seit dem Jahre 1875 sechs katholische Universitäten, und besitzt Belgien seit dem Jahre 1835 eine katholische Universität.

Der geistreiche, für die katholischen Interessen s. Z. unermüdet tätige Professor Dr. Buß verfasste drei Schriften, in welchen er die Notwendigkeit einer

gründlichen Reform des Unterrichtes an den gelehrten Mittelschulen und den Universitäten Deutschlands schlagend nachwies und Vorschläge zur Errichtung einer katholischen Universität in Deutschland machte. Die Titel dieser Schriften lauten: „Aufgabe des katholischen Teils deutscher Nation", „Die notwendige Reform des Unterrichtes und der Erziehung der katholischen Weltgeistlichkeit Deutschlands" und „Die freie katholische Universität Deutschlands".

An einigen konfessionell gemischten Universitäten Deutschlands und Österreichs haben sich, seit einiger Zeit, katholische Studenten-Verbindungen oder Vereine gebildet,*) die es sich zur Aufgabe gemacht, ihre Mitglieder zu verpflichten, sich in Wort und Tat als katholische Christen zu zeigen, ihre religiösen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, die Vorlesungen

*) Der Vorort der katholischen Studentenverbindungen ist München. Die dortige Verbindung «Aenania» berichtete zu Anfang des Jahres 1890 in ihrem Korrespondenzblatt, daß sich an 18 Universitäten katholische Studentenverbindungen befinden, die 657 aktive Mitglieder zählen, nämlich 180 Studenten der theologischen, 176 der medizinischen, 155 der juristischen und 146 der philosophischen Fakultät. Das sind sehr erfreuliche Zahlen, und wird jeder echte Christ und Patriot wünschen, Gottes Vorsehung und Gnade mögen den katholischen Studentenverbindungen so viele Glieder zuführen, daß aus ihnen ein starkes Heer gläubiger, frommer und charakterfester Kirchen- und Staatsdiener, Bürger und Menschenfreunde erwachse.

fleißig zu hören, eifrig zu studieren, sich der, an den Universitäten erbsäßigen Kneiperei zu enthalten und sich nicht zu duellieren. An der Wiener Universität bestehen zwei solche Vereine, die «Austria» und die «Norica». Es gehört ein ungewöhnlicher Mannesmut und Charakter dazu, sich an einer Universität wie Wien, wo weitaus die Majorität der Professoren sich vom Christentum emanzipiert hat, dem modernen Heidentum huldigt und gegen jede positive Religion ihre souveräne Verachtung ostensiv zu erkennen gibt, und wo sehr viele Studenten den gewöhnlichen Burschenschaften angehören und sich durch Arroganz, Impertinenz und Rauflust auszeichnen, freimütig als gläubigen Christen und kirchentreuen Katholiken dem Spott und Hohn und selbst tätlichen Insulten auszusezen. Es ließ sich vermuten, daß die Korpsstudenten früher oder später über die Mitglieder der genannten katholischen Verbindungen meuchlings herfallen und durch eine solenne Keilerei ihre Begriffe von Bildung und akademischer Freiheit an den Tag legen würden. Solches geschah denn auch am 26. Oktober 1889, und zwar teils im Universitätsgebäude, teils vor demselben, unter freiem Himmel und am hellen Tage. 3—400 Korpsstudenten insultierten und prügelten 40—50 Mitglieder der Austria und Norica, von denen viele leicht und 4 bis 5 schwer verwundet wurden. Eine solche Roheit und Brutalität ließe sich allenfalls von Bauernburschen, Fabriklern, Zigeu-

nern oder Zulukaffern erwarten und bei ihnen auch einigermaßen entschuldigen, nimmermehr aber von und bei akademischen Bürgern. Welch eine Heldentat: 3—400 rohe Bengel überfallen einen Trupp von 40 – 50 friedlichen Studenten und prügeln dieselben nach Art der Hausknechte, weil sie, die Austrier und Noriker, sich, aus Gründen der Vernunft, der Religion und des Gewissens, nicht duellieren! Solche Früchte zeitigt die von der Religion emanzipierte Wissenschaft! Und solche Exempel des Vandalismus und des „schlagfertigen“ Fanatismus, die in den Brutöfen der gottentfremdeten Wissenschaft ausgeheckt werden, plädieren am lautesten und eindringlichsten für die Errichtung einer katholischen Universität und überhaupt für die Wiedereinführung des Christentums in **allen** Anstalten des Unterrichtes und der Erziehung.

All die entsetzlichen Katastrophen, die wir in jüngster Zeit auf dem Gebiete der Moral erlebten, sind lediglich die Folge der Verbannung des Christentums aus den Schulen und Familien, aus den Lehrbüchern, Zeitungen und Unterhaltungsschriften, sie sind die schauerlichen Ruinen, die das moderne Heidentum und der Darwinismus auf ihrem Triumphzuge durch die Hörsäle der Universitäten und der gelehrten Mittelschulen, der Präparandien und Kunstakademien, durch die Prunkgemächer der hohen Aristokratie und die „Tempel“ der Thalia, durch die Dru-

ckereien und Arbeitssäle der weißen Sklaven der Großindustrie und des Kapitalismus hinter sich gelassen haben. Und darum bietet einzig und allein die Rückkehr zum Christentum Rettung und Heil. Die Rückkehr zum Christentum muß sich aber auf dem ganzen Gebiete der Pädagogik und Wissenschaft, der Volks-, der gelehrten Mittel- und Hochschulen vollziehen. Sollten in Deutschland und Österreich zwei katholische Universitäten ins Leben treten, so wären dieselben, in Verbindung mit den schon bestehenden katholischen Studentenvereinen, wohl ein schöner, erfreulicher Anfang, aber auch nicht mehr als ein Anfang, weil keine radikale Heilung des vorhandenen Übels; eine solche kann nur dadurch erfolgen, **daß der Staat einen gründlichen Systemwechsel, bezüglich des Unterrichtes und der Erziehung in allen öffentlichen Schulen, eine prinzipielle Reform des gesammten Schulwesens, namentlich an den gelehrten Mittelschulen, eintreten läßt.** Kämen die Abiturienten von den Staatsgymnasien, wie bisher, als moderne Heiden, frivole Religionsspötter und sittlich verkommene Subjekte, **infolge eines Machtspruches ihrer Eltern**, auf eine katholische Universität, so würden auch die entschiedensten und eifrigsten katholischen Professoren nichts mehr über sie vermögen oder nur in horrend seltenen Fällen einen oder den andern dem Unglauben und dem Sittenverderbnis entreißen können. Es ist wahr und wird sich durch alle Zeiten er-

proben, was Salomon in den Sprüchwörtern, XXII. 6., gesagt: „Hat ein Jüngling seinen Weg gewohnt, so weicht er nicht davon, auch wenn er alt geworden,“ und was der Prophet Jeremias mit den Worten bestätigt: „Wenn ein Mohr seine Haut und ein Panther seine Flecken verändern kann, so könnt auch ihr Gutes tun, die ihr das Böse gewohnt seid.“ XIII. 23. Auch die Heiden waren von der Wahrheit dessen, was Salomon und Jeremias in den erwähnten Worten ausgesprochen, überzeugt, denn der Dichter Horaz schreibt in seinen Episteln, I. Buch, 2. Epistel, Vers 69: «Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu,» d. h. ein neuer Hafen riecht lange nach dem, womit er einmal gefüllt war. Und in demselben Buche, in der 10. Epistel, Vers 24, tut er den Ausspruch: «Naturam expellas furca, tamen usque recurret,» d. h. magst du die Natur auch mit der Gabel (mit dem Karste) ausreuten, so wird sie doch wieder zum Vorschein kommen. Sündhafte Gewohnheiten und Leidenschaften werden dem Menschen aber zur zweiten Natur, weßwegen die erwähnten Aussprüche der heiligen Schrift nnd des Dichters Horaz auch auf sie angewendet werden können und müssen.

Daß viele Studenten der Theologie, obgleich sie die hinlänglich geschilderten Staatsgymnasien besuchten, dennoch zum Christentum und zur Kirche zurückkehren, ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt,

daß sie drei Jahre lang fast ausschließlich der Gottesgelehrtheit sich widmen, die Vorlesungen tüchtiger Professoren der Theologie hören, die den Nachweis liefern, daß das Christentum eine göttliche Stiftung ist, der die Menschen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, des Staates, der Familie und namentlich des sozialen Lebens unendlich viel zu verdanken haben; wenn man ferner bedenkt, daß sie, die Theologen, in der Regel in kirchlichen Anstalten wohnen, wo sie zahllosen Gefahren für Religion und Moral entrückt sind, an Ordnung gewöhnt, zum Besuche des Gottesdienstes und zum Empfang der heiligen Sakramente angehalten und zur Führung eines frommen, moralischen Lebenswandels angeleitet werden. All Das entfällt aber bei den Studenten der weltlichen Fakultäten. Wie viele Juristen, Mediziner, Kameralisten, Philologen und Philosophen werden wohl, sofern die gelehrten Mittelschulen in dem religiös-sittlichen Zustand verbleiben, in welchem sie sich bis dato befanden, auf einer katholischen Universität ein christliches Buch kaufen, lesen oder studieren, an Sonn- und Feiertagen einer Messe sammt Predigt beiwohnen, an Ostern die heiligen Sakramente empfangen und an Abstinenztagen kein Fleisch essen? Wahrscheinlich nur wenige. Man wird eben auch in dieser Beziehung sagen müssen: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer."

Soll sich ein völliger Umschwung auf dem

Gebiete des Unterrichtes und der Erziehung an den gelehrten Mittelschulen und Universitäten vollziehen, so kann dieses Riesenwerk nur dadurch zustand gebracht werden, daß der Unterricht in allen Fächern und die ganze Erziehung der Jugend sowohl in den Volksschulen als auch an den Staatsgymnasien und Universitäten auf das Christentum basiert und mit den Grundsäzen der christlichen Kirche in Einklang gebracht werden; daß die Staatsregierung nur solche Männer an den Volksschulen, Gymnasien und Universitäten anstellt, die christgläubig und kirchlich gesinnt sind, daß die Lehrer und Professoren der ihnen anvertrauten Jugend ein gutes Beispiel geben und der Kirche jener Einfluß auf Unterricht und Erziehung der Jugend eingeräumt wird, den sie, im Hinblick auf ihren Beruf, ihre Befähigung und ihren guten Willen, beanspruchen kann und muß. Doch welche pia desideria! Wie viel Wasser wird noch den Rhein und die Donau hinabfließen, bis dieselben in Erfüllung gehen!

Eine, ich möchte fast sagen, mirakulöse Ausnahme von der allgemeinen Regel bildet die Universität in Agram, in Kroatien. Die bei Freund und Feind in hoher Achtung stehende und vortreff-

lich redigierte Wiener Zeitung „Vaterland“ veröffentlichte im Beiblatt vom 24. Oktober 1886 eine Korrespondenz aus Agram, welche über die Installierung des Rektors der dortigen Universität und die dabei gehaltenen Reden Bericht erstattet. Diese Korrespondenz lautet:

„Am 19. Oktober fand im hiesigen Landtagssaale der feierliche Akt der Inauguration des für das Studienjahr 1886/87 erwählten Rektors unserer Universität statt. An der Feier beteiligten sich, außer dem akademischen Senate, den Professoren und Dozenten auch zahlreiche akademische Bürger und ein distinguiertes Publikum, welches die Gallerien bis zum lezten Plaze einnahm. In Vertretung der Regierung war Sektionschef Dr. Spevec, von der Stadt Bürgermeister Hofrat Bodovinac erschienen; die südslavische Akademie vertrat Präses D. Racki.

Zunächst verlas der Prorektor des heurigen Schuljahres, Dr. Gustav Barrow, den Bericht „über die Studienverhältnisse des abgelaufenen Schuljahres.“ In seinen Abschiedsworten ermahnte er die Studierenden, unter Hinweis auf die hohe, der Universität gestellte Aufgabe, die ja, ‚in der Pflege wahrer Wissenschaftlichkeit und in der Heranbildung wahrer Charakterfestigkeit‘ besteht, über dem Streben nach Wissen die Bildung des Charakters nicht zu vernachlässigen. Mit besonderem Nachdruck betonte er, **daß Wahrheit und Gediegenheit des Cha-**

rakters nur in der Religion ihre notwendige Stütze und Grundlage finden, und schloß mit einem warmen Appell an die Studierenden, zum Wohl und zur Ehre der kroatischen Nation an der christlichen Religion, diesem Grundpfeiler wahrer Rechtlichkeit und Charakterstärke, treu festzuhalten als würdige Nachkommen jener glorreichen Vorfahren, die einst in vergangenen Jahrhunderten so ruhmvoll gekämpft und Gut und Blut so freudig hingeopfert haben **‚für des Kreuzes Ehre und die goldene Freiheit'.**

Hierauf übergab der Prorektor dem neugewählten Rektor magnifikus, Dr. Franz Vrbanic, die Insignien der höchsten akademischen Würde und verließ unter stürmischem Applaus und Ziviorufen des Senates und der akademischen Jugend die Rednerbühne.

Rektor Dr. Vrbanic hielt nun seinen Inaugurationsvortrag „über die Notwendigkeit der Statistik für die Zwecke der Verwaltung" und sagte im Verlaufe desselben: ‚Groß sind die Bedürfnisse des kroatischen Volkes, aber ebenso tief und wahr sind auch seine Gefühle, und unter diesen nehmen unbedingt jene den ersten Rang ein, welche das Volk in bösen Tagen aufgerichtet und getröstet, in glücklichen Zeiten zu neuen Taten begeistert haben, **das sind seine religiösen Gefühle, namentlich: der Glauben an die Gottheit des Erlösers. Mit diesen Gefühlen des kroatischen Volkes kann und darf die kroatische**

Universität niemals in Widerspruch geraten, denn sie würde dadurch ihrer hohen Aufgabe untreu werden, und darum verurteilt und weist sie jeden wie immer gearteten Versuch, mit Hilfe der Universität die religiösen Gefühle des Volkes und seinen unerschütterlichen Glauben an Gott zu untergraben, mit aller Entschiedenheit zurück. Solche Versuche, mögen sie unter dieser oder jener Maske sich verhüllen, sind ein fremdes Gewächs, das man auf unseren Boden verpflanzen will, der für die Entwicklung derartiger Keime und Triebe weder jemals geeignet war, noch heute geeignet ist; diese Versuche werden niemals im Stande sein, eine Kluft zwischen der Nation und der Universität zu schaffen.' Anknüpfend daran ermahnte der Rektor die akademischen Bürger, dem Studium mit allem Ernste und unermüdlichem Eifer sich zu widmen, damit sie dereinst, sei es als Priester, sei es als Juristen oder als Lehrer, unter dem Volke und für das Volk erfolgreich wirken können, und schloß seine, an die Studierenden gerichtete Ansprache mit den Worten: ,Bedenken Sie, daß Sie Ihre Pflichten nur dann gewissenhaft erfüllen werden, wenn Ihr Bestreben dahin gerichtet sein wird, die Bedürfnisse unseres Volkes, sein Leben und seine Verhältnisse genau kennen zu lernen, seine Gewohnheiten, seine edlen Gefühle, **vor allem seinen Glauben an Gott,** seine Liebe zum König (der jeweilige

Kaiser von Österreich ist König von Kroatien) und zum Vaterland zu erhalten, zu pflegen und zu stärken.'

Das waren männliche Worte, und der rauschende Beifall, der denselben folgte, zeigte genügend, wie tief deren Wahrheit und Berechtigung von den Anwesenden empfunden wurden. Gewiß wird es jeden aufrichtigen, für das Wohl und den wahren Fortschritt der Nation besorgten Patrioten mit hoher Befriedigung erfüllen, zu sehen, mit welchem Ernste Männer, die auf der Höhe der Wissenschaft stehen, ihren Beruf als Lehrer und Erzieher unserer akademischen Jugend auffassen und, jener modernen, dem Materialismus und der Irreligiosität huldigenden Strömung, die sich auch bei uns nur zu bemerkbar macht, entgegentretend, die hohe Wichtigkeit der religiösen Überzeugung und christlicher Weltanschauung offen anerkennen. Im soeben verflossenen Schuljahre beliebte es einem jugendlichen Professor an unserer Universität, von dem kaum bestiegenen Katheder aus, die Grundlehren des Christentums in einer ebenso gehässigen als oberflächlichen Weise anzugreifen. Seine Magnifizenz, der gegenwärtige Rektor unserer Universität, Professor Dr. Vrbanic, hat sich dadurch ein bleibendes Verdienst erworben, daß er bei dem feierlichen Akte seiner Inauguration Anlaß nahm, jene frivolen Angriffe gebührend zurückzuweisen. Dem Freimute, mit welchem dies geschehen, alle Anerkennung.'

Ich frage: Wie wären wohl die Äußerungen

Dr. Barows und Dr. Vrbanics auf jeder andern österreichischen Universität, namentlich in Wien, Pesth, Graz und Prag aufgenommen worden? Ohne allen Zweifel mit höchster Entrüstung und lauten Protesten, mit Zischen, Pfeifen und Pereatrufen.

Ich wäre sehr begierig, zu erfahren, ob, wann und wo in einer akademischen Aula, mit Ausnahme von Agram, in den lezten Dezennien eine christliche Idee geäußert oder der Name „Gott, Christus, Kirche, Papst 2c." in nicht blasphemischer und nicht sakrilegischer Weise, sondern gläubig und ehrfürchtig ausgesprochen wurde? Sollte es aber jemals geschehen, so würde diese kühne Tat gewiß als eine Beleidigung der Majestät der Wissenschaft, der Aufklärung, des Fortschrittes und der Kultur des XIX. Jahrhunderts an den Pranger gestellt und von den liberalen Zeitungen mit Skorpionen gegeißelt werden. Wie damals, so heute: «Tulerunt ergo lapides, ut jacerent in eum.» Joh. VIII. 59. Da ich die Stelle, wo diese Worte vorkommen, angegeben habe, halte ich die Nichtübersezung derselben für hinlänglich entschuldigt.

Zum Schlusse dieses Kapitels führe ich noch einiges über den

Deutschkatholizismus oder das Rongetum

an, da die Gründung desselben mit meinem Über-

gang auf die Universität stattfand und eine ungeheure Aufregung hervorbrachte.

Es war damals eine sturmbewegte Zeit, alle Elemente befanden sich in Gährung, es brodelte unheimlich wie in einem Hexenkessel, und Staat und Kirche schienen aus den Fugen gehen zu wollen. Fast alle Zeitungen stießen mit vollen Backen in die Lärmtrompete, jeder Gelbschnabel wollte die Welt verbessern und Knecht und Magd trieben hohe Politik und sezten sich zu Gericht über Kaiser und Könige, Kirche und Papst, Bischöfe und Priester, Dogma und Kultus, Disziplin, Wallfahrten und Reliquienverehrung, besonders über die „Anbetung des heiligen Rockes“ zu Trier, der vom dortigen Bischof Arnoldi, vom 18. August bis 6. Oktober 1844, zur Verehrung ausgesezt worden war. Da stieg am 15. Oktober 1844 aus den „Sächsischen Vaterlandsblättern“ eine Brandrakete auf, die alle Elektrizität der gewitterschwangeren Wolken entlud und den ganzen Himmel in ein Flammenmeer verwandelte. Ein „offenes Sendschreiben“ Johannes Ronges an den Bischof Arnoldi von Trier, in betreff des heiligen Rockes, hatte diese schreckliche Katastrophe bewirkt. Ronge, 1813 zu Bischofswalde, in Schlesien, geboren und 1840 in Breslau zum Priester geweiht, wurde schon drei Jahre nach erhaltener Priesterweihe wegen unklerikalen Betragens und Veröffentlichung eines skandalösen Artikels, in oben erwähntem Blatte

„Rom und das Breslauer Domkapitel“ betitelt, suspendiert. Dadurch brodlos geworden, sah er sich genötigt, auf dem oberschlesischen Hüttenwerke Laurahütte eine Hauslehrerstelle zu übernehmen. Mit unerhörter Anmaßung und Frechheit hatte er in dem „offenen Sendschreiben“ den Bischof Arnoldi abgekanzelt und die Ausstellung des heiligen Rockes: „ein, den Aberglauben und Fanatismus beförderndes Götzenfest“ genannt. Dieses Schreiben machte in ganz Deutschland ungeheures Aufsehen. Es wurde von aufgeklärten Katholiken und Protestanten, von der kirchlichen und politischen Oppositions-Sippschaft, namentlich von jenen Männern, die längst auf den Umsturz alles Bestehenden in Kirche und Staat spekuliert und hingearbeitet hatten, von Freimaurern, Demokraten, Republikanern und Sozialisten, mit Jubel begrüßt. Zahllose Pamphlete verbreiteten Ronges Brandrede in allen Städten und Dörfern bis in die entlegensten Hütten des Hochgebirges. Alle Zeitungen beschäftigten sich wochenlang mit derselben. Ronge war auf einmal der Held des Tages, der gefeiertste, berühmteste Mann Deutschlands geworden. Seine Tat wurde mit jener Luthers am 31. Oktober 1517 verglichen, er wurde als der Luther des XIX. Jahrhunderts, als Reformator der katholischen und protestantischen Kirche und als Totengräber des Papsttums und des römischen Aberglaubens gepriesen und verherrlicht. In allen Hôtels und Bierkneipen, in

allen Vereinsversammlungen und Klubssitzungen war Ronge und sein „offenes Sendschreiben“ der Gegenstand des Gesprächs und der hitzigsten Debatte. Ronges Porträt prangte allenthalben in den Gasthöfen ersten Ranges und in den Spelunken der Schnapsbrüder, auf den Pfeifenköpfen und den Busennadeln — es wurde ein völliger Gözendienst mit dem suspendierten und bald auch degradierten und exkommunizierten Ronge getrieben. Er wurde mit Adressen, Gratulations- und Huldigungsschreiben überschüttet, die nicht selten von Geld- und Ehrengeschenken, namentlich von silbernen Pokalen, begleitet waren. In hervorragender Weise beteiligte sich, im Verlaufe des deutschkatholischen Schwindels, das weibliche Geschlecht an der Verherrlichung Ronges, was übrigens kein Wunder war, wenn man bedenkt, daß das zweite deutschkatholische Konzil, das am 15. September 1845 zu Stuttgart gehalten wurde, den Beschluß fasste, daß bei allen Beratungen der neuen Kirche Weiber und erwachsene Mädchen, gleich den Männern, Siz und Stimme haben sollten, und wenn man ferner bedenkt, daß Ronge und Comp. für Aufhebung des Zölibates der katholischen Geistlichen sich aussprachen, infolge dessen dann eine zahllose Legion Mädchen unter die Haube gekommen wäre.

All die Lobhudelei, die Huldigung, die Geschenk und emporwirbelnden Weihrauchsäulen verdrehten den Apostaten, der ohnehin sehr ehrgeizig, eitel und mi

dem Größenwahn behaftet war, vollends den Kopf, sie berauschten ihn so sehr, daß er sich wirklich für den größten Mann des XIX. Jahrhunderts, für den Vollender der, durch Luther, Zwingli und Calvin begonnenen Reformation und für den Vernichter Roms hielt. Bekannt ist sein pompöses Wort: „Der große Wurf ist gelungen, der Fortschritt des Jahrhunderts ist gerettet, der Genius Deutschlands greift schon nach dem Lorbeerkranze, und Rom muß fallen!" Nichts ist so lächerlich, kindisch und blöd, als die großsprecherische Prophezie: „Rom muß fallen!", oder der in der Siegestrunkenheit getane Ausspruch: „Rom ist schon vernichtet!" Wie viele Könige und Kaiser, Feldherrn und Eroberer, Häretiker und Apostaten haben im Laufe der Jahrhunderte schon so geweissagt, gedroht und geprahlt, aber trozdem steht Rom, steht der Vatikan, steht Petri Stuhl noch unerschütterlich fest, und ein Jahrhundert ruft es dem andern zu: «Portae inferni non praevalebunt adversus eam» d. h. die Pforten der Hölle werden sie, die römisch-katholische Kirche, nicht überwinden. Hat denn die Geschichte nicht alle Titanen und Pygmäen, alle Säbelrassler und Diplomaten, alle Künstler und Federfuchser, die Rom den Fehdehandschuh hingeworfen und den Untergang geschworen oder schon die Sterbeglocke geläutet, Lügen gestraft? Friedrich II., König von Preußen, war unstreitig ein großer Feldherr und ein tüchtiger Monarch, aber ein sehr

schlechter Prophet, denn er schrieb, anno 1767, an den frivolen Gottesleugner Voltaire in vollem Ernst: „Sie werden den Trost haben, die katholische Kirche zu beerdigen und ihr die Grabschrift zu verfassen,“ allein sein zweiter Nachfolger auf dem preußischen Trone, Friedrich Wilhelm III., schloß, nachdem Voltaire schon längst in Verzweiflung gestorben war, anno 1821, mit dem römischen Stuhle eine Konvention! Bis jetzt sind alle Feinde Roms entweder im Bußgewand nach Canossa gegangen oder unbußfertig, mit Schmach bedeckt und besiegt, ins Grab gestiegen. Auch Ronge ist vergessen und verachtet, am 26. Oktober 1887, **in einem Spital** zu Wien gestorben!

Und die von ihm gestiftete Kirche? Sie leidet an der galoppierenden Schwindsucht, am marasmus senilis, obgleich sie noch kein halbes Jahrhundert erlebte, und wird bald ihrem Stifter nachfolgen. Von ihr noch einige Worte!

Am 22. August 1844 war Johann Czersky, Vikar von Schneidemühl in Westpreußen, der sich wegen ärgerlichen Lebenswandels schon zweimal die Suspension zugezogen hatte, von der katholischen Kirche abgefallen, und gründete, am 19. Oktober desselben Jahres, in Schneidemühl eine „christlich-katholische Gemeinde“, deren Prediger er natürlich wurde. Nachdem er zwei gänzlich antikatholische Schriftstücke veröffentlicht und sich in den Ehestand

begeben hatte, wurde er degradiert und exkommuniziert. Infolge des öfters erwähnten „offenen Sendschreibens“ Ronges bildeten sich nun, nach dem Muster von Schneidemühl, aus abgefallenen Katholiken und freisinnigen Protestanten Gemeinden, und zwar als erste jene in Breslau, am 26. Januar 1845, die Ronge zu ihrem Prediger wählte, sich „deutschkatholisch“ nannte und aus 2000 Mitgliedern bestand.

Noch in demselben Jahre, nämlich vom 23. bis 26. März, wurde das erste deutsch-katholische Konzil zu Leipzig gehalten, bei dem ein Laie, namens Wigard, Professor der Stenographie, den Vorsiz und der berüchtigte Robert Blum das große Wort führte. Blum stammte aus Köln, war zuerst Gürtler, wurde dann Soldat, Theaterdiener, Kassier, Journalist, Belletrist, politischer und religiöser Agitator in Leipzig, Kirchenvater, denn er stiftete die deutsch-katholische Gemeinde in Leipzig, dann Sekretär und Kassier des dortigen Stadttheaters, Stadtverordneter, Buchhändler, Revolutionär, Mitglied des deutschen Parlamentes in Frankfurt am Main und schließlich Barrikadenkämpfer in Wien, wo er, mit den Waffen in der Hand, gefangen genommen und kriegs- und standrechtlich, am 8. November 1848, erschossen wurde. Die hauptsächlichsten Beschlüsse des Karikatur-Konzils waren: „Die heilige Schrift, die ein Jeder nach Belieben auslegen darf,“ ist die einzige Quelle des Glaubens. Das von jedem Deutsch-Katholiken

festzuhaltende Glaubensbekenntnis lautet: „Ich glaube an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen und sie mit Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland. Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben. Amen.“ Ausdrücklich wurden verworfen: fünf Sakramente, blos die Taufe und das Abendmahl wurden beibehalten, das leztere unter zwei Gestalten; ferner wurden verworfen: der Primat des Papstes und die ganze Hierarchie, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Reliquien und Bilder, der Ablaß, gebotene Fasten und Wallfahrten, die lateinische Liturgie und der Zölibat 2c. Die Kirchenverfassung war demokratisch auf breitester Grundlage, denn an der Spize jeder deutschkatholischen Gemeinde standen Älteste, und der Prediger wurde von der Gesammtheit gewählt. Schon auf diesem Konzil kam es zu heftigem Streit und Widerspruch, besonders zwischen Ronge und Czersky, da Ronge radikal, Czersky aber konservativ war, Jesum als Sohn Gottes anerkannt und die verworfenen fünf Sakramente beibehalten wissen wollte. Die Lehre von der Person Jesu Christi war überhaupt der Angelpunkt und der Stein des Anstoßes bei der neuen Sekte. Die Wenigsten hielten Jesum Christum für den Sohn Gottes, ja die Meisten waren Pantheisten, Atheisten, Materialisten und

im günstigsten Falle Deisten. Für sehr viele war der Deutschkatholizismus der Vorwand und Aushängschild, den sie zum Rumoren, zum Wühlen und zum Untergraben der Fundamente des Staates und der Kirche benützten. Ronge selbst wurde anno 1848 ein politischer Agitator und Kampfhahn, ebenso Dowiat, der als junger Kleriker aus dem Pelpliner Seminar ausgetreten war. Dowiat, der sich im Oktober 1848 am Berliner Putsche beteiligt hatte und deßwegen in der dortigen Stadtvogtei eingekastelt wurde, richtete aus seinem Gefängnis an mehrere politische Zeitungen folgende Bitte, beziehungsweise Erklärung: „Ich ersuche die Zeitungen, bei Nennung meines Namens das Prädikat „deutschkatholischer Prediger“ wegzulassen. Ich habe die religiöse Bewegung stets nur als ein Mittel zur sozialpolitischen Agitation betrachtet. Jetzt ist die Maske und folglich die ganze religiöse Bewegung unnötig geworden, ich habe nicht das Geringste mehr mit ihr zu tun.“ Das war doch ehrlich und aufrichtig gesprochen und hieß: das Kind mit seinem richtigen Namen nennen.

Nachdem der Deutschkatholizismus oder das Rongetum durch die höchste demokratische Autorität und Instanz — durch ein Konzil — und was für eines! das Leipziger Laienkonzil!! — approbiert und sanktioniert worden, durchzog Ronge wie ein Triumphator fast ganz Deutschland, hielt allenthalben Ver-

sammlungen, schimpfte über die katholische Kirche, strich die seinige heraus und lud seine Zuhörer honigtriefend zum Eintritt in dieselbe, also zum Abfall von der katholischen, beziehungsweise von der evangelisch-protestantischen Kirche, ein. In wahrhaft Ekel erregender und für die Deutschen schmachvoller Weise wurde der hohle Kopf, der Phrasendrechsler, der eitle Geck und pomadisierte Apostat fast überall enthusiastisch empfangen, begrüßt, beräuchert, bekränzt und verhimmelt. An Wahnsinn grenzte der Jubel und die Ovation, mit denen er bei seinem Einzug in Frankfurt am Main, den 4. Oktober 1845, empfangen wurde. Vornehme Frauenzimmer küßten voll Verehrung und Andacht selbst den Plaz, auf dem Ronge in der Kutsche gesessen war, wahrscheinlich in der Absicht, um tatsächlich zu beweisen, daß die Deutschkatholiken die Reliquienverehrung verwerfen! Auch das Großherzogtum Baden beehrte der neue Apostel mit seinem Besuche, allein die Regierung gestattete ihm nicht, öffentlich als Redner aufzutreten. In Mannheim wurde er begeistert von dem hochliberalen und aufgeklärten Janhagel empfangen und von den Leithämmeln der Kammeropposition: Itzstein, Bassermann, Mathy, Hecker und Konsorten als Mauerbrecher gegen Kirche und Staat mit offenen Armen empfangen. Ronge hoffte, besonders in Constanz großartige Eroberungen für seine Kirche zu machen, allein er hatte sich ge-

waltig verrechnet, denn der ehemalige Bistumsverweser von Wessenberg, den er zur Annahme des Rongetums zu bewegen suchte, erklärte ihm mit aller Entschiedenheit: „Ich war stets und bleibe forthin ein treuer Sohn der katholischen Kirche.“ Auch bei dem bekannten Zölibatsstürmer Kuenzer, Pfarrer an der Spitalkirche, erhielt er einen ablehnenden Bescheid. Aber er sollte zu den zwei erhaltenen Körben noch einen dritten bekommen; die Polizei gestattete ihm nämlich nicht, im s. g. Konziliumssaale oder am Hußensteine, da wo Huß, am 6. Juli 1415, und Hieronymus von Prag, am 30. Mai 1416, verbrannt worden waren, eine Brandrede gegen die katholische Kirche zu halten. Wie jammerschade! Welch willkommene Anknüpfungspunkte, über die katholische Kirche und die römische Hierarchie loszuziehen, hätten sich dem Apostaten und Häretiker an den genannten Orten nicht geboten! Ohne den obligaten, mit Gift und Galle getränkten Speech getan zu haben, wollte der große Reformator aber Constanz nicht verlassen. Er begab sich also auf schweizerisches Gebiet (Kanton Thurgau), ließ dort eine Tribüne errichten und wollte durch eine kräftige Philippika seinem gepressten Herzen Erleichterung verschaffen. Aber o tückisches Schicksal! Kaum hatte Ronge begonnen, mit allen Registern den Sturmmarsch gegen die katholische Kirche zu spielen, so erhoben sich unter den Zuhörern energische Proteste gegen solche

flagrante Störung der Religions- und Gewissensfreiheit. Die Ehre, die Initiative zu dieser Kundgebung des beleidigten religiösen Gefühls und der gekränkten katholischen Überzeugung ergriffen zu haben, gebührt einem Universitäts-Studenten, der den ersten Kurs der Theologie absolviert hatte und sich damals gerade in den Ferien zu Constanz, seiner Vaterstadt, aufhielt, meinem Mitschüler J. B . . z, dem noch lebenden Stadtpfarrer zu K. Ronge wurde durch diese gegen ihn sich kehrende Demonstration genötigt, die Tribüne zu verlassen und Constanz unverrichteter Sache den Rücken zu kehren. Mit hochgeschwollenem Kamm und siegesgewiß war er in Constanz eingezogen, aber kleinlaut, enttäuscht und mißmutig verließ er diese Stadt, die jedem Apostaten und Häretiker ein abschreckendes Wahrzeichen vor Augen hält.

Nun traten zur Ehrenrettung Badens, des europäischen Musterstaates, zur Sühne der an Ronge, dem welterschütternden Apostel, begangenen schweren Versündigung, und zur Rettung des in Süddeutschland schwer bedrohten Deutschkatholizismus die denkbar imposantesten Streitkräfte in die Schranken.

1. stellte der protestantische Stadtpfarrer von Heidelberg, namens Zittel, ein in der Wolle gefärbter Rationalist, am 15. Dezember 1845, in der badischen zweiten Kammer den Antrag auf Religionsfreiheit, der mit Anerkennung des Deutschkatholizismus gleichbedeutend war. Dieser Antrag rief aber

in beiden badischen Kammern eine gewaltige Opposition hervor, und liefen gegen denselben eine Menge von Adressen aus allen Landesteilen, von Katholiken und Protestanten, ein, die sich aufs entschiedenste gegen die politische und religiöse Gleichstellung der Rongeaner mit den Katholiken und Protestanten aussprachen und gewöhnlich die Auflösung der zweiten Kammer verlangten. Diesem Verlangen entsprach auch der Großherzog Leopold, er löste die Kammer auf.

2. ließ der Heidelberger Universitäts-Professor Gervinus, Protestant und Rationalist, eine Flugschrift unter dem Titel: „Die Mission der Deutschkatholiken“ vom Stapel laufen, in welcher er den Deutschkatholizismus als die vortrefflichste Religion pries, die würdig und berufen sei, die nationale Religion aller Deutschen zu werden. Zugleich warf er sich mit aller Dreistigkeit als Propheten auf, indem er ganz unverfroren weissagte: Der Deutschkatholizismus werde unfehlbar zur totalen Auflösung und zum radikalen Untergang der katholischen und protestantischen Kirche führen. Welch kindische Flausen von einem so gelehrt sein wollenden und die Geschichte wirklich kennenden Universitäts-Professor! Seitdem Gervinus seine lächerliche Weissagung in die Welt hinausgetrompetet, sind 45 Jahre verflossen, und wie hat sich seine Prophetengabe während dieses langen Zeitraumes bewährt? So kläglich als

möglich, denn anno 1846, als der Deutschkatholizismus seinen Höhepunkt erreicht hatte, bekannten sich in ganz Deutschland zu demselben circa 200 Gemeinden, die circa 60.000 Mitglieder zählten, und schon 1858 waren die deutschkatholischen Gemeinden auf circa 90 herabschmolzen, die circa 27.000 Mitglieder hatten, und seitdem hat die Sekte von Jahr zu Jahr ständig abgenommen. Gervinus, der erst im Jahre 1871 das Zeitliche segnete, hatte Zeit und Gelegenheit genug, sich aufs gründlichste davon zu überzeugen, wie sehr seine Prophezie Fiasko gemacht, und wie wahr das Volkssprichwort ist: „Je gelehrter, desto verkehrter."

3. legte auch der fünfundachtzigjährige Heidelberger Universitäts-Professor Paulus, „der Vater des seichtesten Rationalismus", der sogar, obgleich er ganz unverhohlen die Gottheit Christi leugnete, jahrelang Professor der Kirchengeschichte und Exegese für die protestantischen Theologen war, eine Lanze für den Deutschkatholizismus ein; er verfasste nämlich eine Broschüre, deren Titel: „Zur Rechtfertigung der Deutschkatholiken" den Zweck und die Tendenz derselben deutlich genug angibt. Doch alles umsonst! Der Deutschkatholizismus war das lebensunfähige Kind eines Mannes ohne religiöse Grundlage, ohne Charakter und sittlichen Lebensernst, der nur wegen seiner Apostasie, seines Kampfes gegen die katholische Kirche und seines Trozes gegen die Hierarchie von

allen Denjenigen, die mit ihrer Kirche zerfallen und vom Geiste der Revolution ergriffen waren, gepriesen und verherrlicht wurde. Die Revolution hing sich an die Rockschösse des nichts weniger als geistreichen, sondern blos Phrasen dreschenden und Rom glühend hassenden Apostaten Ronge. Freilich, das läßt sich nicht leugnen, wenn die deutschen Fürsten sich Ronges angenommen, sich für ihn erklärt und seinem Treiben entschieden und energisch Vorschub geleistet hätten, dann würde sein Unternehmen höchst wahrscheinlich rapide Fortschritte gemacht und große Dimensionen angenommen haben, ja es wäre mit Grund zu fürchten gewesen, die deutsche Nationalkirche würde sich wenigstens in Preußen, Würtemberg und Baden etabliert haben, allein dieselben verhielten sich dem Deutschkatholizismus gegenüber teilnahmslos, ablehnend und in manchen Fällen selbst feindselig. Der Grund davon ist in folgendem zu suchen:

1. fand das Rongetum sehr viele Anhänger bei den Protestanten, an manchen Orten sogar mehr bei diesen als bei den Katholiken, nun wollten aber die Fürsten, die bekanntlich weitaus der Mehrzahl nach der protestantischen Religion angehören, zur Vernichtung des Protestantismus die Hand nicht bieten.

2. hatten die Fürsten damals absolut kein Interesse an der Bildung eines zentralisierten, einheitlichen deutschen Vaterlandes, und darum legten sie auch

für die Stiftung einer deutschen Nationalkirche kein Interesse an den Tag.

3. fehlte im XIX. Jahrhundert der Stimulus, eine abermalige s. g. Reformation zu begünstigen, der zu Luthers Zeit in hohem Grade vorhanden gewesen war; damals konnten die Fürsten unter dem Vorwande: für Gewissensfreiheit und das reine Evangelium zu kämpfen, dem Kaiser Troz bieten, die Zentralgewalt schwächen und ihre Souveränität erweitern und befestigen, sie konnten ihrer weltlichen Herrschaft die geistliche inkorporieren, ihre Machtvollkommenheit erhöhen, Landesherrn und Bischöfe werden, Krone und Mitra, Schwert und Hirtenstab tragen, sie konnten Kirchengut, Klöster, Stifte und geistliche Fürstentümer säkularisieren, allein jezt war der Karpfenteich leer und darum nichts mehr in demselben zu fischen.

4. hatten gar viele Fürsten, nachdem der Konflikt der preußischen Regierung mit dem Erzstuhle von Köln und Posen-Gnesen für die erstere ein so klägliches Ende genommen, den Mut verloren, mit den katholischen Bischöfen anzubinden.

5. behagte den protestantischen Fürsten, die den Summepiskopat über die evangelische Kirche ausübten, die demokratische Basis und Organisation der deutschkatholischen Kirche durchaus nicht, sie hätten nämlich das ihnen über die evangelische Kirche eingeräumte Recht der Organisation und Oberhoheit über die

deutschkatholische nicht ausüben können. Die Rolle blos eines Mäcens, Protektors oder Patrons einer, von einem abgefallenen katholischen Priester gestifteten und von Republikanern, Demokraten, Sozialisten und Oppositions- und Revolutions-Männern bevölkerten Kirche zu spielen, dazu hatten sie aber keine Lust. Und

6. betrachteten die Fürsten den Deutschkatholizismus mit großem Mißtrauen, weil es offen zu Tag trat, daß es sich bei demselben nicht blos um religiöse und kirchliche, sondern auch um politische Neuerungen handelte. Ronge selbst entpuppte sich gar bald als politischen Agitator, als Republikaner und Demokraten. Unter dem Aushängschilde der Religion konnte man eben ungenierter und freier auf dem politischen Gebiete wühlen. Das Jahr 1848 zeigte auch dem blödesten Auge, was der Deutschkatholizismus im Schild führte, daß er auf dem religiösen Gebiet den Nihilismus und auf dem politischen die Revolution bevorwortete, und darum ging es, seit 1848, hurtig mit demselben bergab. Ronge floh im Jahre 1849 nach England, begab sich später nach Nordamerika, schloß sich dort den radikalsten Umsturzmännern und Flüchtlingen an, kehrte, von der in Preußen erlassenen Amnestie Gebrauch machend, 1861 nach Deutschland zurück, wurde wieder Prediger bei der deutschkatholischen Gemeinde in Breslau, stiftete 1863 zu Frankfurt am Main einen

„religiösen Reformverein", der aber alsbald wieder entschlief, und wurde, als es ihn, im Jahre 1871, nach dem Ruhm gelüstete, Mitbegründer des Altkatholizismus zu werden, in München mit Hohn zurückgewiesen. Daß er schließlich in einem Wiener Spitale starb, wurde weiter oben erwähnt.

Im Konvikte verlief der Rongerummel wie ein Sturm in einem Glase Wasser. Es wurde natürlich über Ronge, Czersky, Dowiat, Kerbler, Schuselka, Joh. Ant. Theiner und Konsorten, über die deutschkatholischen Konzilien, den Triumphzug Ronges durch Deutschland, sein Fiasko in Constanz u. dergl. debattiert, aber keiner stellte sich auf Ronges Seite oder fiel von der katholischen Kirche ab. Dieser sehr günstige Erfolg ist drei Tatsachen zuzuschreiben, nämlich:

1. die ekelhafte Gespreiztheit und dünkelhafte Renommisterei Ronges, sowie dessen mädchenhafte Eitelkeit, geistlose Physiognomie und phantastisches Lockenhaupt widerten uns an.

2. die von Alban Stolz gegen das Rongetum verfassten Schriften zeigten uns, was hinter demselben steckte. Stolz schrieb gegen Ronge zwei Broschüren: „Der neue Kometstern" und „Amulet gegen die jungkatholische Sucht", und gegen Zittels Antrag in der Kammer auf Gewährung allgemeiner Religionsfreiheit die Broschüre: „Landwehr gegen den badischen Landstand." Alle drei Broschüren waren sehr populär, geistreich, packend und nicht ohne Humor geschrieben,

weßwegen sie auch reißenden Absaz fanden, vieles zur Aufklärung über den Rongeschwindel beitrugen und zahllose Katholiken und Protestanten zum treuen Festhalten am positiven Christentum ermutigten.

3. war der Abfall des Universitäts-Professors Heinrich Schreiber, dessen lezte öffentliche Vorlesungen „über deutsche Sprache und Literatur von Luther bis Lessing" ich im Wintersemester 1844/45 gehört hatte, nicht imstand, in uns Sympathie für das Rongetum zu erwecken, weil Schreiber in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahr, wenn nicht gerade ausschließlich, so doch wenigstens hauptsächlich aus dem Grund rongisch wurde, um dadurch den vollgiltigen Beweis zu liefern, daß es ihm weniger um die Religion als ums Heiraten zu tun gewesen — er trat nämlich sogleich nach dem Abfall von der katholischen Kirche in den Ehestand. Wenn nun ein zweiundfünfzigjähriger Mann, ein Priester, aus dem angeführten Grunde und um den Preis eines heillosen Skandals vom Glauben abfällt, so ist das, auf die allermildeste und schonungsreichste Weise ausgedrückt, ein sehr schäbiges Motiv, ein horrender Schwabenstreich und ein eklatanter Beweis, daß bei ihm die Tölpeljahre erst ad graecas Calendas aufhörten.

Viertes Kapitel.

Die letzten Ferien.

Endlich war das Studium der Theologie vollendet, und 19 offizielle examina und ein freiwilliges (hebräische Exegese) nebst dem concursus pro seminario, in Gegenwart eines landesherrlichen Kommissärs, des Oberkirchenrates Laubis, waren bestanden, worauf die Zusicherung erfolgte, daß der Aufnahme ins Priesterseminar zu St. Peter kein Hindernis im Weg stehe. Dieses große Wort spricht gewiß ein junger Mann, der sein Berufsfach absolvierte und alle examina bestanden, nicht gelassen, ohne Nachdruck und scharfe Akzentuierung aus. An diesem Worte hängen: die tatsächliche Ergreifung des erwählten Lebensberufes, die zeitliche Existenz, die Zukunft, die Versorgung, es bedeutet: die Einfügung des Schlußsteines eines geistigen Baues, der schwere Arbeit und Sorgen und viel Schweiß gekostet. Man möchte laut aufjubeln und jauchzen, wenn man, im Besitze des Absolutoriums, das Ränzchen auf dem Rücken, wie es damals meistens noch der Fall war, die Universitätsstadt verläßt und heimwärts zieht

Dort winken dem Kandidaten des Priesteramtes die lezten Ferien, die lezten, bevor er, wie man zu sagen pflegt, von der Welt Abschied nimmt.

Die Ferien überhaupt sind eine goldene Zeit, umwoben von fesselndem Zauber und erhabener Poesie, umflossen von Licht und Liebreiz, durchweht von Lebenslust, inniger Wonne und süßen Träumen, aber den lezten Ferien eines Theologen gebührt unter allen die Krone, denn den früheren Ferien mangelte entweder gänzlich oder größtenteils die religiöse Weihe, und überdies waren sie durch diesen und jenen Zug verunstaltet, der lebhaft an die Saturnalien und Bacchanalien der heidnischen Römer erinnerte, wodurch unvermeidlich Wermut in den Becher der Lust geträufelt und die Reue zu Gast geladen wurde. Die Freude und Wonne der lezten Ferien eines Theologen sind durch die Religion geadelt, geheiligt und verklärt, und ist ihnen etwas Elegisches und Wehmütiges beigemengt; beides wird dem geneigten Leser klar werden, wenn er sich in meine Geistesverfassung und in meinen Gemütszustand hineindenkt und zugleich die obwaltenden Verhältnisse und Umstände erwägt, in welchen ich mich befand. Aus den vorhergehenden Blättern hat derselbe erfahren, daß ich mich aus Überzeugung der katholischen Religion zugewendet und mit der Kirche ausgesöhnt, daß ich ernstlich entschlossen war, ein Priester in des Wortes voller Bedeutung zu werden, und darum wohnte



Viertes Ka

Die lezten

Endlich war das E
endet, und 19 offiziell
ges (hebräische Exeges … Gesin-
seminario, in Gegen
missärs, des Oberk … rück. Nur
den, worauf die … mütiger Junge,
nahme ins Prie … , er mied bald aus
dernis im We … gang. Einst fragte er
wiß ein jun … Ehrenwort, ob ich denn
vierte und … unzweifelhaft glaube, was die
ohne Nach … ct, und auf welche Weise ich
diesem Wr … hrheit all Dessen überzeugt habe
erwählter … konnte, da doch unsere früheren Pro-
kunft, … chen und weltlichen Standes gar viele
des S … e und Gebräuche, Sittenlehren und Gebote
Arbei … lischen Kirche als Thorheit, Aberglauben,
möch … merei, Mißbrauch und Eingriff in die Men-
Bes … achte, besonders in die persönliche Freiheit, er-
R … hätten? Er konnte sein Staunen nicht verber-
d … als ich ihm auf Ehre und Gewissen versicherte

...t und unerschütterlich alles für ...holische, vom heiligen Geist ...he zu glauben befiehlt, ...n Glauben predigen ... Bezüglich seiner ...ich von der ...ugt habe? ...dium der „En= ...enschaften“ von ...en „Apologetik“ von ...u Du stets eine ehrliche, ...o bin ich fest überzeugt, daß ...ahrheit der katholischen Lehre ...test, wenn Du, statt der Juris= ...eologie als Berufsfach gewählt haben ...enn es Dich interessiert, wie die Wahr= ...atholischen Lehre vom Standpunkt der Wissen= ...ewiesen wird, so bin ich gerne bereit, Dir die ...nannten Werke, während der gegenwärtigen Ferien= zeit, zu leihen; ihre Lektüre wird Dir gewiß von großem Nuzen sein. — Hastig lehnte mein ehemali= ger Studiengenosse dieses Anerbieten ab, indem er sagte: „Naturrecht, Völkerrecht, Staatsrecht, Straf= recht, Privatrecht, Pandekten, Prozeßordnung, Polizei= fach u. s. w. nehmen mich so vollständig in An= spruch, daß mir zum Studium der Theologie abso= lut keine Zeit übrig bleibt.“ Beklommen und ver= duzt machte er sich aus dem Staub, herzlich froh,

der theologischen Attaque mit heiler Haut entronnen zu sein. Wohl mochte sich der kopfscheue Jurist des derben Ausspruches unseres ehemaligen Professors der Mathematik und Naturgeschichte: „Nur ein Idiot und Hydrocephalus glaubt an einen persönlichen, überweltlichen Gott und an Wunder" erinnert haben. Jawohl: entweder aus Feigheit, weil sie sich fürchten, als Dummköpfe und Betbrüder verzollt zu werden, oder infolge ihres unwürdigen Köhlerglaubens, weil sie ihren Professoren, die das Christentum als Irrtum und Aberglauben erklärten, und den neuesten Philosophen, die den Pantheismus als die einzig richtige und des Gebildeten würdige Religion hinstellten, blindlings nachbeteten, vermeiden sie es sorgfältig, mit dem Christentum in nähere Berührung zu kommen und ein Buch zu lesen, das die göttliche Stiftung der christlichen Religion und die wunderbaren Wirkungen nachweist, welche dieselbe auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, der Bildung und Gesittung hervorgerufen hat. Mit unerschütterlicher Zähigkeit halten sie bezüglich des Christentums den Einen Glaubenssaz fest: „Die Lehren des Christentums stehen in einem direkten und unvereinbarlichen Widerspruch mit den erzielten Resultaten auf dem Gebiete der Wissenschaft," und eben darum ist es in ihren Augen ein Axiom von mathematischer Gewißheit, daß ein mit der Wissenschaft gleichen Schritt haltender und auf der Höhe der Zeit

stehender Mann unmöglich ein gläubiger Christ sein kann. Meine ehemaligen Studiengenossen bewegten sich in einem Ideenkreis, der dem meinigen direkt entgegengesezt war, wir standen in den wichtigsten Fragen auf dem religiösen, politischen und sozialen Gebiet, über welche damals in Wort und Schrift aufs heftigste debattiert wurde, einander prinzipiell gegenüber, und ein Ausgleich war darum eine Sache der Unmöglichkeit. Ich sah mich also während den lezten Ferien, die zwei Monate währten, lediglich auf mich beschränkt. Ich darf wohl behaupten, daß ich diese lange Zeit möglichst gut verwendet habe. Außer dem Studium theologischer Werke und der Lektüre kontemplativer und aszetischer Schriften, besuchte ich zum lezten Male jene Orte, die mir während der Kindheit und den Studienjahren lieb und teuer geworden waren, und dazu gehörten: Die Wallfahrtskirche im Bühlweg, das Durbacher und Ortenberger Schloß, das Lauenlindle und der Franziskanerrebhof in Albersbach, der Bielerstein und der Südkopf, ein 3000′ hoher Berg, der sich in südöstlicher Richtung von dem Dorfe Riedle erhebt, und von dem man eine sehr lohnende, reizende Aussicht in das Rheintal, auf den Schwarzwald, den Kaiserstuhl, die Vogesen und Straßburg genießt. Ich durchwanderte das Kinzigtal und Schuttertal, wobei ich zur Ruine des Hohengeroldsecker Schlosses emporstieg; ferner das Renchtal, wobei ich den Kniebis,

und das Achertal, wobei ich die Hornisgrinde bestieg. Das waren herrliche, genußreiche Tage, voll heiliger Freude, Andacht und Poesie. Bei all diesen Ausflügen, Wanderungen und Bergbesteigungen war ich allein, fern vom Geräusche der Welt, von politischem und religiösen Gezänk. Niemand störte mich, und ohne einen Mißton zu vernehmen, konnte ich meinen Gedanken und Gemütsbewegungen freien Lauf lassen. Ich bedauerte damals sehr lebhaft, mir diesen reinen Genuß, diese heilige Freude, diese erhabene Poesie nicht auch früher vergönnt zu haben. Wohl hatte ich im Verlauf der Studienzeit auch allein größere und kleinere Touren unternommen, es fehlte ihnen aber die höhere Bedeutung, der echt poetische Schwung und die religiöse Weihe, weil es mir selbst an der richtigen Geistes- und Gemütsverfassung gebrach, weil ich nur als Weltkind, nicht als Christ, die Natur betrachtete, und weil mein Geist und Herz am Geschöpf, statt am Schöpfer, hafteten. Ach, wie armselig, blöd und stumpfsinnig ist die Naturvergötterung des Pantheisten, und wie hochmütig, liebesarm und dankeskarg die Naturbetrachtung des Deisten, der nur so lang an Gott glaubt und ihn in der Natur verehrt, als seine Vernunft ihn anerkennt. Der gewöhnliche, nach der Schablone des XIX. Jahrhunderts gedrillte und mustergiltige Student ist viel zu flatterhaft und leichtsinnig, viel zu versessen auf sinnliche Genüsse, zu trivial und blasiert, als daß er sich

zu einer christlichen Idee emporschwingen und eine, durch die Religion verklärte, heilige Freude genießen könnte und möchte. Er macht auch deßwegen nicht gerne allein, sondern in Gesellschaft größere Touren und Bergpartien — es muß eben, wie man zu sagen pflegt, lustig zugehen, Spässe und Wize müssen sich, wie Schneeflocken im Winde, jagen, Anekdoten und Schwänke als obligate Lückenbüßer verwenden lassen, und — fast hätte ichs vergessen — das Bier mundet nicht allein, sondern nur in Gesellschaft durstiger, fideler und sangesreicher Brüder. Das burschikose Wesen und die studentischen Gepflogenheiten, der liberale Sauerteig des XIX. Jahrhunderts und die banalen Zitate von Clauren, Blumauer, Waitzmann, Kotzebue und Kompagnie lassen eine ideale, heilige Freude nicht aufkommen, sie verwischen den herrlichen Farbenschmelz der Blumenkronen und verflüchtigen das süße Aroma der Wiesen und Wälder. Ist es Dir nun klar geworden, warum ich weiter oben behauptet habe: „Die Freude und Wonne der lezten Ferien eines Theologen sind durch die Religion geadelt, geheiligt und verklärt“, und was diese Worte bedeuten? Aber wie verhält es sich mit der Elegie und Wehmut, von denen ich gesagt, sie seien der Freude und Wonne des Theologen beigemengt? Ich bekenne diesbezüglich mit allem Freimut:

Ein junger Mann von 23 Jahren, der an den gelehrten Mittelschulen des Staates studierte, die an-

tiken und modernen Klassiker gelesen und an der Krippe der zeitgenössischen Literatur, der Journale und sentimentalen Romane und Novellen 10 Jahre lang angekoppelt war und seinen Heißhunger mit diesem sauren Riedheu und Distelnkraut zu stillen suchte, wird schwer zu überzeugen sein, daß er kein großes Opfer dadurch bringt, daß er auf den Ehestand, auf die Gründung einer Familie und die s. g. Familienfreuden verzichtet. Wohl tat einst Professor Buß in einer Vorlesung über das kanonische Recht, anläßlich der Besprechung des Zölibatsgesezes den Ausspruch: „Meine Herrn, es kostet einen schwereren Kampf, im heiligen Ehestand nach dem Geiste des Christentums zu leben, als auf denselben gänzlich zu verzichten. Auch ist es kein leeres, sondern ein inhaltsschweres und wahres Wort: ‚das Joch und Kreuz des Ehestandes'". Und Buß hatte mit diesem Ausspruch den Nagel auf den Kopf getröffen, allein die vom Weltgeist „infiltrierten Longitudinalfasern des Gehirnes" sträubten sich doch lange dagegen, die sentimentale Träumerei von der honigtriefenden Glückseligkeit des Ehestandes als eine wirkliche Schimäre zu betrachten, und eben darum schlichen sich einige elegische und wehmütige Akkorde in meinen lezten Ferienhymnus. Wer da behauptet: das andere Geschlecht seie ihm stets und absolut gleichgiltig gewesen, er habe zu einem weiblichen Wesen niemals jene Zuneigung empfunden, die Gott selbst tief ins Men-

schenherz gesenkt, und die Schiller in den Worten besingt:

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe gold'ne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit,"

der schlägt der Wahrheit ins Gesicht und gibt sich die vergebliche Mühe, andern einen Bären aufzubinden; er gibt sich den lächerlichen Anschein, als seie er jener abnorme und mirakulöse Mensch, auf den des Schöpfers Wort: „Darum wird der Mensch seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen", I. Mos. II. 24. keine Anwendung finde, und deswegen ist er ein scheinheiliger Heuchler. Preist doch die heilige Schrift in schwunghaften Worten ein tugendhaftes Weib in den Sprüchen Salomons, XXXI. 10—31. Selbst Alban Stolz hat in den „Witterungen der Seele", S. 341. indirekt zugestanden, daß ihm die Zuneigung zum weiblichen Geschlechte — in concreto, nicht in abstracto — nicht ganz fremd geblieben sei, er sagte: „Wann ich je mit Verliebtheit verwandte Gefühle hatte, so waren sie höchst oberflächlich und unstät". Es hat zu allen Zeiten und in allen Berufsarten Männer gegeben, die freiwillig, aus höhern Beweggründen und Rücksichten, auf den Ehestand verzichteten. Viele Gelehrte, Künstler und Feldherrn blieben ledig, um sich ganz und vorbehaltlos ihrem Berufe weihen

zu können, z. B. Newton, Scaliger, Leibniz, Descartes, Spnioza und Kant verzichteten um der Wissenschaft willen auf den Ehestand. Der größte Musiker, Beethoven, der größte Maler, Raphael, und der größte Baumeister und Bildhauer, Michel Angelo, blieben ledig, ebenso die zwei Kriegshelden Tilly und Prinz Eugen, aber keiner dieser genannten Junggesellen hat behauptet, er weise den Grundsaz der Alten zurück: «Homo sum et nihil humani a me alienum puto». d. h.: ich bin Mensch und halte dafür, daß alles Menschliche mich nahe berührt.

Aber noch ein weiterer Grund: eine ernste Betrachtung und Erwägung stimmte mich elegisch und wehmütig, ich gedachte nämlich der trostlosen Verhältnisse, die allenthalben obwalteten, in die ich in kurzer Zeit hineingeworfen werden und eingreifen sollte. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß wir an der Schwelle einer Revolution standen, und kaum war ich 5 Monate im Seminar, so brach die erste Revolution (im April 1848) los, der im September die zweite und im Mai 1849 die dritte folgte. In politischer und religiöser Beziehung war der Boden unterwühlt und eine Masse Zündstoff aufgehäuft, die Leidenschaften waren heftig aufgeregt und die Regierungsorgane schwankend, halt-, rat- und kopflos — kurz: Verwirrung, Opposition, Negation, Aufruhr und Auflösung überall, und mir hätte nicht

angst und bange sein sollen, es hätte keine elegische und wehmütige Stimmung über mich kommen sollen?!

Als das Einberufungsschreiben des Ordinariates eintraf, fand es mich reisefertig. Meine klerikale Equipierung war vollendet: Talar und Zingulum, die in unserer Diöcese gebräuchlichen „Mosestafeln" (collare) und Barett, Chorrock und Kragen lagen parat, und eine kleine Bibliothek, in der das vorgeschriebene Brevier nicht fehlte, waren schon in den Reisekoffer gepackt. Es ist zu interessant und zu originell, als daß ich es mit Stillschweigen übergehen könnte und dürfte, wie ich zu einem Brevier gekommen, und wie mir dasselbe mitgespielt. Ich hab' dieses Erlebnis zwar schon in der von mir herausgegebenen Schrift: „Drei Schoßkinder des Zeitgeistes", Seite 141—143, veröffentlicht, aber ich halte es dennoch für ganz angemessen, das dort Erzählte, hier zu wiederholen, da es hier am geeignetsten Plaze steht.

„Als ich meine lezten Ferien vor dem Eintritt ins Seminar zu St. Peter in Offenburg zubrachte, lud mich ein in Jahren vorgeschrittener Pfarrer ein, ihn auf längere Zeit in W. zu besuchen. Ich nahm diese Einladung an, da Pfarrer Sch. ehedem ein Mitschüler meines Vaters gewesen und troz seinen Jahren noch immer ein sehr unterhaltender, jovialer Mann war. Nachdem ich etliche Tage bei demselben zugebracht, erklärte er von freien Stücken: „Du darfst

aus meiner Bibliothek alle jene Bücher für Dich auswählen, die Du brauchen kannst; ich mache Dir ein Geschenk damit. Nach diesem großmütigen Anerbieten verfügte ich mich sogleich in das Bibliothekzimmer, um die dort aufgespeicherten Schäze der Wissenschaft in Augenschein zu nehmen. Aber ach, du barmherziger Himmel, wie mager und armselig sah es in dieser Bibliothek aus! Fast alle Bücher waren aus dem vorigen Jahrhundert, nur wenige waren nach 1800 gedruckt. Von neueren Werken war lediglich nichts, auch nicht einmal eine Broschüre, vorhanden. Es fand sich unter diesen Ladenhütern und Scharteken auch ein Brevier, das ich von zollhohem Staub reinigte und des Mitnehmens für würdig fand. Als ich nach dieser Inspektion das Zimmer des Pfarrers wieder betrat, rief er mir in vollem Ernste entgegen: „Nicht wahr: eine kostbare Bibliothek! Du wirst wohl viel brauchbares gefunden haben!“ Ich entgegnete ihm: „Sie entschuldigen schon, wenn ich Ihnen wahrheitsgetreu erkläre: Von allen neuen Erscheinungen auf dem wissenschaftlichen Gebiete habe ich in Ihrer Bibliothek lediglich gar nichts gefunden, die Bücher älteren Datums haben aber alle eine sehr verdächtige, ausgeprägt josefinisch-wessenbergische Physiognomie. Das einzige für mich brauchbare Buch ist dieses Brevier, vorausgesezt, daß es ein richtiges Brevier ist, was ich nicht beurteilen kann, weil vom Brevier auf der Universität niemals

die Rede war. In meinem Einberufungsschreiben des erzbischöflichen Ordinariates bin ich nämlich aufgefordert, in das Klerikalseminar St. Peter ein Brevier mitzubringen." Auf diese meine Verlautbarung geriet der Herr Pfarrer in einen gelinden Zorn und ließ sich in demselben also vernehmen: „Armselige Bibliothek, häretische Bücher und verdächtiges Brevier, das ist die Qualifikationsnote, die Du meinem Bücherschaze erteilst! Danke schön für das gütige Kompliment! Man erkennt daraus, daß die Theologen gegenwärtig in hyperkatholischen und ultrakirchlichen Formen geprägt werden, die, wie figura zeigt, naseweiß, dünkelhaft, verdammungssüchtig und wegwerfend über eine Geschichtsperiode urteilen, die in Aufklärung, Abschaffung von Mißbräuchen und echter Gottesverehrung sich ein Denkmal gesezt — aere perennius (dauerhafter als Erz). Jenes Brevier ist durchaus echt. Nimms nur mit, ich bedarf seiner nicht,*) wohl aber ihr, da man euch in einen verhängnisvollen Zelotismus und eine beklagenswerte mystisch-aszetische Gefühlschwärmerei zu versezen gewußt

*) Pfarrer Sch. hatte während seiner vierzigjährigen Tätigkeit als Seelsorger niemals das Brevier gebetet, er war niemals in den Sinn und Geist des Breviergebetes eingeführt und mit der Art und Weise, es zu rezitieren, bekannt gemacht worden. Fürstbischof Karl Theodor von Dalberg, der ihn zum Priester geweiht hatte, verlieh allen Priesteramtskandidaten Dispens vom Breviergebet. Dieser schreiende Unfug, die Diener der

hat!“ Man sieht aus diesen Worten, daß Pfarrer Sch. s. Z. als sehr gelehriger Schüler vor dem

Kirche von einem allgemeinen und streng verpflichtenden Kirchengebote zu dispensieren, wozu bekanntlich kein Bischof der Welt Macht und Gewalt besitzt, herrschte im lezten Jahrhundert und noch tief in das XIX. herab in vielen Diözesen Deutschlands. Als ich Pfarrer Sch. darauf aufmerksam machte, die ihm s. Z. verliehene Dispens seie ungiltig, er seie verpflichtet, das Brevier zu beten und könne deswegen das einzige Exemplar des Breviers, das er besize, nicht verschenken, zog ich mir einen scharfen Verweis zu, der mit den Worten, Gelbschnabel, Mückenseiher, Ritus- und Rubrikenreiter, Pharisäer u. dergl. Injurien verschwenderisch durchspickt war. Pfarrer Sch. sezte auch nicht den leisesten Zweifel in die Giltigkeit der ihm s. Z. verliehenen Dispens und in die Echtheit und Vollständigkeit seines Breviers.

Als Fr. Xaver Dieringer, der von 1835—1840 Repetent im Priesterseminar zu Freiburg war, auf sein Risiko das große Wagnis unternahm, die Seminaristen in den Geist und Sinn des Breviers einzuweihen, ihnen die Verpflichtung, dasselbe zu beten, aufs Gewissen und ans Herz zu legen und sie in der Handhabung desselben zu üben, da wurde die Lärmtrommel geschlagen, und es kam Feuer ins Dach zu Karlsruhe und Freiburg, als stände Hannibal vor den Toren, und seie das Vaterland ernstlich bedroht. Das ganz und gar berechtigte und korrekte Verfahren Dieringers wurde in Karlsruhe als ein nicht zu duldender hierarchischer Übergriff, als ein strafbares Verbrechen gegen die Hausordnung und als ein frecher Eingriff in das Majestäts- und Oberhoheitsrecht des Staates über die Kirche erklärt, und das großherzogliche Ministerium forderte das erzbischöfliche Ordinariat ernstlich auf, dem Einreißen so schreiender Mißstände Stillstand zu gebieten und Einhalt zu tun. Da Dieringer mit Recht besorgte, zwischen zwei Feuer

josefinischen Katheder gesessen. Ganz natürlich, denn: wie der Acker, so die Ruben, wie der Vater, so die Buben, und wie die Schulen, so die Schüler! Aber wie erging es mir mit dem ominösen Brevier? In gutem Glauben an seine Brauchbarkeit (wenn ich übrigens den ellenlangen Titel ganz gelesen hätte, dann wäre mir klar geworden, daß es blos der vierte Teil des ganzen Breviers war, denn es stand alldort rot auf weiß gedruckt: «Pars aestivalis», (d. h. Sommerteil, und so weit hatte ichs denn doch schon gebracht, daß ich wußte: das Jahr bestehe nicht blos aus dem Sommer, sondern aus 4 Jahreszeiten,) nahm ich dasselbe getrost mit nach St. Peter. Und als einst der Lehrer des Ritus, Repetitor Knittel, befahl, das Brevier mit in den Hörsaal zu bringen, marschierte ich ahnungslos und wohlgemut mit meinem Brevier vor die Front. Auf das Commando: „Schlagen Sie auf: Festum sancti Hygini, papae et martyris (das Fest des heiligen Hyginus, Papst und Martyr) am 11. Januar, im Winterteil oder ersten Band des Breviers!“, suchte und blätterte ich mit Eifer und Hast nach Hyginus, allein ich konnte weder

---

oder zwischen Hammer und Ambos zu kommen, wich er dieser Gefahr dadurch aus, daß er den Staub von seinen Füßen schüttelte und dem Musterstaate, dessen Idol die Aufklärung und das byzantinische Staatskirchentum war, den Rücken kehrte. Er begab sich nach Speier, wo er im Seminar Professor der Theologie und Philosophie wurde.

diesen Heiligen, noch den 11. Januar finden. Endlich, da ich noch immer blätterte und suchte, rief der genannte Repetitor: „Aber um tausend Gottes willen sind Sie ungeschickt, Herr Kist! Lassen Sie mich Ihr Brevier sehen!“ Mit tiefem Erröten reichte ich ihm mein Brevier. Kaum hatte er nun einen Blick auf den ellenlangen, mit roten und schwarzen Lettern gedrucktem Titel geworfen, so bricht er in ein schallendes Gelächter aus und sagt ironisch: „Das ist fürs erste ein Benediktiner-Brevier, und fürs zweite ist es nicht der Winter-, sondern der Sommerteil. Wie sind Sie denn zu diesem Brevier gekommen?“ Unter Verschweigung des Namens von Ort und Person, enthüllte ich nun die Herkunft meines Breviers, worüber alle höchlich erstaunten. Natürlich musste ich umgehend von der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg ein römisches Brevier in 4 Bänden kommen lassen.“ Das die gewiß urkomische und ergözliche Geschichte meines ersten Breviers.

Die Stunde der Trennung schlug. Ich verabschiedete mich bei meinen Eltern auf baldiges, fröhliches Wiedersehen. Ihre kühnsten Wünsche und Hoffnungen hatten sich ja so viel als schon erfüllt, denn ich war im Begriff, ins Priesterseminar einzutreten und dann nach 10 Monaten die erste heilige Messe zu lesen. Als die Mutter mir vor kurze Zeit den Chorrock, selbstverständlich über dem Talare anprobierte und mein Haupt mit dem Barett be

deckte, da zitterten ihre Hände vor heftiger Gemütsbewegung, Tränen rannen über ihre Wangen, und tief ergriffen sagte sie zu mir: „Mit bangem Herzen hab ich oft gezweifelt, ob meine Gebete und Tränen, die ich Jesu und Maria zur Erlangung dieser Gnade darbrachte, etwas fruchten werden. Meine noch übrigen Tage sollen nun dazu geweiht sein, ihnen meinen Dank darzubringen.“ Dann schloß sie mich in ihre Arme und sah mich triumphierend, verklärt und wonnetrunken an. Welch ein Glück: eine fromme, großmütig liebende Mutter zu haben! Beim Abschied reichte mir der Vater die Hand und sagte mit bebender Stimme: „Wenn Du nach 10 Monaten am Ziele angekommen, dann ist auch mein Ziel erreicht, und ich bin dann reichlich belohnt für alle Opfer, die ich für Dich dargebracht. Mit Simeon will ich an jenem Tage, an welchem Du die erste heilige Messe lesen wirst, beten: „Nun, o Herr, laß deinen Diener im Frieden dahinscheiden, denn meine Augen haben das Heil gesehen!“

Mit dem elterlichen Segen ausgerüstet, reiste ich, 6 Tage vor Allerheiligen, nach Freiburg, weil ich auch dort noch eine süße Pflicht der Pietät zu erfüllen hatte, ich wollte nämlich vor dem Eintritt ins Seminar Abschied nehmen von jenen zutraulichen und romantischen Orten, wo ich oft am Busen der Natur die edelsten Freuden genossen, vom Schloßberg, Josefsbergle, Hebsack, St. Odilien und Günterstal. An einen dieser Punkte knüpft sich eine interes-

sante Erinnerung, die ich hier, wegen ihrer moralischen Bedeutung, mitteilen will.

Nachdem ich in Freiburg angekommen war, galt mein erster Besuch dem Schloßberge. In halber Höhe desselben befindet sich eine Ruhebank zwischen zwei Linden. Auf diese Bank sezte ich mich und ließ, da mir das Konvikt gegenüber lag, in welchem ich während 3 Jahren gewohnt hatte, dieses und jenes Erlebnis heiterer und ernster Art in demselben' an meinem Geiste vorüberziehen; eines der leztern Kategorie soll hier eine Stelle finden.

Im Spätjahr 1843, als ich noch Lyzeist war, unternahm ich eine Ferienreise nach Freiburg. Dort besuchte ich den mir befreundeten Studenten der Theologie, Bonifaz Grießbaum, von Dörlinbach, Pfarrei Schweighausen, der im Konvikt wohnte. Wie sehr erschrack ich, als ich ihn wiedersah! Er saß auf der großen Terrasse, die sich vor dem geräumigen Rekreationssaale hinzieht, zwischen 2 in üppigster Blüte stehenden Oleanderbäumen, die einen aromatischen Duft aushauchten. Grießbaum war, infolge der galoppierenden Schwindsucht, zu einem Skelette abgemagert, die Haut, die es bekleidete, war gelb wie eine Citrone, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Das Wiedersehen rang ihm ein Lächeln ab, er streckte mir seine Rechte entgegen und sagte mit heißerer Stimme: „Du bist erstaunt, mich so elend zu finden. Ja, ich bin nicht nur Candidatus

Theologiae, sed etiam mortis mox imminentis. Quid interest! (d. h. ich bin nicht nur Kandidat der Theologie, sondern auch des Todes, der schon auf mich wartet. Was ligt daran!) Daß ich das mir gesteckte irdische Ziel nicht mehr erreiche, schmerzt mich nicht um meinetwillen, sondern wegen meiner Eltern, die sich schon längst darnach sehnten, mich am Altare zu sehen. Gott tröste sie in ihrem Schmerz! Es freut mich sehr, Dich wieder zu sehen, und daß Du meiner gedachtest und mich besuchest. Wir werden uns auf dieser Welt nicht wiedersehen, denn es geht mit mir rasch zu Ende, und bis Du in dieses Haus einziehst, hat mich das Grab längst verschlungen." Bei diesen Worten wurde er weich, er reichte mir seine abgemagerte, zitternde Hand, zog mich auf den neben ihm stehenden Stuhl und sagte mit tiefer Ergriffenheit: „Ich sehe mit großem Leid auf die Studienzeit am Gymnasium und Lyzeum zurück, denn wir wurden schmählich um den väterlichen Glauben, um Frömmigkeit und Gottesfurcht betrogen, in einen wahren Fanatismus für die, in religiöser und moralischer Beziehung nichtsnuzigen alten und neuen Klassiker hineingehezt, dadurch dem Christentum entfremdet und zu modernen Heiden umgemodelt, die entweder gar keinen oder nur einen solchen Gott anerkennen, der sich dem jeweiligen Zeitgeiste akkommodiert, sich nach dem jeweiligen Hausgebrauche richtet, das Gewissen nicht beunruhigt, bei

der jenseitigen Tornister-Revision nötigenfalls beide Augen zudrückt und jedenfalls keines seiner schwachen, wenn auch unbußfertigen Kinder auf ewig verdammt. Ich sehe es jezt, da ich nur noch eine kurze Spanne Zeit zu leben habe, sehr klar ein, daß die Tage, Monate und Jahre, die man ohne Glauben und Religion, ohne Christentum und Gebet, ohne Sakramente und sittlichen Lebensernst, ohne wahren Frieden und ohne Seelenruhe dahingebracht, vergeudet und verloren sind. Möchtest auch Du, bevor Du einen Fuß im Grabe und den Tod auf der Zunge hast, zu dieser hochwichtigen Überzeugung gelangen und Dich dadurch vor später, langer und oft, in vielfacher Beziehung, nuzloser Reue bewahren! O die s. g. Studentenstreiche, die man so leichtsinnig und mit lachendem Munde begeht, für deren straflose Verübung man ein giltiges Privilegium zu besizen wähnt, und mit denen man oft, und sogar in frivolster Weise, noch renommiert, sind nichts desto weniger schwere Verstöße gegen Gottes Gebot, schwere Beleidigungen der göttlichen Majestät und unverantwortliche Frevel, die man auf seine arme Seele geladen und entweder hier oder dort schwer abbüßen muß. Lieber Freund, vor all Dem möchte ich Dich wohlmeinend warnen und durch Warnung bewahren!“ Da ich als neunzehnjähriger Lyzeist nicht begriff, wie mein Freund, der stets ein äußerst fleißiger, gewissenhafter und solider Student gewesen, der sich mit harter Not, ver-

mittelst „Stundengebens“ und Kosttagen am Gymnasium und Lyzeum hatte durchschlagen müssen, so skrupulös und rigoros werden konnte; sagte ich zu ihm: Aber lieber Bonifaz, Du siehst zu schwarz und urteilst zu streng, jedenfalls zu streng über Dich selbst, da Du das Studentenleben höchstens dem Namen nach kennen lerntest und als ächter Leimsieder mit den Statuten des Gymnasiums und Lyzeums sicherlich niemals in Konflikt geraten bist. Mit solchen schwermütigen und schwarzgalligen Gedanken verbitterst Du Dir ja rein unnötig und mutwillig das Leben. Des Lebens Mai blüht Ein Mal nur, und nur Ein Mal ist man jung, wer wollte sich daher solche Grillen in den Kopf sezen und sich dann über deren Quartier graue Haare wachsen lassen, ergo . . Bonifaz ließ mich aber mit meiner Exhortation nicht zu Ende kommen, er wehrte energisch mit der Hand ab, sah mich dann sehr ernst und wehmütig an und sagte mit großem Nachdruck: „Wer seine Lebenszeit nur noch nach Stunden und Minuten abmißt, auf wen der Tod seine kalte Hand schon gelegt, wer das Siegel der Verwesung bereits auf der Stirne trägt, der betrachtet alles Irdische im Lichte des Evangeliums und im Spiegel der Ewigkeit, der beurteilt alles nach den unwandelbaren und untrüglichen Grundsäzen der Kirche und mißt es mit dem Maßstabe: ob es mit der christlichen Religion im Einklang stehe, einem höheren, bleiben-

der jenseitigen Tornister-Revision …s Richterstuhl der-
Augen zudrückt und jedenfalls …ns Damokles-Schwert
chen, wenn auch unbußfertiger …der denkt, fühlt, urteilt
dammt. Ich sehe es jezt, d… …n Weltkind, das sich gegen
Spanne Zeit zu leben h… …on der Beobachtung der Ge-
Tage, Monate und Ja… Kirche dispensiert wähnt. Mir
und Religion, ohne …en, was das Sprichwort sagt:
Sakramente und si… …s werden Quentchen Zentner'. Auch
Frieden und ohne … diese Erfahrung machen, sofern Dich
und verloren si… …st schnell und unvorbereitet, wie ein
Fuß im Grab… …nt, überfällt." Da ich damals unfähig
dieser hochw… …in meines Freundes Ideen- und Gesichts-
dadurch v… …in zu denken, und seine ernsten Worte
ziehung, … heitere Ferienstimmung zu trüben ernstlich
dentens… verabschiedete ich mich von demselben und
chend… …te ihm baldige Wiedergenesung. Doch darauf
man… …erte er, sich langsam und mühsam erhebend,:
mi… …ich bin weit entfernt, von Gott ein offenbares
n… …under — Wiedergenesung nämlich — zu erflehen,
zu erwarten oder zu hoffen, aber um das bitte
ich ihn täglich und stündlich: mir eine glückselige
Sterbstunde zu verleihen." Und Gott erhörte sein
Gebet, er verlieh ihm eine glückliche Sterbstunde —
nach kurzer Frist entschlief Bonifaz, sanft und ohne
Todeskampf, nachdem er bei vollem Bewußtsein die
heiligen Sterbsakramente empfangen hatte.

Ich kann es mir nicht versagen, in Kürze ei
sehr lehrreiches Gegenstück dieser Begegnung mi

vernünftigen Studenten anzu-
Ferien (1843) besuchte ich in
anken Studenten, der mit der
ht behaftet und, wovon ich mich auf
lich überzeugte, rettungslos verloren
tin H. war 7 Jahre älter als ich und
enfalls 7 Jahre früher als ich die Univer-
Er hatte die Rechtswissenschaft als „Brodfach“
wählt. Nach 6, statt 4, Jahren hatte er das Universitäts-Studium absolviert, allein da er ein flotter Korpsbursche gewesen, mehr in der Kneipe als im Kolleg gesessen, den Fechtboden fleißig besucht, einige Male auf der Mensur gestanden und galanten Abenteuern nachgejagt hatte, getraute er sich nicht, das Staatsexamen zu machen. Infolge von Trunksucht, übermäßigen Tabakrauchens und geschlechtlicher Ausschweifung hatte er sich die Lungenschwindsucht zugezogen und ging rasch seiner Auflösung entgegen. Nachdem ich mein Geschäft, das mich zu ihm geführt — die Erwerbung eines griechischen Schriftstellers — erledigt hatte, ließ sich H. in ein Gespräch mit mir ein, das sich um einige Episoden aus seinem Studentenleben drehte, die er mit großem Wohlbehagen erzählte. Im Verlaufe desselben äußerte er: „Die Enzyklopädisten Diderot und d'Alembert, Voltaire und Rousseau, Helvetius und Holbach, Laharpe und La Mettrie sind die größten Heroen, die dem Lichte, der Aufklärung und der Freiheit Bahn

gebrochen. Sie haben, troz Verbannung und Bastille, den Mut gehabt, zu konstatieren, daß Gott und die Unsterblichkeit der Seele ein Hirngespinnst und die Religion die Erfindung der Priester und Volkstyrannen ist, daß Tugend und Laster leere Worte sind, daß es des Menschen Zweck und Bestimmung ist, zu genießen, daß die Befriedigung der Leidenschaften das einzig probate Mittel ist, sich von ihrem Drange zu befreien, und daß man, um wahrhaft glücklich zu sein, alle Gewissensbisse unterdrücken und jede Religion von sich fern halten muß." Ich entgegnete dem verstickten Studenten, der sich durch seinen emphatischen Vortrag und das mit Nachdruck abgelegte infernale Kredo einen heftigen Husten mit Blutauswurf zugezogen: Ihr atheistisch-materialisches System ist offenbar falsch, weil es 1, im ganzen und großen nicht ein- und durchführbar ist, und 2, wo immer ein- und durchgeführt, höchst nachteilig und verderblich wäre; denn nie und nirgends können die Menschen dahin gelangen, sich einem schrankenlosen Genusse hinzugeben und alle ihre Leidenschaften zu befriedigen. Überhaupt macht die oftmalige Befriedigung der Leidenschaften dieselben unersättlich und wirft ihnen den Menschen zum Opfer, zur Beute hin. Wenn der Zweck und die Bestimmung des Menschen lediglich im Genuß sinnlicher Freuden und in der Befriedigung aller seiner Leidenschaften bestände, so müsste daraus ein wahrer Vernichtungs-

krieg aller gegen alle entstehen. Auch ist die Religion offenbar nicht von den Priestern und Volkstyrannen erfunden worden; denn die Religion war vor den Priestern und Volkstyrannen vorhanden. Das religiöse Bedürfnis, das dem Menschen angeboren ist, hat zur Einführung des Priesterstandes geführt. Es waltet zwischen den Priestern und der Religion dasselbe Verhältnis ob, das anerkanntermaßen zwischen den Juristen und dem Jus, dem Rechte, stattfindet: nicht die Juristen haben das Recht erfunden, sondern das dem Menschen angeborne Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein, sowie die vielen Streitfragen über mein und dein und die zahllosen Rechtsverlezungen und Rechtsverwicklungen haben die Einführung des Richteramtes und Richterstandes als eine Notwendigkeit erscheinen lassen und dieselben ins Werk gesezt. Es dürfte, im Hinblick auf Ihren Krankheitszustand gar nicht schwer sein, sich davon zu überzeugen, daß nicht die Befriedigung, sondern die Beherrschung und Bändigung der Leidenschaften vom Drange derselben befreit; denn, wie Sie vorhin selbst bekannten, haben Sie durch Trunksucht und ausschweifendes Leben die Kräfte des Leibes zerrüttet und sich eine tödliche Krankheit zugezogen. Schillers Wort findet hier seine volle Anwendung: „Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang", und jener ebenso wahre Spruch der Alten: «Omne nimium vertitur in vitium.» H. antwortete, in-

dem er mir wiederholt einen stechenden, mißmutigen Blick zuwarf: „Sie sind sehr scharf über mich zu Gericht gesessen und haben zugleich den Beweis geliefert, daß, wenn Sie nicht Theologe würden, ein Pastor an Ihnen verloren gienge; allein troz all Dem beharre ich fest auf meiner Behauptung: der einzige Zweck des Menschen besteht darin: zu genießen, was sein Herz begehrt. Daß ich im Genusse nicht Maß und Ziel gehalten und dadurch mein Leben verkürzte, ändert an meiner Behauptung kein Jota. Ich habe das Leben genossen, also meinen Zweck erreicht, gleichviel ob mein Leib heut oder morgen in die Elemente sich auflöst, aus denen ihn vor 27 Jahren die Naturkraft gebildet hat — und damit basta!“ Und H. ist so gestorben, wie er gelebt hatte: ungläubig, unbußfertig und verstockt — ein Blutsturz raffte ihn schnell dahin. Wenn ich Dich nun am Schlusse dieses Kapitels frage: Möchtest Du lieber mit dem Juristen Martin oder mit dem Theologen Bonifaz sterben und vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen?, so glaube ich mit gutem Grunde annehmen zu dürfen, daß Du es lieber mit Bonifaz als mit Martin hieltest.

Fünftes Kapitel.

Eine schwere Prüfung.

Als am drittlezten Tage meines Aufenthaltes in Freiburg die Abenddämmerung hereinbrach, schlenderte ich in der südlichen Allee des Karlsplazes auf und ab. Plözlich hör ich, wie mir ein Kind nachtrippelt, und einige Sekunden später fühle ich, wie mich dasselbe an beiden Rockflügeln zurückhält. Schnell drehe ich mich um und stehe nun vor einem allerliebsten Mädchen mit einem wahren Engelsgesichte. Ich vermute sogleich, das Kind habe sich bezüglich meiner äußeren Erscheinung getäuscht und mich für eine ihm bekannte Person angesehen. Als ich es anreden und fragen will, für wen es mich ansehe, umfasst es meine Kniee und ruft aus Leibeskräften: „Papa, Papa!“, und sogleich sucht es an mir hinauf zu krabbeln. Da ihm aber diese gymnastische Übung nicht gelingen will, komm ich ihm zu Hilfe, ich heb es empor und nehm es auf den Arm. Sogleich umschlingt es meinen Hals, preßt mein Haupt heftig an sein Antliz und küßt mich stürmisch, indem es in höchstem Affekte die Worte

hervorstößt: „Böser Papa, Mariele so lang allein lassen! Lieber Papa, wieder zu Mariele kommen, aber jezt bleiben, dableiben!“ Mir wards bei diesen Liebkosungen, Umarmungen und Ergüßen kindlicher Liebe, Zärtlichkeit und Anhänglichkeit ganz sonderbar zu Mut, ich glaubte zu träumen, meine Füße waren wie in den Boden gewurzelt, und ich wußte wahrhaftig nicht, sollte ich dem Himmel zürnen oder danken, daß er mir so unerwartet diesen holdseligen Engel in die Arme gelegt. Da riß mich eine schrille Stimme aus meiner Erstarrung und Betäubung; ein Kindsmädchen flog mehr, als es ging, auf uns zu und schrie: „Aber Marie, geschwind komm her!“ Und zu gleicher Zeit eilte eine noch sehr jugendliche, hübsche Dame, die Trauerkleider trug, auf uns zu, streckte ihre Arme nach der kleinen Marie aus und sagte, zitternd vor Aufregung: „Aber Marie, wie kannst du so frech sein, diesen Herrn so zu belästigen, ich will dir! Augenblicklich folgst du, und lassest dich von Sophie (dem Kindsmädchen) tragen!“ Dieser Befehl, mich, ihren wiedergefundenen Papa, verlassen zu sollen, brachte Marie fast außer sich, sie zitterte heftig an allen Gliedern, hielt mich konvulsivisch umschlungen und preßte ihren Lockenkopf zwischen meinen Hals und meine Schultern. Nun wollte die Mutter ihre Tochter mit Gewalt von mir reißen, und da mir der ganze Auftritt lästig und peinlich zu werden anfing, gab

ich Marie die besten Worte, ihrer Mutter zu gehorchen, und suchte mich zugleich aus ihrer Umarmung zu befreien. Da Marie heftig weinte und wiederholt schrie: „Papa bleiben!“, und ihre Mutter sich, heftig gestikulierend, bemühte, ihre Hände zu lösen und dabei im Affekte lauter, als gerade rätlich war, drohte, lenkte sich die Aufmerksamkeit und Neugier der auf dem Karlsplaze Lustwandelnden auf die Gruppe, die wir bildeten, und die allerdings einen sehr malerischen, teils rührenden, teils tragikomischen Anblick gewährt haben mag. Herrn und Damen rückten uns immer näher, wir waren schon von 3 Seiten blockiert, und in wenigen Sekunden konnte sich ein Kreis um uns schließen, der uns unfehlbar genötigt haben würde, dem Publikum die sich ihm darbietende Szene in longum et latum zu erklären. Einer solchen Fatalität wollte ich aber um jeden Preis ausweichen, und darum sagte ich zur Mutter Maries: Madame, Sie sehen, daß wir der Gegenstand der Neugier vieler Spaziergänger geworden, die das sonderbare Schauspiel, das wir ihnen darbieten, gierig verschlingen. Machen wir dieser peinlichen Situation dadurch ein Ende, daß Sie für kurze Zeit gestatten, daß ich an Ihrem Kinde Vaterstelle vertrete, und daß dasselbe ebenso lange auf meinem Arme bleiben darf. — Jetzt erst bemerkte die Dame, rasch einen Blick um sich werfend, daß sich viele Zuschauer um uns gesammelt hatten, die davon

Zeuge sein wollten, wie der von Marie erbeutete und mit leidenschaftlicher Liebe und Inbrunst festgehaltene Vater seines Kindes wieder los und ledig werden würde. Ob ihrer Wahrnehmung heftig erschreckend, trat die Dame an meine Seite und sagte leise: „Gut, ich vertraue Ihrer Klugheit, gehen wir!“ Schweigend und resolut schritten wir vorwärts, und niemand von unseren Zuschauern war so indiskret und auffäzig, uns zu folgen. Wir verfügten uns in die englische Anlage, die sich hinter der Kaserne befand, und durch die 2 Fahr- und 2 Fußwege führten. Mehrere Ruhebänke befanden sich in derselben. Wir sezten uns auf eine dieser Bänke, und durfte mein Adoptivkind auf meinem Schoße Plaz nehmen. Ich sah niemals ein Kind mit so überglücklicher, verständnisinniger und zugleich schalkhafter Physiognomie. Ha, wie Marie still und froh in sich hineinlächelte, weil sie wähnte, ihren lieben Vater wieder zu besizen! Wie sie sich zärtlich und innig an mich schmiegte, um der Gefahr vorzubeugen, mich nochmals zu verlieren! Wie sie schelmisch-süß lächelte, weil sie durch ihre standhafte Weigerung und ihren zärtlichen Ungestüm den Sieg davon getragen und ihrer Kindesliebe eine glänzende Satisfaktion verschafft hatte. Marie war ein allerliebstes Geschöpf, dem man gut sein musste.

Nachdem wir uns niedergelassen, sah mich Maries Mutter sekundenlang durchbohrend, forschend und

prüfend an und wechselte wiederholt die Gesichtsfarbe. Auch das Kindsmädchen schien in meinen Gesichtszügen etwas ganz Besonderes gefunden zu haben, denn es starrte mich wiederholt mit dem Ausdrucke höchsten Staunens an. Ich unterbrach endlich das Stillschweigen, indem ich zu der Dame sagte: Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich die gewiß meinerseits berechtigte Frage stelle: wie ist es zu erklären, daß mich Marie als ihren Vater ansieht und so hartnäckig an dieser Täuschung festhält? Sie erwiderte: „Ich versichere Ihnen, daß es auch mir wirklich Mühe kostet, es mir auszureden, Sie seien mein von den Toten auferstandener Mann, denn Sie besitzen in allem eine, ans wunderbare grenzende Ähnlichkeit mit demselben. Die Größe und Körperkonstitution, die Farbe der Haare, Stirne, Nase, Augen, Mund und Kinn machen Sie zum perfekten Ebenbilde meines Mannes selig, und damit der täuschenden Ähnlichkeit kein Zug fehle, tragen Sie keinen Bart und haben dieselbe Stimme wie mein Mann. Sie sind, wie man zu sagen pflegt, meinem Manne aus dem Gesichte geschnitten und würden, wenn Sie sich ähnlich kleideten, und mein Mann noch lebte, selbst von seinen intimsten Freunden von ihm nicht unterschieden werden können. Sie sehen ja, wie mein Kind Ihre Gesichtszüge gleichsam gierig verschlingt, wie es sich so kindlich liebevoll an Sie schmiegt, daß man darauf

schwören könnte, daß auch nicht der leiseste Zweifel in ihm aufsteigt, daß Sie sein leibhaftiger, echter, wahrer Vater sind. Welch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß gerade derjenige Herr, der mit Maries Vater so erstaunliche Ähnlichkeit hat, uns heute begegnet und von Marie sogleich bemerkt, als Vater begrüßt, umarmt und geliebkost wird!" Ich entgegnete ihr, indem ich einen Blick auf meine Uhr warf, deren Zeigerstand ich im Halbdunkel noch erkennen konnte: Ich bedaure sehr, ganz unverschuldet, die tiefe Wunde Ihres Herzens aufgerissen zu haben, indem ich Sie lebhaft an Ihren Mann erinnere, und nicht minder tut es mir leid, daß Marie ihren wiedergefundenen Vater so schnell wieder verliert. Trennung ist eben der Sterblichen Los hinieden, und Wiedersehen dort oben ihre Hoffnung. Ich muß mich nun empfehlen, denn es ist Zeit zum Nachtessen. Das Abenteuer des heutigen Abends wird mir unvergeßlich sein. Bewahren Sie auch mir, dem Ebenbilde Ihres Mannes, ein freundliches Andenken! — Die Dame war unfähig, ein Wort zu erwidern, sie verhüllte ihr Antliz mit beiden Händen, dann erhob sie sich rasch, reichte mir stumm ihre Rechte und wollte dann ihre Tochter von meinem Schoße nehmen, allein Marie war nicht willens, sich schon wieder von ihrem Vater trennen zu lassen, Sie umarmte mich so heftig, weinte so laut und schrie fortwährend: „Papa dableiben!“,

daß wir von unserem Vorhaben abstehen mussten, Marie mit Gewalt von mir loszumachen. Ich schlug deren Mutter darum vor, sie in ihre Wohnung zu begleiten, und dort konnte mir das Kind aus dieser oder jener Ursache abgenommen werden. Bereitwillig nahm die Mutter diesen Vorschlag an. Sie bewohnte ein Privatlogis in der Nähe des Münsters. Hinter der Haustüre wollte ich mich verabschieden, allein Marie wollte von einem Abschied durchaus nichts wissen und sezte durch den Beginn eines respektablen Lamentos zum dritten Mal ihren Willen durch. Ich musste also den holden Schreihals noch eine Stiege hinauf und bis in das Wohnzimmer ihrer Mutter tragen. Nun hielt Marie ihren wiedergefundenen Papa unentfliehbar interniert und ließ sich von dem Kindsmädchen die Galakleider aus- und die gewöhnliche Haustracht anziehen, wobei sie in kindlich-naiver Weise sehr gesprächig war und mich nicht aus den Augen verlor. Nun war es aber für mich die höchste Zeit, mich definitiv zu verabschieden, da ich secundum ordinem im Konvikte zu Nacht essen und schlafen wollte. Ich bemerke hier, daß es den ins Seminar einberufenen Theologie-Kandidaten gestattet war, etliche Tage vor ihrem Abgang nach St. Peter, im Konvikte zu wohnen und zu essen, ohne daß sie der zur Kollegienzeit strenge einzuhaltenden Hausordnung unterworfen worden wären. Erschien also einer nicht

bei Tisch, oder kam er des Nachts nicht nach Hause, so wurde er deßwegen weder zu Rede gestellt noch mit einer Pönitenz belegt.

Um einem abermaligen unangenehmen Auftritt und Tränenerguß vorzubeugen, hatte ich meinen Hut ins Vorzimmer praktiziert, ohne daß Marie es bemerkte, und als dieselbe sich kurze Zeit im Nebenzimmer befand, wollte ich mich von deren Mutter schnell verabschieden, allein ich stieß jezt gerade bei ihr auf ein ungeahntes Hindernis. Als ich ihr nach deutscher Sitte die Hand reichte und sagte: Marie ist soeben mit Ihrem Kindsmädchen in das anstoßende Zimmer gegangen, und darum benüze ich diesen günstigen Moment, um mich, von ihr unbemerkt, zu entfernen. Leben Sie wohl, gnädige Frau! Ich wünsche von Herzen, daß Sie für Ihr liebes Kind recht bald einen definitiven, braven Vater finden; da ergriff sie hastig meine ihr dargereichte Hand, sah mich treuherzig und flehentlich an und sagte beklommen: „Mein lieber Herr, ich wage es, eine dringende Bitte an Sie zu richten. Sollte es Ihnen möglich sein, so ersuche ich Sie, bei uns zu Nacht zu speisen, Sie würden dadurch mir und meinem Kind eine große Freude bereiten.“ Ich entgegnete: Da ich frei und ganz unabhängig bin, also keine Pflicht versäume, wenn ich in meiner Wohnung nicht bei Tisch erscheine, und da wir heute auf so seltsame, ich möchte sagen: romantische Art

mit einander bekannt geworden sind, so nehme ich Ihr gastfreundliches Anerbieten dankend an und bin überzeugt, in Ihrer und Ihres lieben Kindes Gesellschaft eine fröhliche Stunde zu verleben. Sogleich schickte sie das Kindsmädchen in das nahe Gasthaus „Zum Engel“ mit dem Auftrage: ein frugales Nachtessen zu holen. Da Marie mir sehnsüchtig ihre Hände entgegenstreckte, nahm ich das liebe Kind auf den Arm und versah, während ihre Mutter den Tisch deckte und aus dem Keller einige etiquettierte Flaschen holte, und, in Abwesenheit Sophies, den Dienst einer Kindswärterin, für einen Kandidaten der Theologie allerdings ein inkompatibles Amt, allein noch war ich ja frei, frei wie der Fisch im Wasser und der Vogel in der Luft. Ob sich aber mein Talar im Koffer aus Ärger und Verdruß und aus Angst wegen meiner Verwegenheit und Tollkühnheit nicht umdrehte, das wage ich nicht zu entscheiden, wäre es jedoch der Fall gewesen, so könnte man sich kaum darüber wundern.

Nachdem Maries Mutter den Tisch gedeckt und eine Flasche Markgräfler nebst 2 Flaschen Rheinwein, Hochheimer und Rüdesheimer, inmitten desselben aufgepflanzt hatte, trat sie vor mich hin, verneigte sich graziös, hielt mir ihres Mannes Schlafrock, schelmisch lachend, hin und sagte: „Herr Papa, machen Sie es sich bequem, ziehen Sie Ihren Schlafrock an, denn Marie könnte leicht mit ihren

Schuhen Ihre Kleider beschädigen oder wenigstens verunreinigen." Willig fügte ich mich in den neuen Wechsel, denn wer a gesagt, muß in der Regel auch b sagen. „Auf und nieder mein Mann!", sagte Maries Mutter, dann presste sie ihre Hände auf ihre stürmisch bewegte Brust, zerdrückte zwischen den Wimpern eine Zähre, trat vor den Pfeiler zwischen den Fenstern, ergriff eine unter Glas sich befindende Photographie in Kabinetsformat, damals ein Daguerreotyp-Bild auf einer Silberplatte, drückte sie an ihre Lippen, reichte mir dieselbe, mit tränenumflortem Auge und schweigend, dar und verließ dann rasch das Zimmer. Ich betrachtete die mir dargereichte Photographie. Welch' täuschende Ähnlichkeit zwischen Maries Vater und mir! Man konnte auch nicht die geringste Verschiedenheit zwischen uns beiden entdecken! Marie nahm mir die Photographie aus der Hand und sagte: „Papale Kussele geben," und wiederholt küßte sie ihres Vaters Bild, dabei vergaß sie aber keineswegs, auch dem vermeintlichen Originale desselben ihre kindliche Liebe auf die gleiche Weise zu bezeugen — das ist der teure Sold, wenn man Vaterstelle vertritt!

Nachdem die Wittwe die Speisen auf den Tisch gestellt hatte, hing sie die Photographie wieder an den Pfeiler und sagte: „Sie wissen vielleicht nicht, daß Sie mit einem berühmten Manne, mit einer hohen Persönlichkeit, mit einem Erzbischof, große Ähn-

lichkeit haben, nämlich mit dem Erzbischof von Köln, Johann von Geissel, den ich persönlich kenne. Derselbe ist allerdings bedeutend älter als Sie und mein Mann selig, allein auch jezt noch ist die Ähnlichkeit zwischen allen Dreien sehr auffallend." Diese Behauptung fand ich später vielfach bestätigt. Als ich am 11. November 1850 mit dem III. badischen Infanterie-Bataillon, dem ich damals als Feldpater zugeteilt war, von Deutz nach Köln marschierte, und an demselben Tage ganz Deutz und Köln auf den Beinen war, weil der apostolische Nuntius Viale-Prelà soeben seinen Einzug gehalten hatte, um dem Erzbischof Geissel, den Papst Pius IX. zum Kardinal ernannt hatte, das Barett zu überbringen, hörte ich viele Einwohner von Deutz und Köln die Bemerkung machen: „Dieser Feldkaplan hat sehr viele Ähnlichkeit mit unserem Herrn Erzbischof." Aber ich überzeugte mich davon zweimal auch persönlich. Als ich am 12. November im Dom zu Köln der Barettüberreichung beiwohnte, und der Erzbischof Geissel ganz nahe an wir vorüberging, staunte ich völlig darüber, welch große Ähnlichkeit wir mit einander hatten. Am 5., 6. und 7. September 1854 sollte die Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Köln abgehalten werden. Eine große Menge katholischer Männer hatte sich, in der Voraussezung, daß die genannte Versammlung wirklich abgehalten werde,

nach Köln begeben. Allein kurze Zeit vor deren Beginn verbot die königlich preußische Regierung die Abhaltung derselben. Auch ich war damals vergebens nach Köln geeilt, doch fanden einige Privatversammlungen statt, und wurde ich anläßlich einer solchen des Erzbischofes Geissel zum zweiten Male ansichtig. Viele Geistliche der Diözese Speier, deren Bischof Geissel vor seiner Ernennung zum Erzbischof von Köln gewesen, versicherten mir wiederholt, als ich Pfarrverweser von Mannheim war, daß ich ungemein große Ähnlichkeit mit dem genannten Kirchenfürsten habe.

Vor dem Nachtessen nahm Sophie mir das Kind ab, das dagegen aus dem Grunde keine Einsprache erhob, weil es so eingeführt war, daß Sophie dasselbe während des Essens auf dem Schoße hatte und ihm die Speisen teils vorlegte teils darreichte. Während des Essens sprachen wir meistens von Freiburg, seiner Lage und Umgebung, bis die Wittwe der Unterhaltung eine andere Wendung gab und auf ihre persönlichen Verhältnisse zu sprechen kam. Sie erzählte in der, den Rheinländern eigentümlichen und sehr hübschen Sprache: „Ende August kamen wir aus der Rheinprovinz, wo wir in der Nähe von Koblenz ein Gut mit einer Villa besitzen, hierher. Wir beabsichtigten, den Winter entweder in Meran oder in Nizza zuzubringen. Da uns aber Freiburg mit seiner herrlichen Umgebung fesselte,

fassten wir den Entschluß, während des Monates September hier zu bleiben. Wir mieteten, weil man in den Gasthöfen keine Ruhe findet, dieses Quartier auf 4 Wochen und machten täglich Ausflüge in der hiesigen, so überaus anmutigen und reizenden Gegend. Eines Tages begaben wir uns nach Güterstal, das äußerst lieblich in einem saftig grünen Wiesentale, am Fuß der Ruine der Kyburg, ligt. Dort fühlte sich mein Mann plötzlich unwohl, Fieberfrost schüttelte ihn, er konnte sich kaum auf den Beinen halten, und mit harter Not erreichten wir, nach 2 müheseligen und ängstlichen Stunden, unsere Wohnung. Der sogleich herbeigerufene Arzt erklärte, daß aller Wahrscheinlichkeit nach zu fürchten sei, mein Mann seie vom Nervenfieber ergriffen. Des andern Tages bestätigte er, daß er sich leider mit seiner Vorhersagung nicht getäuscht habe. Das war für mich eine schreckliche Nachricht. Marie und Sophie mussten sogleich die, jenseits des Hausganges sich befindende Stube beziehen und durften das Krankenzimmer niemals betreten. Eine barmherzige Schwester und ich pflegten meinen Mann und warteten seiner abwechselnd Tag und Nacht; allein troz aller Pflege und Sorgfalt, und trozdem ich, außer dem gewöhnlichen Arzte, noch den berühmten Professor der Medizin, Dr. Schwörer, rufen ließ und ihn mit aufgehobenen Händen anflehte, meinen Mann zu retten, war er

nach 14 Tagen eine Leiche. Ach, wie viel habe ich während der Krankheit meines Mannes, während der Beerdigung und im Laufe der lezten 6 Wochen, seitdem er im Grabe ruht, erduldet und gelitten, wie viel hab ich gebetet und geweint! Oft wollte ich Freiburg verlassen, allein eine unsichtbare Macht hielt mich hier, in der Nähe des teueren Grabes, zurück, das wir täglich besuchen und mit Blumen schmücken Was soll aus mir und aus meinem verwaisten Kinde werden! Wir fühlen uns verlassen und trostlos. Marie ruft Tag und Nacht nach ihrem Papa, sie hat nirgends Ruhe, überall sucht sie ihn, sie erklettert den Stuhl und sieht zum Fenster hinaus, um ihn zu erspähen, sie bittet mich täglich hundertmal, mit ihr auszugehen und den Papa zu suchen. Sie haben gar keinen Begriff davon, wie das liebe Kind nach Wiedervereinigung mit ihrem Vater schmachtet. Ich liebe Marie gewiß mit aller Innigkeit und Zärtlichkeit, deren ein Mutterherz fähig ist, allein sie hing dennoch mehr an ihrem Vater als an mir. Wenn wir gleichzeitig die Arme nach ihr ausstreckten, so verlangte sie stets nach ihm. Ich fühle und überzeuge mich täglich, was das arme Kind, infolge des Verlustes seines Vaters, leidet; sein Schmerz, sein Heimweh, seine ungestillte Sehnsucht gehen mir sehr zu Herzen, und ich fürchte nicht ohne Grund, die stete Aufregung und der tiefe Gram, der an seinem Herzen nagt, werden

seine Gesundheit untergraben und ihm ein unheilbares Siechtum zuziehen. Ich würde die Hälfte meines Vermögens, ja selbst zwei Finger meiner rechten Hand hingeben, wenn ich dadurch die, meinem geliebten Kind drohende Gefahr abwenden könnte.“ Hier trat eine Pause ein, während welcher ich Marie im Schoße ihrer Wärterin teilnehmend betrachtete. O wie süß schlummerte das Kind, wie holdselig waren seine Züge, wie anmutig der Zauber der Unschuld, der über sein Antliz ausgegossen war! „Sophie“, sagte die Wittwe zu dem Kindsmädchen, „bring Marie zu Bett, und dann begibst du dich selbst auch zur Ruhe!“ Sophie erhob sich geräuschlos, um den Befehl ihrer Herrin auszuführen, allein Marie erwachte dennoch, und, teils aus Gehorsam gegen die eingeführte Hausordnung, teils aus freiem Antrieb und wirklicher Sympathie, sagte sie lächelnd: „Papale Nachtkussele geben“, was denn auch sogleich gewissenhaft ins Werk gesezt wurde, dann klatschte sie vergnügt in die Händchen und rief: „Papale dableiben, auch ins Bett gehen!“ O du heilige Einfalt, sagte ich halblaut, während eine Lohe aus meinen Wangen und meiner und der Wittwe Stirne schlug.

Als wir allein waren ergriff Maries Mutter das Wort und sagte: „Jawohl, du heilige Einfalt! sagten Sie mit vollem Recht, und nachdem Marie in heiliger Einfalt ihren Herzenswunsch aufs klarste

und bestimmteste ausgesprochen, will auch ich, ihre Mutter, nicht hinter dem Berge halten, sondern ihren Wunsch, mit den einstweilen notwendigen Einschränkungen, auch zu dem meinigen machen. Es kostet mir zwar kein kleines Opfer, keine kleine Selbstverleugnung, in fraglicher Angelegenheit die Initiative zu ergreifen, was sonst, unter normalen Verhältnissen, des Mannes Sache ist, allein das Außerordentliche meiner Lage und das merkwürdige Abenteuer, das wir soeben erlebten, lassen, wie ich glaube, den Schritt, den ich zu tun entschlossen bin, als gerechtfertigt erscheinen. Schenken Sie mir geneigtes Gehör!

Es gehört keine überreizte Phantasie, sondern blos ruhige Überlegung dazu, unser heutiges Zusammentreffen und was damit zusammenhing, als einen Fingerzeig der göttlichen Vorsehung, ja geradezu als ihr Werk, zu betrachten. Da Sie das täuschend ähnliche Ebenbild meines verstorbenen Mannes und des Vaters meines Kindes sind, und ich in der wunderbaren Begegnung mit Ihnen den Willen der göttlichen Vorsehung erkenne, so glaube ich nicht anders, als Gott selbst habe Sie uns zugesendet, damit Sie der Nachfolger meines Mannes und des Vaters meines Kindes werden. Ihre Physiognomie, die den Stempel der deutschen Ehrlichkeit und Gutmütigkeit trägt, flößen mir solches Vertrauen zu Ihnen ein, und die Mutterliebe zu meinem Kinde

verleiht mir solchen Mut, daß ich Sie förmlich und inständig bitte: werden Sie meines Kindes Vater! Freilich müßten Sie in diesem Falle mich mit in den Kauf nehmen. Ich versichere Sie diesbezüglich, daß wir, mein Mann selig und ich, einander aus Zuneigung geehelicht haben, und daß wir stets glücklich und zufrieden mit einander lebten; wenn ich nun, der Wahrheit Zeugnis gebend, sage: ich würde in Ihnen meinen Mann wiedergefunden haben, so glaube ich, damit auch aufs zuverlässigste bezeugt und bekräftigt zu haben, daß ich Ihnen, als meinem Manne, in unwandelbarer Liebe und Treue zugetan wäre. Ich habe daraus, daß Sie mein Kind so zutraulich, herzlich und liebevoll behandelt, den Schluß gezogen, daß Sie nicht nur nicht ohne Gefühl sind, sondern ein tiefes Gemüt besitzen. Dürfte es nun der Fall sein, daß Ihnen meine Persönlichkeit nicht gleichgiltig ist und nicht antipathisch auf Sie wirkt, sondern daß Sie Zuneigung zu mir fassen könnten, so würde ich mich bestreben, Ihre volle Achtung und Liebe zu verdienen. Sie sehen, welche Opfer eine Mutter für ihr Kind zu bringen im stande ist: sie wirbt förmlich für dasselbe um Sie, um ihm den schmerzlich vermißten Vater zuzuführen, und bietet einem Mann die Hand, der ihr bisher völlig fremd war, und dessen Stand, Beruf und Verhältnisse sie nicht kennt. Zeihen Sie mich deßwegen nicht grenzenlosen Leichtsinnes und extra-

vagantester Sentimentalität, die keiner Überlegung fähig sind. Ich sage zu meiner Entschuldigung: ich folgte lediglich dem Zug und der Stimme meines Herzens, ich vertraute der göttlichen Vorsehung und sah in Ihnen das Ebenbild meines Mannes an Leib und Seel, an Geist und Herz, sofern nämlich Seele, Geist und Herz aus Augen und Gebärden reden."

Ich bekenne, daß ich, während die Wittwe sprach, wie auf Nadeln, wie auf glühenden Kohlen saß, denn ich war über den mir gemachten Antrag im höchsten Grad erstaunt, verblüfft betäubt, ja wie versteinert. Es schnürte mir die Kehle zu, der Atem stockte, es traten mir Schweißtropfen auf die Stirne, ich rang nach Fassung und suchte Herr meiner Beklommenheit und Verwirrung zu werden. Als mir das in etwas gelungen, sagte ich zu der offenherzigen Wittwe: Ich kann nicht in Abrede stellen, daß mich Ihre Worte sehr überraschten, jedoch nicht deßwegen, als ob sie etwas ganz Außerordentliches und Erstaunliches enthielten, nein, sondern wegen den höchst eigentümlichen Verhältnissen, in denen ich mich gegenwärtig befinde. Ich gebe zu, daß, was wir heute erlebten, an das Gebiet des Wunderbaren zu grenzen scheint, und man sich kaum irren wird, wenn man den Finger Gottes darin erkennt. Unser Zusammentreffen ist wohl mehr als blinder Zufall, die ominöse Täuschung

Ihrer Tochter und deren kindliche Zuneigung zu mir, die höchst auffallende Ähnlichkeit zwischen mir und Ihrem Mann und die autonome Eingebung Ihres Herzens sind einer Pophezie oder einem Orakelspruch nicht unähnlich, und ich stehe unter dem wuchtigen Einfluß und Druck dieser, konzentrisch auf mich einstürmenden Begebenheiten und Tatsachen. Vor allem danke ich Ihnen für das mir geschenkte Vertrauen, mit der Versicherung, daß ich den, von heiliger Mutterliebe Ihnen eingegebenen großmütigen Antrag in seiner vollen Bedeutung zu schäzen weiß. Zugleich bekenne ich, daß Sie durch diesen Ihren Antrag alle meine gefassten Entschlüsse und Vorsäze tief erschüttert und meinen entworfenen Lebensplan durchkreuzt haben. Ich fasse mich kurz und sage: Während den 3 lezten Jahren habe ich auf der hiesigen Universität studiert und alle examina bestanden. Vor 4 Tagen kehrte ich aus meinen lezten Ferien hierher zurück, um noch eine Pflicht der Pietät zu erfüllen, nämlich von allen, mir während des Universitäts-Studiums lieb gewordenen Orten mich zu verabschieden und dann der Welt überhaupt adieu zu sagen, denn ich gedenke, übermorgen ins Priesterseminar zu St. Peter einzutreten. — Bei diesen Worten entfärbte sich die Wittwe, sie zitterte heftig und hielt sich krampfhaft an dem Tische, denn sie war nahe daran, in eine Ohnmacht zu fallen. Ich fragte daher, ob ich das Kindsmädchen

herbeirufen und mich dann nach Hause begeben solle? Sie bat mich, beides zu unterlassen, und erklärte, der Schrecken, den ihr mein gefasster Entschluß eingejagt, habe ihre Nerven dermaßen angegriffen und erschüttert, daß ihr allerdings eine Ohnmacht gedroht habe. Dann sah sie mich mit Wehmut und Schmerz geisterhaft an und hauchte kaum hörbar: „Wie schade! Solch ein Mann!“ Ich entgegnete ihr sogleich: Gnädige Frau, Sie werden doch nicht der Ansicht und Meinung sein, es seie schade, daß ein Mann, der gerade Glieder hat, Priester werde, denn dazu seien solche gut genug, die verkümmerten, verkrüppelten oder verunstalteten Leibes sind, wie Hermannus contractus und Walafried Strabo? „Nein, nein,“ erwiderte sie, „diesen Sinn hatten meine Worte durchaus nicht, ich wollte vielmehr damit sagen: Sie besitzen etwas so Ansprechendes, die Sympathie Gewinnendes und Familiäres, daß man sich leicht zur Fällung des Urteiles hinreißen läßt: an Ihnen geht, sofern Sie Priester werden, ein perfekter Familienvater verloren. Und dieses Urteil will ich vor Gott, vor meinem Gewissen und Herzen verantworten. Also ins Seminar, und zwar schon übermorgen, einzutreten, gedenken Sie? Ist das Ihr unwiderruflich gefasster Entschluß, der sich absolut nicht mehr ändern läßt?“ Da ich vorhin das Bekenntnis abgelegt, daß Sie durch Ihren Antrag alle meine gefassten Entschlüsse und Vorsäze

tief erschüttert und meinen entworfenen Lebensplan durchkreuzt haben; so geht daraus indirekt hervor, daß meine Entschlüsse und Vorsäze unter Umständen aufgegeben werden können, und mein entworfener Lebensplan mit einem andern vertauschbar ist. Was mir kaum im Traume einfallen oder begegnen konnte, das steht jezt als eine vollendete Tatsache vor mir, und eben diese Tatsache konnte ich, als ich meinen Lebensplan entwarf und die sich auf denselben beziehenden Entschlüsse und Vorsäze fasste, nicht mit in Rechnung ziehen. Ob nun das mir heut widerfahrene Begegnis eine Schickung Gottes ist, durch die mir entweder angedeutet werden soll, daß nicht der Priesterstand, sondern der Ehestand von mir zu wählen sei, oder durch die ich in der Standhaftigkeit bezüglich meiner Berufswahl geprüft werden soll; darüber bin ich einstweilen nicht im reinen; jedenfalls ist diese ernste und hochwichtige Sache einer sorgfältigen Überlegung und Prüfung bedürftig und wert. Ich bitte Sie deßwegen, mir bis morgen Bedenkzeit gewähren zu wollen. Sie kennen gewiß beide Sprüchwörter: „Der Wahn ist kurz, die Reue lang“ und: „Mit dem Herzen geht oft der Verstand durch“. Es wäre darum Thorheit, wenn ich ohne reifliche Überlegung und allseitige Erwägung mich entschließen würde, einen so folgenschweren Schritt zu tun. Mein Herz sagt mir: Stille die heißen Zähren eines verwaisten Kindes

und seine Sehnsucht nach dem ihm entrissenen Vater, und ergreife die dir edelmütig und vertrauensvoll dargereichte Hand seiner Mutter, die glaubt und hofft, das, durch den Tod zerrissene Band der Ehe werde von dir wieder zusammengeknüpft werden, und ihre zweite Verehelichung werde dem Wesen nach, nur mit Veränderung des Namens, die Fortsezung der ersten sein, da du das täuschend ähnliche Abbild ihres verstorbenen Mannes bist, und von ihr die Zusage erhalten hast, daß die, jenem erwiesene Liebe und Treue auf dich übertragen werden; allein mein Verstand ruft mir zu: Hüte dich vor Übereilung! Darum prüfe zuerst ernst und kalt, dann entscheide dich! Und das will ich tun, weßwegen ich mir von Ihnen Bedenkzeit bis morgen Abend erbitte. „Von Herzen gern“, entgegnete die Wittwe, „gewähre ich Ihnen Bedenkzeit ganz nach Ihrem Belieben, denn ich kann Ihren Grundsaz nur billigen, daß eine so wichtige Sache, wie die Berufs- und Standeswahl, nicht en bagatelle behandelt und leichtsinnig entschieden werde. Überlegen Sie also dieselbe vor Gott, ziehen Sie Herz und Verstand reiflich zu Rat, bevor Sie sich schlüßig machen, und sezen Sie mich morgen Abend von Ihrer getroffenen Wahl gütigst in Kenntnis! Seien Sie auch morgen mein sehr willkommen geheißener Gast!“ Ich nehme, erwiderte ich, Ihr zuvorkommendes Anerbieten mit Dank an und werde sowohl

heute Nacht als morgen während des ganzen Tages aufs reiflichste und gewissenhafteste alle Gründe, die für und gegen Ihren Antrag sprechen, überlegen und prüfen. Ich erlaube mir übrigens, Ihrer Erwägung und Begutachtung noch heute Abend einen sehr wichtigen Punkt zu unterbreiten — er betrifft meine Vermögensverhältnisse, da ja bei jeder Verehelichung der Lebensunterhalt eine hauptsächliche Lebensfrage ist. Ich besize nämlich kein Vermögen. Mein Vater, ein Staatsdiener mit geringem Gehalt, bestritt die Kosten, die das zwölfjährige Studium verursachte. Eine achtjährige Krankheit meiner Mutter und die Ernährung von 4 Kindern, von denen aber nur noch 2, eine Schwester und ich, am Leben sind, machten es ihm zur Unmöglichkeit, Vermögen zu erwerben. Bezüglich meiner war solches auch unnötig, denn nachdem ich die Universität absolviert, bin ich imstande, für meinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen. Gehe ich aber auf Ihren Antrag ein, so habe ich in dieser Beziehung umsonst 3 Jahre auf der Universität Theologie studiert, ich falle Ihnen zur Last, ich muß mich von Weib und Kind ernähren lassen, ich lebe vom täglichen Almosen, von der Großmut, Gnade und Barmherzigkeit. Ist der Fall nicht denkbar, daß mir Verwandte oder der Vormund oder Pfleger Maries den Vorwurf machen, ich seie ein Taugenichts, eine Drohne, ein Schmarozer, ein armer Schlucker und Wicht und gleichzeitig

ein nobler Mendikant und Fechtbruder, der in gutem Futter steht? Solchen Vorwurf und solch erbärmliche Verhältnisse wären mir unerträglich. „Halten Sie ein!“, unterbrach mich die Wittwe. Ihr Aug leuchtete, und ihre Lippen bebten vor heftiger Aufregung. „Nie, nie wird so etwas geschehen! Dafür ruf ich Gott zum Zeugen an! Ich bin natürlich schuldig, Ihnen über meine Vermögens-Verhältnisse Aufschluß zu erteilen. Ich besize so viele Liegenschaften und Kapitalien, daß eine Familie aus deren Erträgnissen nicht nur ganz komfortabel leben, sondern jährlich noch einige hundert Gulden erübrigen kann. Der kleinere Teil des Vermögens stammt von meinem Manne her und ist nunmehr das meiner Tochter zugefallene väterliche Erbe, das von einem staatlich aufgestellten Pfleger verwaltet wird, und wovon ich, bis zur Volljährigkeit oder Verehelichung Maries, die Nuznießung habe. Meine und meines Mannes Eltern sind tot; es drohen Ihnen also von Schwiegereltern keine Unannehmlichkeiten. Mein Mann selig hatte blos einen Bruder, der verehelicht ist, und ich habe blos eine Schwester, die sich ebenfalls im Ehestand befindet, beide sind durchaus nicht bösartig, und zudem wohnen sie ziemlich weit von meinem Landgute entfernt und sind so sehr von ihren eigenen Familien in Anspruch genommen, daß sie weder Lust haben noch in der Lage sein werden, sich um meine Familienangelegenheiten zu

interessieren. Das erwähnte Gut ist um den Preis von 500 Gulden an einen soliden Ökonomen verpachtet, die vollständig eingerichtete Villa ist aber von der Pacht ausgeschlossen; der ganz in der Nähe wohnende Pächter ist jedoch verpflichtet, eine zuverlässige und treue Person seiner Dienerschaft in derselben schlafen zu lassen und täglich selbst nachzusehen, ob sich alles in gehöriger Ordnung befindet. Ich kann daher in dieser Beziehung ohne alle Sorge sein, und steht es mir jederzeit frei, in meine Wohnung zurückzukehren. Wenn Sie meines Kindes Vater und mein Mann werden, so schlage ich diesen uns erwiesenen Freundschafts- und Liebesdienst höher an, als wenn Sie Rothschilds Vermögen besäßen. Von dem Augenblicke an, in welchem Sie bestimmt erklären: Ich nehme Ihren Antrag unwiderruflich an, können Sie, behufs Ihres Lebensunterhaltes, bis zu unserer Verehelichung, über mein Vermögen verfügen, und nach derselben soll Gütergemeinschaft zwischen uns bestehen. Sie führen dann die Vermögensverwaltung und besitzen den Schlüssel zur Kasse, so wurde es gehalten zu Lebzeiten meines Mannes, und so soll es eventuell auch in zweiter Ehe gehalten werden. Sie sehen, daß ich ein unbedingtes Vertrauen auf Ihren Charakter seze, und daß die Vermögensfrage in meinen Augen absolut kein Ehehindernis darbietet, und darum wird es mich sehr freuen, wenn auch Sie diesen Stein des

Anstoßes als aus dem Wege geräumt betrachten. Sollten Sie aber wünschen, in dem, einstweilen noch fraglichen Ehevertrag nicht als vermögenslos zu erscheinen, so biete ich Ihnen von Herzen gern 10.000 Gulden in Staatsobligationen oder Eisenbahn-Pfandbriefen an, die Sie aus dem Grund mit gutem Gewissen als Ihr eigentümliches Vermögen deklarieren können, weil ich, sobald Sie Ihre Einwilligung in die zu schließende Ehe gegeben haben, mein Vermögen als ein uns Beiden gemeinschaftlich gehörendes Gut betrachte. Sollten Sie sich entschließen, meinen sehnlichen Wunsch zu erfüllen, so möchte ich Sie schon jezt dringend bitten, uns in kurzer Zeit nach Meran, und wenn es uns dort nicht gefallen sollte, nach Nizza zu begleiten, denn es ist für eine Wittwe höchst beschwerlich, mit einem 2½jährigen Kinde und einer Wärterin eine so weite Reise ohne männliche Begleitung zu unternehmen. Ich fühle wohl, daß es eigentlich unbescheiden ist und in gewisser Beziehung selbst verdächtig, unschicklich und unzulässig erscheinen könnte, ein solches Verlangen an Sie zu stellen, allein die Not läßt mich Rücksichten bei Seite schieben, über die ich mich, unter gewöhnlichen Verhältnissen, allerdings nicht hinwegsezen dürfte und nicht hinwegsezen würde. Wir kehren auf der kleineren oder größeren Tour stets in Städten ein, wo sich mehrere Gasthöfe befinden, so daß wir niemals genötiget

wären, unter Einem Dache zu übernachten. Auch der strengste Moralist könnte eine gemeinsame Reise, unter Beobachtung solcher Vorsichtsmaßregeln, gewiß nicht als unstatthaft oder anstößig erklären. Welch ein Glück für Marie, wenn sie untertags ihren Vater besäße! Wie schnell würden in der prachtvollen Gegend Merans oder der riviera di Ponente die 7 Monate vorübereilen, während welcher Frist es mir nicht erlaubt ist, eine zweite Ehe zu schließen! Von Meran oder Nizza aus können Sie, ganz nach Ihrem Belieben, eine Reise in der Dauer von 6 Monaten unternehmen. Wie lohnend wäre nicht ein längerer Aufenthalt in Italien mit seinen Naturschönheiten und Kunstschäzen! Italien ist ja das Ziel der Sehnsucht und Wünsche aller Naturfreunde, Gelehrten und Künstler! Sechs Monate würden hinreichen, mit Muße und großem Gewinn die interessantesten Städte: Verona, Venedig, Mailand, Turin, Florenz, Rom und Neapel zu besuchen. Während des kurzen italienischen Winters könnten Sie sich teils in Messina teils in Parlermo oder in Syrakus aufhalten. Ich bin überzeugt, der vortreffliche Marsala und Muskatwein Siciliens würde Sie den Mangel an Öfen leicht verschmerzen lassen."

Aber, unterbrach ich die Wittwe, die sich in eine wahre Begeisterung hineingeredet hatte, welchen Beruf soll ich dann als glücklicher Ehemann und

Vater ergreifen, welches Geschäft, welche Arbeit soll ich verrichten, da der Mensch doch unleugbar zur Arbeit geboren ist? Dem Beruf, zu dessen Ausübung ich mich 3 Jahre lang auf der Universität vorbereitet habe, kann ich als Ehemann, als Familienvater, doch nicht obliegen. Mit Ausnahme der Katechetik und Pädagogik, die ich an Marie verwerten kann, wüßte ich keine Disziplin, die ich im Ehestand in Anwendung bringen könnte. — In vollem Eifer entgegnete mir hierauf die Wittwe: „Sie täuschen sich, denn Sie haben die schönste Gelegenheit, die Leistungsfähigkeit des ganzen Apparates ihrer theologischen Disziplinen an mir zu erproben. Nehmen Sie allen Ihren Mut zusammen, um nicht durch die Offenbarung einer für Sie vielleicht schrecklichen Tatsache in jähen Schrecken versezt zu werden, ich bin nämlich — Protestantin, mein Kind dagegen ist katholisch, sowie auch mein Mann selig Katholik war. Wir lebten, troz der Konfessionsverschiedenheit, im tiefsten Frieden mit einander, weil wir in der Tat tolerant waren, und ich viele Lehren, Gebräuche und gottesdienstliche Handlungen der katholischen Kirche, welche die protestantische verworfen hat, für vernunftgemäß, sinnreich, erhebend und zweckmäßig halte. Mir gefällt es in einer künstlerisch und stilgerecht erbauten und geschmackvoll geschmückten katholischen Kirche viel besser als in einer leeren protestantischen, wo die nackten, kahlen Wände das

Gemüt anfröſteln, und der ſchmuckloſe, aller Symbolik bare Altar keine Andacht erweckt. Sehr würdig, Geiſt und Herz befriedigend iſt z. B. die Verehrung und Anrufung der Heiligen, beſonders der Mutter unſeres Heilandes, und unendlich rührend und tröſtlich das Gebet für die Verſtorbenen, für die armen Seelen. Ich beſuche niemals meines Mannes Grab, ohne dasſelbe mit Weihwaſſer zu beſprengen und für die Seelenruhe des mir ſo früh und ſchnell entriſſenen Gatten zu beten. Wir beteten gemeinſchaftlich und regelmäßig den Angelus und das Ave Maria. Wir hielten die, in unſerer Diözeſe — Trier — vorgeſchriebenen Faſttage, und mein Mann empfing jederzeit zu Oſtern die heiligen Sakramente. Ich bediente mich ſehr oft und mit großem Nuzen ſeines Gebetbuches, das den Titel trägt: „Chriſtkatholiſches Gebet- und Erbauungsbuch von Hauber.“ Seit meines Mannes Tod iſt mir aber dieſes Gebetbuch noch viel teurer und werter, ja geradezu unentbehrlich geworden, denn zu Haus und in der Kirche benüze ich zur Verrichtung meiner Andacht kein anderes mehr. Ich beſuchte mit meinem Mann die katholiſche Kirche, und bisweilen begleitete auch er mich in die evangeliſche. Ich ſelbſt habe, weil ich im Grunde meines Herzens mehr katholiſch als proteſtantiſch fühle und bete, beantragt, daß die unſerer Ehe entſproſſenden Kinder katholiſch getauft und erzogen werden, und wieder-

holt habe ich meinem Manne den Entschluß kund gegeben, zur katholischen Kirche überzutreten, allein er mißbilligte denselben aus dem Grund, weil jede Konversion Aufsehen errege, und weil ja der allwissende Gott die Gesinnung des Herzens kennt. Ich vermute, es werde Ihr Wunsch und Willen sein, daß ich dem Hangen und Bangen zwischen zwei Konfessionen ein End bereite, d. h. konvertiere, um dadurch teils ein wirkliches, vollberechtigtes Glied der katholischen Kirche zu werden, teils dem Ehebund durch die volle Übereinstimmung im Glauben und die religiöse Seelenharmonie ein unerschütterliches Fundament und eine höhere Weihe zu geben und mir die Gnadenschäze der Kirche zu erschließen. Verwerten Sie also Ihre theologischen Kenntnisse in der Bewerkstelligung meiner Konversion, damit wir im ehelichen Leben, im Glauben und Beten, Tun und Lassen und ganz besonders in Erziehung unseres Kindes Eines Sinnes und Herzens seien!

Mein Mann, der auf der Universität Rechtswissenschaft studiert hatte, war niemals in diesem Berufsfache tätig oder als Beamter angestellt, da wir uns frühzeitig heirateten, er mit 23 und ich mit 18 Jahren. Seine Liebhaberei war die Jagd, die Musik und die Pastellmalerei. Im Klavierspiel und in der genannten Malerei hatte er eine große Fertigkeit erlangt. An der Landwirtschaft hatte er jedoch keine Freude. Vielleicht haben auch Sie irgend

eine Liebhaberei, die Sie in Ihren Mußestunden beschäftigt, denn Studieren kann man doch nicht immer. Sollten Sie etwa Freude an der Landwirtschaft haben, so böte Ihnen unser ziemlich großes Gut vollauf Gelegenheit, sich derselben hinzugeben. Ich war über 3 Jahre verehelicht, und diese Zeit ist meinem Manne und mir unendlich rasch vorübergegangen. Im letzten Winter hielten wir uns in Cannes und im vorletzten in Hières auf, 2 Sommer brachten wir auf unserem Landgut und einen in dem Seebade Spaa zu, und wahrlich, Langeweile hat uns nie geplagt. Auch Sie werden so viele Beschäftigung und Arbeit finden, daß Ihre Furcht völlig unbegründet ist, die Verantwortung betreffs der Befolgung des Bibelwortes: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen“ werde Ihnen schwer fallen. In erster Linie wird der Unterricht und die Erziehung Maries, in zweiter meine Konversion und in dritter die Pflege irgend einer Liebhaberei Ihre Zeit in Anspruch nehmen. Was den mir zu erteilenden Religions-Unterricht betrifft, so dürfen Sie sich dessen mit Bestimmtheit versehen, daß Sie an mir eine lernbegierige und gewissenhafte Schülerin finden werden, sofern Sie sich überhaupt — durch — meine — Mitteilung: Daß — ich — Protestantin — bin —, nicht — von — mir — abgestoßen — fühlen“ (diese Worte sagte sie sehr gedehnt und einen forschenden Blick

auf mich heftend), „ich vermeinte nämlich, bei der Bekanntgebung meiner Religion einen düsteren Schatten über Ihr Antliz fliegen zu sehen, woraus ich schloß, es berühre Sie unangenehm, daß ich Protestantin bin.“ — Sie besizen, entgegnete ich der Wittwe, eine sehr scharfe Beobachtungsgabe, und bin ich weit entfernt, zu beabreden, daß mich Ihr Bekenntnis einen Moment stuzig machte, verstimmte und, um die Wahrheit ganz und ungeschminkt zu sagen, frostig berührte, allein ich erinnerte mich sogleich daran, daß die Zeit nicht weit hinter mir ligt, da ich dem Christentum völlig entfrembet und dem extremsten Indifferentismus verfallen war, mit einem israelitischen Mitschüler in der Schloßkirche zu Rastatt bei der heiligen Messe das Credo und Genitori genitoque sang, öfters die protestantische Kirche besuchte, ja mir in einer jüdischen Synagoge den Gebetsmantel umhängen ließ und mit den Hebräern aus der Megille betete, und daß mich bei all dieser religösen misère nicht einmal der horror vacui beschlich. Sie verstehen vielleicht die lateinische Sprache ganz oder teilweise, und darum habe ich mir erlaubt, diesen hier sehr passenden terminus technicus in Anwendung zu bringen. — „Ich verstehe die lateinische Sprache“, erwiderte die Wittwe, „weder vollständig noch teilweise, doch sind mir viele lateinische Redensarten ganz geläufig, da mein Mann selig sich derselben sehr häufig bediente. Zu diesen mir geläufigen

Redensarten gehört auch der »horror vacui», und bleibt mir unvergeßlich, in welch humoristisch-drastischer Weise mein Mann selig mich in den Sinn dieser Redensart einführte, er sagte: ‚Wenn mir, als ich auf der Universität wenig studierte und viel Bier vertilgte, die leere Tiefe der Börse entgegengähnte, da durchrieselte ein jäher Schrecken mein Gebein, dadurch ist, bildlich zwar, aber dennoch, oder vielmehr gerade deßwegen, sehr anschaulich und faßlich dargestellt: der horror vacui‘. Bitte aber, sich vollends über mein Religionsbekenntnis auszusprechen, weil sie damit offenbar nicht zum Schlusse gekommen sind.“ Ganz recht, erwiderte ich, allerdings habe ich dem schon Gesagten noch etwas beizufügen. Man vergißt gar bald seine eigenen Fehler und übersieht den Balken in seinem Aug, während man sich anheischig macht, den Splitter aus dem Auge seines Nächsten zu ziehen. Besonders als neugebackener Theolog und Seminarismus-Kandidat hat man stark gegen Verkezerungssucht und den Drang zu kämpfen, ein Wehegeschrei über die teils häretische, teils glaubenslose, verdorbene Welt zu erheben; man möchte gar zu gern cum malleo meleficarum et haereticorum dreinschlagen, nicht bedenkend, daß man vor noch nicht langer Zeit selbst zur Sippschaft, wenn auch nicht gerade der Hexenmeister, so doch wenigsteus zu jener der Häretiker gehörte und mit einem ans wunderbare grenzenden,

oder besser gesagt: schöpsenmäßigen Köhlerglauben vor dieser oder jener cathedra pestilentiae gesessen. Es wäre ebenso ungereimt von mir, es Ihnen zu verargen, daß Sie von protestantischen Eltern abstammen, als wenn ich es mir zum Verdienst anrechnete, katholische Eltern zu haben. Schließlich bemerke ich, daß die katholische Kirche nicht die Irrlehrer und Andersgläubigen, sondern den Irrtum und das vorsätzliche Verharren in wissentlichem Irrtum verdammt. Für die Irrgläubigen betet sie aber, damit sie die Wahrheit erkennen, annehmen und nach derselben ihr Leben einrichten möchten. Nun aber ist es höchste Zeit, mich zu entfernen. Ich danke verbindlichst für die mir erwiesene Gastfreundschaft, und werde ich morgen Abend von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch machen. Unser gemeinsames Anliegen werde ich reiflich überlegen und hoffe, Ihnen morgen bestimmte Antwort erteilen zu können. Ich wünsche Ihnen, wohl zu ruhen. — Indem die Wittwe die Lampe ergriff, um mir die Stiege hinab voranzuleuchten, sagte sie bewegt: „Gott erleuchte Sie, damit Sie jenen Entschluß fassen, der dem göttlichen Willen entspricht!" Um keine Störung zu verursachen und keinen Verdacht zu erregen, gingen wir leise die Stiege hinab und verabschiedeten uns hinter der Haustüre mit einer stummen Verbeugung.

Da es schon 10 Uhr vorüber war, und ich das

Konvikt durch Läuten der Hausglocke nicht alarmieren wollte, entschloß ich mich kurz, im Gasthof „Zum Geist“ zu übernachten. Nachdem ich zu Bett gegangen, konnte ich kein Aug schließen, denn ich war furchtbar aufgeregt. Gedanken und Gefühle, Gründe und Gegengründe, Vorsäze und Entschlüsse, Freude und Schmerz, Furcht und Hoffnung, Pläne und Phantasiegebilde jagten sich wirr durcheinander, wie von einem Sturmwinde gepeitscht. Ich rang nach Licht, nach Erkenntnis, nach Stärke und Ruhe, doch vergeblich! Ich nahm meine Zuflucht zum Gebet, ich flehte um Erleuchtung, Rat und Trost in meiner Seelenqual, allein umsonst! Ich machte mir heftige Vorwürfe, weil ich mich so leichtsinnig in Gefahr begeben, so tief in 4 Augen geschaut, vom Gefühl mich hatte beherrschen und fortreißen lassen, und nicht sogleich und entschieden die Versuchung abgewiesen. Ich beklagte das verhängnisvolle Ereignis des heutigen Abends, das mich in ein wogendes Meer von Kämpfen, Zweifeln und Ratlosigkeit geschleudert, und da die Wittwe eine Rheinländerin war, erinnerte ich mich unwillkürlich an den verlockenden Sirenengesang der Rheinnixe Lorelei, die Heinrich Heine in seinem bekannten Liede: „Ich weiß nicht, was soll das bedeuten,“ besang. Es heißt in demselben:

„Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;

Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan."

Ich travestierte diese Strophe, um sie auf meine St. Peterfahrt anwenden zu können, in folgender Weise:

„Ich glaube, die Well' verschlingt tosend
Am Ende noch Schiffer und Kahn,
Und das hat, weinend und kosend,
Marie zum Leid mir getan."

Das deutsche Sprüchwort: „Wahl bringt Qual" erprobte sich ganz und voll an mir.

Wohin sollte ich mich wenden, was sollte ich wählen, wofür mich entscheiden? Ich stand vor dem Rubicon, entweder musste ich hinüber oder zurück, entweder ins Seminar oder in den Ehestand — hier gab es keinen Ausweg, und heute musste die Entscheidung erfolgen. Mein Gehirn brannte fieberhaft, mein Herz pochte stürmisch, und Schweißtropfen rieselten mir über die Stirne. Da läutete auf dem nahen Münsterturme das sog. Silberglöckchen, das wie eine Engelsstimme gleichsam rief: «Sursum corda!» erhebet die Herzen zu Gott, und weihet ihm den anbrechenden Tag! Nachdem ich den «Angelus Domini» gebetet, stand ich auf, zündete die 2 Stearinkerzen an, die auf meinem Tische standen, nahm ein Quartblatt Papier, legte dasselbe vor mich auf den Tisch, sammelte meine Gedanken und schrieb dann die Gründe pro und

contra Antrag nieder, da es erwiesen ist, 1. daß man eines beängstigenden Gefühles eher los wird, wenn man dasselbe in Worte kleidet und zu Papier bringt, und weil man 2. geschriebene Gedanken klarer auffassen, ruhiger erwägen und richtiger beurteilen kann. Ich will die Gründe, die, nach meinem Ermessen, für und gegen den, dem Leser bekannten Antrag sprachen, hier anführen, nebst den dazu gehörenden Bemerkungen.

Für die Annahme desselben sprach folgendes:

1. Die Aussicht auf eine finanziell gesicherte Existenz und ein wahrscheinlich sorgenfreies, behagliches Leben. So schäzenswert übrigens beide zeitliche Güter sind, so schlage ich dieselben dennoch darum nicht allzu hoch an, weil es für einen jungen Mann, der an einer Hochschule eine Fakultät absolviert, gewiß rühmlicher ist, sich selbst eine Existenz zu gründen, als sich wie einen Vogel in den Hanfsamen sezen zu lassen.

2 Die, einen jungen Mann, der klassische Bildung an einer gelehrten Mittelschule und einer Universität genossen, enthusiasmierende Romantik, die in der plözlichen und originellen Änderung der Berufs- und Standeswahl und deren Ursache lag.

3. Der sehr verlockende Reiz, den mir angebornen Wandertrieb und die Wanderlust befriedigen zu können. Winkte mir nicht das Wunderland Italien mit seiner Naturschönheit und seinen Kunstschäzen!

4. Die Hoffnung auf ein glückliches Familienleben, das doch eher wahrscheinlich als zweifelhaft war.

5. Die Überzeugung, daß ich auch im Ehestand Gott dienen, Gutes stiften und mein Lebensziel erreichen könne.

6. Die Mutmaßung: Gottes Vorsehung werde es absichtlich so gefügt haben, daß ich auf ganz merkwürdige Weise mit der verlassenen Wittwe und ihrem verwaisten Kinde bekannt geworden, damit ich als Ebenbild des verstorbenen Mannes und Vaters an dessen Stelle trete.

Gegen die Annahme desselben sprach:

1. Die Erwägung: sollte ich denn bereits umsonst 3 Jahre lang Theologie studiert und so viele examina bestanden und dem Konviktsfonde so große Kosten verursacht haben? Für mich selbst war dieses Studium allerdings nicht verloren, denn es hatte mich in den Schoß der christkatholischen Kirche zurückgeführt. Und bin ich denn, sofern ich nicht Priester werde, vor Gott und in meinem Gewissen nicht verpflichtet, die aus Kirchenmitteln für mich aufgewendete Summe, nämlich 540 Gulden (Verpflegungskosten im Konvikt, während 3 Jahren, à: 180 Gulden) dem collegium theologicum zu ersezen? Wenn nun auch die Wittwe großmütig diese Summe bezahlen sollte, so müsste ich mir doch fortwährend als ein ausgelöster, ein losgekaufter armer Schlucker vorkommen. Ich glaube immer, das vernichtende Wort zu hören:

„Ich habe dich aus dem Nichts herausgezogen und zu mir emporgehoben!“ Vielleicht ist dieses Wort fixe Idee, Täuschung und Wahn, allein auch als solche könnten sie mein Lebensglück ernstlich bedrohen.

2. Die moralische Unmöglichkeit, von dem edelmütigen Anerbieten der Wittwe Gebrauch zu machen: 10.000 Gulden ihres Vermögens als von mir wirklich beigebrachtes Heiratsgut zu deklarieren. Sezte ich mich denn durch eine so unreelle Handlung nicht der Gefahr aus, als Schwindler entlarvt und an den Pranger gestellt zu werden? Offenburg ligt ja nicht außerhalb der Welt, und dort hätte man leichterdings die Wahrheit erfahren können.

3. Die Überzeugung, daß ich als Diener der Kirche, besonders bei dem drückenden Priestermangel, unstreitig einen größeren, segensreicheren und verdienstlicheren Wirkungskreis, denn als Familienvater, finden werde.

4. Die Kindesliebe, da ich voraussah, welch herben Schmerz die Änderung meiner Berufswahl Vater und Mutter bereiten würde.

5. Die Mutmaßung: Eigennuz, Selbstsucht, Sinnlichkeit und Feigheit könnten mir vorgespiegelt haben, das Ereignis des gestrigen Tages seie ein Fingerzeig der göttlichen Vorsehung, die mir durch denselben kund und zu wissen tue, ich solle mich nicht für den Priester-, sondern für den Ehestand entscheiden.

6. Eine große Abneigung vor dem Stiefwesen.

Ich nehme mir zwar fest vor, dem Kind der Wittwe, sofern ich sie ehelichen würde, wahrer, gewissenhafter Vater zu sein, allein von anderer Seite könnte Gefahr drohen, und dann das leidige Stiefwesen, das für Eltern und Kinder ein schreckliches Unglück ist, in der Familie sich einbürgern. Die Vermögensfrage und jene, betreffs der Verschiedenheit der Konfession und des Mangels an Beschäftigung, sind schon durch persönliche Auseinandersezung mit der Wittwe erledigt worden.

6 Gründe sprachen also dafür und 6 dagegen, und ich, der Beteiligte, der mit seinem irdischen Leben engagiert war, sollte unparteiisch diesen monstre-Prozeß entscheiden, diesen gordischen Knoten lösen, und zwar im Laufe weniger Stunden! Ich sann und brütete, ich marterte mein Gehirn und quälte mein Herz, ich schob die 12 Nummern meines Problems, wie die Figuren eines Schachbrettes, hin und her und hastete durch alle Rubriken meiner philosophischen und theologischen Registratur, allein ich fand keinen Aufschluß und Rat, alles ließ mich im Stich, ich war mit meinem Latein zu Ende. Kaum hatte ich einen Vorsaz gefaßt, so verwarf ich ihn wieder, kaum hatte ich festen Fuß gefaßt, so sank ich wieder unter. Bald entrückte mich die Phantasie in die sonnigen Gefilde Italiens, wo die Orangen blühen, bald stellte sie mich auf die Kanzel, wo ich mit Salbung das Evangelium verkündete, bald

legte sie mir die kleine Marie in die Arme, bald führte sie mich in einen blumenreichen Pfarrgarten, wo ich nach des Tages Mühe und Last zwischen Rosen und Nelken lustwandelte. Obschon ich im Gasthofe „Zum Geist" wohnte, und die Sonne vom Schloßberg herab in mein Zimmer schien, so umfing mich doch tiefe Finsternis, und das Duzend Gründe und Gegengründe verwandelte sich in ebenso viele Kobolde, die einen Hexentanz um mich aufführten und mich boshaft neckten. Ich wurde nach und nach unfähig, klar zu denken und ruhig zu prüfen, ich ward ganz verwirrt und konsterniert und verwickelte mich so sehr ins Zingulum und in die „Fätsche",*) daß es zum erbarmen oder zum verzweifeln oder zum verrückt werden war. Dem Archimedes war es vergönnt, nach langem Suchen und Forschen das hydrostatische Gesez zu finden, worauf er, außer sich vor Freude, ausrief: „Heureka!", ich habs gefunden; mir aber wars verwehrt, „heureka!" zu jubeln, obschon ich mir über der Wahl zwischen Priesterstand und Ehestand gehörig den Kopf zerbrochen.

Da mir das Gastzimmer eine Folterkammer zu werden drohte, verließ ich es eilends, trank im

*) Ein volkstümlicher Ausdruck, womit das lange Band bezeichnet wird, mit welchem man jenes Kissen umwickelt, in das der Säugling gelegt worden. Daher stammen auch die populären Ausdrücke „Fätschen-, Wickel- oder Büschelkind."

Speisesaal eine Tasse Kaffe und bezahlte meine Zeche. Dann bestieg ich den Schloßberg und retirierte dort, bis zum s. g. Philosophenweg, auf dem ich im Sturmschritt auf- und abmarschierte. Selbstverständlich beschäftigte mich hier die zu treffende Berufswahl, und delibrierte ich halblaut pro und contra. Als es aber in Ebnet 11 Uhr läutete, stand ich noch immer unschlüssig vor der Frage: Soll ich, soll ich nicht? und konnte mit dem Raben des Kaisers Augustus wehmütig ausrufen: «Tempus et operam perdidi!», ich habe Zeit und Mühe verloren. Es war gerade, als stritten sich zwei Mächte um mich, die eine zog mich rechts, die andere links, sagte die eine: ja, so sagte die andere: nein. Mißmutig trat ich den Rückweg an, denn ich wollte zu Mittag im Konvikte essen. Als ich vom Schloßberge herabstieg, kam mir die Frage in den Sinn: Warum hält es denn so unendlich schwer, dich endgiltig über deinen Beruf zu entscheiden? Ich beantwortete dieselbe also:

1. Es streiten in dem vorliegenden Falle Faktoren um den Vorrang, die so ziemlich gleichwertig und gleichberechtigt sind, denn der Priesterstand ist gerade wie der Ehestand von Gott eingesezt. Es handelt sich also bei der Wahl zwischen beiden um den von Gott verliehenen Beruf. Allein gerade das war

2. die heikle, kritische und schwer zu entscheidende

Frage: ob ich zu dem einen oder andern Stande von Gott berufen sei? Welches waren die sichern Merkmale, die mich zur Annahme berechtigten und gleichsam zwangen, ich seie zum ehelosen oder zum Ehestand in gewissem Sinne prädestiniert? Hierin lag die Hauptschwierigkeit für die endgiltige Entscheidung.

3. Beschäftigte mich die Frage zu viel: welches werden die Folgen sein, wenn ich den Ehestand wähle, und wie wird sich die Zukunft gestalten, wenn ich mich für den Priesterstand entscheide? Ich wollte also den Schleier, der über der Zukunft lag, lüften und mich mit Rücksicht auf den Erfolg entscheiden!

4. Hatte sich der Gedanken, der Wunsch und der Entschluß: Priester zu werden, schon so tief in meine Seele eingewurzelt, daß sie schon gegen eine jede ihnen konträre Idee energisch reagierten und Protest erhoben. Der famose Flourens würde darob natürlich die, mit Klerikalismus infiltrierten Longitudinalfasern meines Gehirnes angeklagt und dafür verantwortlich gemacht haben.

5. War ich unter so außerordentlichen und eigentümlichen Verhältnissen und gleichsam im lezten Moment vor die Frage der definitiven Berufswahl gestellt, und so zu sagen in die Kinderstube hineingeschoben, daß wahrlich die Weisheit eines Kirchenvaters dazu gehört hätte, die Frage über meine Berufswahl rasch und präzis zu entscheiden, und

6. drängte sich mir die Vermutung auf, die geistliche Kleidung: Talar, Zingulum sammt Zugehör, die ich in Offenburg anprobiert und dabei längere Zeit mit meinem Leib in nähere Berührung gebracht hatte, könnte möglicher Weise, obgleich sie nicht benediziert war, dennoch einen so geheimnisvollen Zauber auf mich ausüben, daß ich unwiderstehlich an die Marschroute: „Freiburg—St. Peter" gebunden wäre. Lächle nicht, lieber Leser, über die angeführte Vermutung, nimm kein Ärgernis an derselben, wirf keinen Stein auf mich, und halte mich nicht für einen Kabbalisten, sondern bedenke, in welcher verzweifelten Lage ich mich befand, daß ein Untersinkender sogar nach einem Strohhalme hascht, und ein armer Tropf, der sich nicht mehr zu raten und zu helfen weiß, sehr leicht wundersüchtig und abergläubig wird!

Als ich ins Konvikt kam, fielen meine Kommilitonen über mich wie über einen Deserteur und Verräter her und eröffneten ein mörderisches Kreuzfeuer auf mich. „Wo steckst Du, was treibst Du, warum lassest Du Dich nicht sehen?" riefen sie mir entgegen. „Du wirst doch nicht fahnenflüchtig werden und ausreißen oder unter die Separatisten, die Deutschkatholiken oder Rongeaner gehen wollen oder gar auf der Werbung um eine zarte Hand begriffen sein? Wir sind gestern Nachmittag auf die Suche nach Dir gegangen, haben allenthalben nach Dir

gefragt, allein niemand wollte etwas von Dir wissen oder Dich gesehen haben. Und heute Nacht bist Du nicht einmal nach Haus' gekommen! Wer weiß, wo Du herumgestrichen, um Dich recht würdig — entweder bier- oder tränenschwer — von der Welt zu verabschieden! Also heraus mit der Sprache! Leg Rechenschaft ab von Deinem Wandel, von Deinen Winkelzügen und Maulwurfsgängen!“ Ich erwiderte meinen Inquisitoren, die es übrigens recht gut mit mir meinten,: Ich antworte Euch als candidatus theologiae biblisch und darum ganz korrekt und keiner Widerlegung fähig: «Et alia multa blasphemantes dicebant in eum . . . Pater, dimitte illis, non enim sciunt, quid faciunt.» (Luk. XXII. 65 u. XXIII. 34.) d. h. und viele andere Lästerungen stießen sie gegen ihn aus . . . Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. „Schon gut“, hieß es darauf, „also im Buck (eine Bierbrauerei) wird das lezte Cäco gespielt.“

Beim Mittagessen konnte ich nicht aufthauen und warm werden. Das Gespräch meiner Kommilitonen, so heiter und launig es auch war, interessierte mich nicht — das Weinen war mir näher als das Lachen. Ich nahm deßwegen keinen Anteil am Gespräch und erschien darum mit Recht als Sonderling, Langweiler und Melankolikus im Kreise meiner jovialen und fidelen Studiengenossen. Mein Tischnachbar zur Rechten sagte endlich, nachdem er

sich vergeblich bemüht hatte, mich aufzuheitern und ins Gespräch zu ziehen: „Aber um Gotteswillen, wo fehlts Dir denn? Bist Du krank oder desperat? Du siehst ja sauertöpfig aus wie ein armer Sünder, der auf seine lezte Stunde wartet, mißmutig und verdrießlich wie 7 Tage Regenwetter und niedergeschlagen wie ein fallit gegangener Geschäftsmann oder ein Strohwittwer, dem die Frau durchgegangen! Du siehst überdies sehr angegriffen und übernächtig aus, und wenn ich mich nicht sehr täusche, so lassen deine geröteten Augen eher auf einen sentimentalen Abschied als auf ein propter nimium est, est schließen. Sei doch nicht rappelköpfig und laß die Flausen fahren! Wir gehn morgen ja nicht ins Zuchthaus, sondern ins Seminar, heute tragen wir zum lezten Mal die Studentenhosen, morgen aber stecken wir im Talar tief, tief bis an die Ohren, gaudeamus igitur!“ Da stieß mich der Tischnachbar zur Linken vertraulich mit dem Ellenbogen in die Seite, blinzelte mich bierduselig an und krächzte mir leise, doch sehr vernehmbar, ins Ohr:

„Krambambuli das ist der Titel,
Des Tranks, der sich bei uns bewährt,
Es ist ein ganz probates Mittel,
Wenn uns 'was Böses widerfährt.
Toujours fidèle et sans souci
C'est l'ordre de crambambuli
Cram — bim — bam — bambuli, crambambuli.»

Ja, ja, der gute Matthis hielt das „edle Maß“ überhaupt für ein, alle Bresten des Leibs und der Seele heilendes, wundertätiges Mittel, das sich an ihm selbst aber sehr schlecht bewährte, denn propter nimium est, est Matthis mox mortuus est. Zu allem Überfluß wollte sich unser vis-à-vis auch noch an meiner Kur beteiligen, und zwar durch Anempfehlung eines allopathischen, martialischen recipe; es sagte zu dem Krambambulisten: „Matthis, nimm den Spannbengel, wie sich Professor W. in Offenburg so oft ausgedrückt, und prügle den langweiligen Doktor (mein Studentennamen) aus der Thesis auf die Arsis!“ *) Als meine Kommilitonen sich überzeugt hatten, daß all ihr Bemühen vergeblich war, meine Trübseligkeit zu verscheuchen, meine Melancholie zu bannen und mich aus der Isoliertheit herauszureißen, ließen sie mich in Ruhe und belästigten mich auch nicht mit dem Antrage, den

*) Das war allerdings die offizielle Umgangssprache W.'s während des Unterrichtes. Denjenigen, der mir soeben das, der drakonischen Pädagogik und Disziplin entlehnte Rezept verordnet hatte, nannte Professor W. niemals anders als Bupolitaner, weil derselbe aus Ringsheim stammte, das W. aber in Rindsheim travestiert hatte. Als der Bupolitaner, der mit dem Vornamen Andreas hieß, einst einen homer'schen Vers schlecht skandierte, machte W. demselben zur Pönitenz folgenden despektierlichen Hexameter: „Stamme von Bupolis her, und heiße der brüllende Andrés!“

Abschied von der Welt mit einem animierten Cäco zu feiern. Als wir uns nach dem Essen trennten, hörte ich einen derselben die Bemerkung machen: „Der geht morgen nicht mit uns ins Seminar; er reißt und zerrt offenbar, wie ein gefangener Hecht, hoffnungslos an einer starken Angel.“ Der Sprecher hatte in München Jurisprudenz studiert und sich namentlich im Polizeifach offenbar gründliche Kenntnisse erworben; wäre die Entscheidung der Berufs- und Standeswahl blos von mir abhängig gewesen, dann wäre seine Prophezie auch in ihrem ersten Teile in Erfüllung gegangen, der zweite aber war bereits eine vollendete Tatsache: ich zappelte hoffnungslos — wenigstens einstweilen — an einer sehr starken Angel. Und wie sollte ich von ihr befreit werden? Entweder musste ich mich durch einen heroischen Entschluß von derselben losreißen, oder eine fremde Hand musste mir die Freiheit verschaffen, jedenfalls musste mein Los in kurzer Frist sich entscheiden; es war unvermeidlich: entweder biegen oder brechen! Dieses Bewußtsein lastete schwer auf mir und machte mich befangen und ängstlich. Hast Du vielleicht schon Hühner beobachtet, wie sie hastig und ängstlich hin- und herrennen, wenn zur Zeit, wo sie sich zur Ruhe zu begeben pflegen, die Türe ihres Stalles geschlossen ist? Sie suchen und rufen, sie gackern und flattern umher, um unter Dach und Fach, in ihr Standquartier auf der Stange zu

kommen, und gerade so lief ich unsicher, forschend und suchend umher. Ich ging in den Garten, in den Rekreationssaal, in die Kirche, in mein ehemaliges Wohnzimmer, allein alles hüllte sich in tiefes Schweigen und überließ mich meiner Ratlosigkeit und Melancholie. Endlich geriet ich auch in das Dormitorium. Mechanisch betrat ich die Zelle, in der ich während des III. Kurses des Nachts geschlafen. Ich legte mich angekleidet aufs Bett, um einige Zeit auszuruhen, da ich in der verflossenen Nacht gar nicht geschlafen, am Vormittag eine größere Tour unternommen, und die stete Aufregung meine Nerven angegriffen hatte. Bald versank ich in einen tiefen, erquickenden Schlaf, aus dem ich erst bei einbrechender Abenddämmerung erwachte. Man hätte nun glauben sollen, ich würde bei dieser Wahrnehmung erschrocken und bestürzt worden sein, weil ich mich unschlüssig und ratlos unmittelbar vor die Entscheidung gestellt sah, allein davon war keine Spur vorhanden, im Gegenteil: ich fand mich vollkommen beruhigt und getröstet — ich war nämlich wieder vollkommen Fatalist geworden und stellte die Entscheidung lediglich der Vorsehung Gottes, respektive einem intermezzo, das mich in den mir bestimmten Stand drängen werde, anheim. Ich war fest überzeugt: Gott werde es so fügen, daß ich gleichsam willenlos die richtige Berufswahl treffen würde und müsste. Ich empfand nunmehr auch

nicht im geringsten eine Vorliebe für den einen oder anderen Stand und Beruf, und all mein Wünschen, Sehnen und Hoffen konzentrierte sich in der dritten Bitte des „Vater unsers“: „Dein Wille geschehe!“ Mit vollem Vertrauen sagte ich: «Deus providebit», Gott wird schon sorgen, machte mich auf den Weg und ging meinem Schicksal heiter und getrost entgegen. In der Herder'schen Verlagshandlung kaufte ich einige hübsche Bilder, um dieselben der kleinen Marie zu schenken und ihr dadurch eine Freude zu bereiten. Dann schritt ich voll Mut und Zuversicht meinem Ziele — der Wohnung der Wittwe — entgegen. Als ich aber die Hausglocke läutete, und ihr Ton gellend an mein Ohr schlug, da überfiel mich denn doch eine gewisse Bangigkeit und Beklemmung, und mit Ungestüm drängte sich mir die Frage auf: Aber um Gotteswillen, was willst du denn antworten, wenn du dich bestimmt darüber äußern sollst und mußt, ob du Stiefvater oder Seminarist werden willst? Da sich aber sogleich die Türe vermittelst einer mechanischen Vorrichtung öffnete, konnte ich dieser Frage keine Audienz erteilen. Auf der obersten Stufe der Treppe, stand die Wittwe, sie hielt eine brennende Kerze in der Hand und hieß mich herzlich willkommen. Als ich das Wohnzimmer betrat, kam mir Marie lieb und traut entgegen, machte eine regelrechte Reverenz und begrüßte mich mit folgenden Versen:

„Nimm dies Bouquet aus Deiner Tochter Hand,
Denn sie in Dir den Vater wiederfand.“

Dann überreichte sie mir einen prachtvollen, aromatisch duftenden Strauß und lachte so allerliebst naiv, wie unschuldige, gut erzogene Kinder jederzeit tun, wenn sie sich mit Geschick und Glück einer schwierigen Aufgabe entlediget haben. Ich nahm das liebe Kind sogleich auf meinen Arm und bezahlte es mit jener goldenen Münze, die Gott selbst geprägt, dem Menschen ins Herz und auf die Lippen gelegt, und der er eine so wunderbare, sympathetisch wirkende Kraft verliehen, daß alle Schäze der Welt, Kaliforniens und Australiens Goldgruben, Indiens Diamanten und Ceylons Perlen sich, ihr gegenüber, mit einem Armutszeugnisse begnügen müssen. — Du hast deine Sache sehr gut gemacht, sagte ich zu Marie, und mich mit Deiner kostbaren Gabe sowie mit Deinen inhaltschweren Versen ebenso erfreut als überrascht. Nun musst Du aber auch von mir ein Geschenk als Gegengabe annehmen. Ich entnahm meiner Brieftasche 3 Bilder, die geschmackvoll koloriert, reich vergoldet und mit einem feinen Spizenrande verziert waren. „Mama, Mama!“ rief Marie hocherfreut, „guk, schöne Bildele von Papale!“ Dann wurde ich selbstverständlich mit derselben Münze bezahlt, mit welcher ich soeben meine Schuld bei Marie getilgt hatte. Die Mutter sagte zu ihr: „Marie,

diese schönen Bilder darfst du ja nicht zerknittern, beschmuzen oder verlieren, denn das erste stellt das liebe Jesuskind, das zweite die liebe Muttergottes und das dritte den heiligen Schuzengel dar, und überdies sind es Geschenke deines lieben Papales." Die lezten Worte sprach die Wittwe mit einer ganz eigentümlichen Betonung aus und heftete einen fragenden Blick auf mich, der darüber ins reine zu kommen suchte, ob ich den Worten: „Deines lieben Papales" meine Zustimmung erteile oder versage. Dann sagte sie: „Den ganzen Tag hat Marie Sie gesucht, nach Ihnen gefragt und nach Ihnen gerufen. Sie war fast nicht vom Fenster hinwegzubringen, weil sie vermeinte, Sie auf der Straße zu sehen und Ihnen dann rufen zu können. Das arme Kind ist vor Sehnsucht nach Ihnen fast verschmachtet, und ich konnte es nur dadurch einigermaßen beruhigen und trösten, daß ich ihm wiederholt die Versicherung gab, daß Sie zum Nachtessen ganz gewiß kommen würden. Mit vieler Not und großer Mühe habe ich ihm die 2 Verse beigebracht, die es nur darum vollständig lernte, weil ich ihm begreiflich machte, daß es Sie sehr freuen würde, von Ihrem Töchterlein auf diese Weise begrüßt zu werden. Aber nun muß ich Sie mit Marie auf kurze Zeit allein lassen, da meine Gegenwart in der Küche notwendig ist." Während wir allein waren, unterhielten wir uns sehr zweckmäßig und gemütlich,

namentlich mit „Fangensmachen“ und „Versteckspiel“, woran sich Marie ungemein erlustigte.

Endlich wurde das Nachtessen aufgetragen, das davon Zeugnis ablegte, daß die Wittwe eine perfekte Köchin war. Nach dem Essen verabschiedete sich Marie von mir in der schon bekannten Weise und wurde dann von Sophie zu Bett gebracht.

Sobald wir allein waren, trat eine peinliche Pause ein. Jedes fürchtete sich, die zwischen uns obwaltende Frage, als wäre sie ein glühendes Eisen, anzufassen. Befangen, verlegen, in gedrückter Seelenstimmung saßen wir uns gegenüber, unsere Blicke begegneten sich und forderten uns auf, das Schweigen zu brechen und Klarheit in unsere Situation zu bringen. „Wohlan denn,“ platzte endlich die Wittwe heraus, „es muß sein! Ich ertrage das quälende Gefühl der Ungewißheit über mein und meines Kindes Los nicht länger. Ich habe mich gestern ohne Rückhalt und Prüderie ausgesprochen, und das wird auch heute geschehen. Es war eine schreckliche Nacht, die ich von gestern auf heute durchwachte, in der ich zwischen Furcht und Hoffnung, gleichsam zwischen Himmel und Erde, schwebte. Und nun: wessen darf ich mich getrösten, oder wessen muß ich mich versehen? Darf ich hoffen, oder muß ich fürchten? O entreißen Sie mich diesem qualvollen Zustande, geben Sie mir Gewißheit! Seien Sie nicht grausam, und spannen Sie mich nicht auf die

Folter! Ich bin auf alles gefaßt, denn ich habe das schwerste Opfer gebracht, das ein Weib zu bringen vermag: ich stand am Sterbebett und am Grabe meines Mannes — — welches andere Opfer zu bringen, sollte mir also unmöglich sein? Ich bin heut aufs Grab meines Mannes gegangen, und zwar, gegen meine Gewohnheit, allein, ohne Marie und Sophie, um dort ganz ungestört, im Spiegel der Ewigkeit, das große Anliegen meines Herzens erwägen zu können. Ich durfte mir vor dem Schatten meines Mannes das Zeugnis geben, daß meine Absicht rein sei, und daß ich einen hohen Einsaz für mein und meines Kindes Lebensglück gewagt. Allein ich empfand darüber keine Unruhe, keinen Vorwurf und keine Reue, aber eine Ahnung tauchte geisterhaft in mir auf, die mir zurief: Du hast nach einem Phantom gehascht, und deine Pläne und Hoffnungen sind schillernde Seifenblasen, die der Wind verweht. Ach, in meiner Lage, so vereinsamt und verlassen, wie ich bin, umfasst man mit Feuer und Begeisterung ein Glück verheißendes Projekt und selbst die kühnste Hoffnung und läßt sich beide nur nach verzweifelter Gegenwehr und mit Tränen im Aug entreißen. O, es ist mich schwer, sehr schwer angekommen, mein kühnes Hoffen, meinen heißen Wunsch und das sehnliche Verlangen meines Kindes aufs Grab meines Mannes zu legen und in Demut zum himmlischen Vater zu beten: ‚Nicht mein, son-

dern dein Wille geschehe!' Nachdem ich dieses Gebet verrichtet und dieses Opfer aufs Grab niedergelegt, war ich vollkommen beruhigt und getröstet und sah Ihrer Ankunft und Willensäußerung mit christlicher Ergebung entgegen. Als Sie aber kamen, da loderte die Hoffnung in hellen Flammen wieder auf, und alle Wünsche meines Herzens gipfelten in dem sehnsüchtigen Verlangen: Sie, das facsimile und alter ego meines Mannes, möchten in dieser verwaisten Familie sich bleibend niederlassen und ihr Haupt und ihre Stütze werden. Sie sehen, daß ich meinem Vorhaben: auch heute ohne Rückhalt und Prüderie mich auszusprechen, vollinhaltlich nachkomme. Und eben darum sage ich ferner: Ich habe Ihr Benehmen gegen Marie mit jener ängstlichen Sorgfalt beobachtet, mit welcher eine Mutter über das Los und Schicksal ihres Kindes, ihres Abgottes, wacht, und dabei hab ich die Entdeckung gemacht, daß Sie bei aller Güte und Herablassung, die Sie gegen Marie an den Tag legten, dennoch eine gewisse Zurückhaltung beobachteten, die mich nicht nur vermuten ließ, sondern mir die Überzeugung beibrachte, daß Sie entweder noch keinen festen Entschluß gefaßt oder, wenn solches geschehen, auf meinen Antrag nicht eingehen, daß Sie aber aus Schonung für mich und Marie nicht unverblümt und unvermittelt sagen wollten: Gebt die Hoffnung auf, denn ich kann der Eurige nicht werden, meine Marsch-

route lautet auf St. Peter. Wenn Ihr Entschluß nach meinem Wunsche ausgefallen wäre, o, dann hätte das Gemüt Sie übermannt und mit sich fortgerissen, Sie wären aus der Reserve herausgetreten und hätten zu Marie gesagt: Ja, liebes Kind, du sollst meine Tochter sein, und ich will dir Vater werden! Reiche mir den Schlafrock — das Sinnbild der häuslichen Niederlassung am eigenen Herde, — denn den Talar hab ich bereits an den Nagel gehängt! — Und nachdem wir allein waren, hätte, in dem erwähnten Fall, keine peinliche Pause eintreten können, Sie würden gewiß das erlösende Wort gesprochen haben, das eine arme Seele, deren Sehnsucht Sie kennen, aus ihrem kläglichen Zustand — zwischen Hangen und Bangen — erlöst hätte. Wie könnte denn ein junger Mann die in seinem Herzen angefachte Glut so phlegmatisch verheimlichen! Unmöglich!"

Gnädige Frau, halten Sie mich nicht für gemütsarm oder gefühllos! Ich schwieg bis jezt über die zwischen uns schwebende Frage, weil ich, troz Prüfung und Erwägung, troz Gebet und Kampf, keinen festen Entschluß fassen konnte. Ich schwanke zwischen den Gründen pro und contra ratlos hin und her. Die verflossene Nacht war auch für mich voll Pein und Qual. Ich konnte während derselben kein Auge schließen. Was ich in der einen Stunde billigte, das verwarf ich wieder in der andern; die Luft-

schlösser, die ich während der Nacht, bezüglich des Priester- und Ehestandes, vor mich hingezaubert, zerrannen bei Tagesanbruch in eitel Dunst und Nebel. Ich bestieg heute Vormittag den Schloßberg, betrat den einsamen Philosophenweg, suchte und forschte, erwog und meditierte, fragte den Himmel und die Erde, Verstand und Herz um Rat und begehrte Aufschluß und Antwort, allein alles blieb stumm wie das Grab und überließ mich meiner Bangigkeit und meinen Zweifeln. Da sezte ich endlich alles auf Eine Karte, auf die Hoffnung nämlich: Die göttliche Vorsehung werde es so leiten und fügen, daß ich ganz sachte und gleichsam spielend dem mir bestimmten Stand und Beruf zugeführt werde.

„Aber Sie können vernünftiger Weise," entgegnete die Wittwe, „doch nicht erwarten, Gott werde zu diesem Zwecke Wunder und Zeichen tun, er werde Sie, wie ehedem den Habakuk, durch einen Engel an den Haaren ergreifen und entweder nach St. Peter oder in meine Villa bei Coblenz durch die Lüfte entführen lassen, oder er werde Ihnen durch den Erzengel Gabriel einen Brief mit Ihrer Adresse und den Beisäzen „Berufswahl betreffend" und: „sehr pressant!" übersenden! Wenn Sie als Fatalist die Sache entschieden haben wollen, so glaube ich, das Fatum habe durch das Ereignis des gestrigen Tages klar und deutlich genug gesprochen. Ich zweifle stark daran, ob Gott nicht durch den Mund eines

unschuldigen Kindes seinen Willen offenbaren kann und wirklich kund gemacht hat.“ Bei diesen Worten ergriff die Wittwe — ob absichtlich oder nur zufällig, muß dahingestellt bleiben — das Bouquet, das mir Marie zum Willkomm überreicht hatte, und betrachtete dasselbe so nachdenklich und angelegentlich, wie ein Astrolog die Stellung und den Lauf der Gestirne beobachtet. Dieses botanische Studium machte auf mich den Eindruck, als wollte die Wittwe sagen: Ist denn die Sprache dieser Blumen und der Wortsinn jener zwei Verse, mit denen das Bouquet übergeben wurde, nicht bered genug und ein Fingerzeig der göttlichen Vorsehung? Sollte es denn zuläßig, rätlich, zweckmäßig oder nötig sein, in einer so delikaten Angelegenheit des Herzens mit dem Zaunpfahl zu winken?

„Auch ich“, sagte die Wittwe, nach mißglückter Bouquet-Symbolik, „bin in gewisser Beziehung Fatalistin, und als solche sehe ich mich fast genötigt, Ihre unheilbare Zaghaftigkeit und Skrupulosität, Ihr ängstliches Umhertasten und Ihre rätselhafte Unentschlossenheit für ominös und providenziell zu halten, und in Erwägung dessen getraue ich mir kaum, noch einen Versuch zu wagen, Sie zu meiner Ansicht zu bekehren und zur Annahme meines Vorschlages willfährig zu machen; immerhin aber werden Sie es begreiflich finden, daß es mich darnach verlangt, Ihre Gründe pro und contra kennen zu

lernen. Es müsste denn doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn das Zünglein an der Wage nicht auf die Seite der Gründe pro zu ziehen wäre, und die Schale mit den fatalen contra nicht in die Höhe geschnellt werden könnte — das soll mein lezter Versuch sein, bevor ich die Segel streiche und die Belagerung der hartnäckig verteidigten Festung aufhebe."

Ich muß bekennen, daß es mich keine kleine Überwindung kostete, das dem Leser schon bekannte Duzend Gründe — 6 pro und 6 contra — auszukramen. Ich kam mir dabei vor, wie ein Schulknabe, der seinem schneidigen Lehrer das aufgegebene Pensum herzusagen oder die schriftlich gefertigte Aufgabe zu übergeben hat und dabei stets gewärtig sein muß, korrigiert zu werden. Da mein vis-à-vis aber ohne allen Zweifel berechtigt war, zu verlangen, daß ich ihm meine Gründe pro und contra zur Einsichtnahme, Prüfung und Begutachtung vorlege, säumte ich nicht, dem Wunsche desselben, der für mich Befehl war, zu willfahren.

Ich trug also zuerst die 6 Gründe pro der, mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörenden Wittwe vor. Dieselben fanden ihre volle Billigung.

Dann ließ ich auch die 6 Gegengründe aufmarschieren. Um die Wittwe nicht zu kränken, erwähnte ich jedoch im ersten Grunde nicht, daß mich auch die Furcht beschlich, früher oder später viel-

leicht das vernichtende Wort hören zu müssen: „Ich habe Dich aus dem Nichts herausgezogen und zu mir emporgehoben.“ Aber Das verschwieg ich nicht, daß ich mir fortwährend als ein ausgelöster, losgekaufter armer Schlucker vorkommen müsste, wenn es mit uns zur Verehelichung kommen sollte. Mißmutig und bitter lächelnd und mit den Fingern auf dem Tisch den Generalmarsch schlagend, sagte darauf die Wittwe: „Haben Sie denn wirklich auch nur einen Augenblick daran gezweifelt, ob ich die in Frage stehenden 540 Gulden, unter der uns bekannten Voraussezung, bezahlen und Ihnen niemals Ihre Vermögenslosigkeit zum Vorwurf machen werde?“ Ich antwortete aufrichtig: Gewiß nicht! „Ist es aber“, fuhr sie fort, „nicht peinlich und trostlos für mich, daß, wenn ich einen Ihrer Gegengründe aus dem Weg geräumt, an dessen Stelle sogleich ein neuer tritt, gegen den ich nichts vermag?“

Als ich mit der Aufzählung der Gegengründe geendigt, sagte die Wittwe: „Also 6 gegen 6! Auf welcher Seite zeigt sich ein Übergewicht? Wo ist die Goldwage, das ausfindig zu machen? Alle gelehrte Gesellschaften der Welt wären wohl nicht im Stande, Sie aus Ihrer Ratlosigkeit und Unentschiedenheit herauszureißen. So gar schwer, verworren und unlösbar ist, nach meiner Überzeugung, das Rätsel nicht, sofern man nicht blos,

oder wenigstens nicht vorzugsweise, dem Verstand die Entscheidung anheimstellt und überläßt. Ich bin der Ansicht, daß bei dieser Angelegenheit das Herz in erster Linie zu Rat zu ziehen ist, und daß demselben das lezte Wort zugestanden werden muß. Troz klassischer Bildung und Universitätsstudium sind Sie noch mit dem Gespensterglauben und noch weit mehr mit der Gespensterfurcht behaftet, Sie möchten gerne den Schleier, der über der Zukunft ligt, mit kecker Hand lüften, und da Ihnen das verwehrt ist, so wittern Sie hinter demselben mehr Unheil und Widerwärtigkeiten im Ehestand als im Priesterstande. Sie haben sich die Standes- und Berufswahl dadurch bedeutend erschwert, daß Sie vor Ungemach und Schwierigkeiten, die Sie sich als wahrscheinliches und unvermeidliches Angebinde des Ehestandes und Stiefwesens vorstellen, zurückbeben. O mein lieber Herr, auch als Seminarist, Vikar, Pfarrverweser und Pastor werden Sie nicht jederzeit auf Rosen gebettet sein! — — Ihre völlige Unentschiedenheit hat übrigens die zwischen uns schwebende Frage endlich zur Entscheidung gebracht: hätten Sie den Beruf für den Ehestand, so hätte er sich gestern und heute Bahn gebrochen; Ihr Beruf, das ist mir klar geworden, ist der Priesterstand. Sie bestehen aus dem richtigen Material, aus welchem die Kirche im Seminariums-Atelier Priester meißelt. Es war verwegen und frevelhaft von mir,

Gott, der Kirche und Ihren Eltern Konkurrenz machen zu wollen. Ihre erstaunlich große Ähnlichkeit mit meinem verstorbenen Manne hat mir ein grenzenloses Vertrauen und eine heftige Zuneigung zu Ihnen eingeflößt und ließ mich glauben und hoffen, Sie seien von Gott berufen, an dessen Stelle zu treten. Das war ein schöner und süßer, aber ein kurzer Traum. Im Rate Gottes war es anders beschlossen, und diesem Ratschlusse unterwerfe ich mich, und ich seze bei: wie Maria, die Magd des Herrn."

Dann erhoben wir uns gleichzeitig, um Abschied zu nehmen, denn das Drama war zu Ende. Rasch trat die Wittwe vor mich hin, ergriff meine Hände, und sah mir einige Sekunden lang mit einem unaussprechlichen Blick in die Augen, mit einem Blick, der tief hinabdrang, tief bis auf den Grund des Herzens, als hätte sie den lezten Winkel desselben durchforschen oder in demselben ein Feuer entzünden wollen, ähnlich demjenigen, das in ihrem eigenen Herzen glühte. Wenn es überhaupt wahr, buchstäblich wahr ist, daß der Mensch in außerordentlichem Seelen- und Gemütszustand, in hochgradiger Erregtheit, in Wonne und Schmerz, in Liebe und Haß, in Begeisterung und Todesangst, sein ganzes Herz in einen Blick legen und durchs Aug reden lassen kann, so war das nunmehr bei der Wittwe der Fall. Und schwer, sehr schwer ists, die Situation

zu schildern, in der ich mich während jenen Sekunden befand, da ich dem Feuer, der Glut einer elektrischen Augenbatterie ausgesezt war. O diese Augensprache eines schönen Weibes, dessen Herz sich einer Person, einem Plan, einer Hoffnung energisch hingegeben, und das nun unwiderruflich und für immer darauf Verzicht leisten soll und darüber in höchsten Affekt gerät! Ja diese Sprache besizt eine hinreißende Beredsamkeit, eine niederschmetternde Gewalt und einen berückenden Zauber, und ich bekenne offen: ich war wie bezaubert, ganz betäubt und meiner nicht mehr mächtig. Ein mir bis damals unbekanntes Gefühl durchzitterte und durchbebte mich, es prickelte durch alle Nerven und Muskeln, ich empfand, daß der elektrisch-magnetische Strom durch die mich festhaltenden Hände von meinem vis-à-vis auf mich überging und alle Kraft meines Widerstandes brach. Eine innere Stimme rief mir zu: Das ist der entscheidende Moment, der Rubicon rauscht zu deinen Füßen, vorwärts oder rückwärts, greif zu, oder entsage für immer! Meine Kniee schlotterten, mein Herz zitterte, die Theologie bekam epileptische Anfälle — — wäre nun noch ein Sturm auf die arg zerschossene und in ihrem Fundament wankende Zitadelle meines Herzens unternommen worden, entweder durch eine décharge der elektrischen Augenbatterie, oder durch eine mit lispelnder, vibrierender Stimme hervorgehauchte Bitte, oder durch einen

heftigen Paroximus, der sich in einer unwiderstehlichen Attraktionskraft geäußert hätte, oder durch Anwendung jenes sympathetischen Arkanums, worin die kleine Marie eine wahre Meisterschaft besaß, oder durch eine nochmalige Willensäußerung Maries ex abrupto, wenn sie nämlich, als ich, wie einst Herkules, schwankend am Scheideweg stand, aus dem Nebenzimmer gerufen hätte: Papale dableiben, zu Mariele kommen!, das hätte mich aus meiner Lethargie aufgerüttelt und meine Standes- und Berufswahl apodiktisch entschieden, ich hätte nämlich darin das Ereignis gesehen, das ich als Fatalist erwartet hatte, ich hätte den Ruf ex ore infantis als einen Orakelspruch, ein Vatizinium, als vox Dei und eine Mahnung des Himmels betrachtet, und dann: gute Nacht St. Peter, auch selbst für den Fall, daß sich mein Talar in dem als „Frachtgut nach St. Peter“ adressierten Koffer zehnmal vor Ärger und Verdruß umgekehrt haben sollte. Doch von all diesen Eventualitäten trat keine ein, und warum nicht? Offenbar aus dem Grunde, weil die göttliche Vorsehung meine Standes- und Berufswahl auf negative Weise entscheiden wollte. Von Seite der Wittwe aber wurde zur Erstürmung der unhaltbar gewordenen Festung — als mir das Wort schon auf den Lippen schwebte: Ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade und strecke das Gewehr — nicht geschritten, entweder weil sie fürchtete, sie könnte abermals eine

Niederlage erleiden, oder weil sie ein gewisses Etwas — das decorum muliebre und die unüberwindliche Scheue — abhielt, den lezten à tout eines Weibes, der allerdings schon oft die stärksten Riegel gesprengt, dicke Eiskrusten geschmolzen, versteinerte Herzen erweicht und Triumphe gefeiert, an mir, möglicherweis, zu vergeuden. Zu meiner Beschämung gestehe ich, daß nicht ich, sondern die Wittwe die definitive Entscheidung herbeiführte: sie öffnete ihre Hände und ließ mich los — und damit war der Bann gelöst und der Zauber geschwunden. Und dennoch — o unergründliches Menschenherz! — atmete ich nicht frei auf, es wandelte mich vielmehr an wie bittere Reue, ich beschuldigte mich, hart und lieblos gegen ein edles Frauen- und Mutterherz gehandelt zu haben, sein grenzenloses Vertrauen und seine vorbehaltlose Hingebung aus Kaprise und Spleen zurückgewiesen zu haben, und ich wähnte, dadurch ein Königreich für immer verscherzt und verloren zu haben. Allein, jacta fuit alea, der Würfel war gefallen und das Tafeltuch zwischen uns zerschnitten. Meine grenzenlose Verwirrung und Befangenheit machte jede Umkehr und Remedur zur Unmöglichkeit, und überdies vereitelte die Wittwe jeden Versuch der Wiederanknüpfung einer Unterhandlung dadurch, daß sie das von Marie mir überreichte Bouquet ergriff, dasselbe in ein Knopfloch meines Rockes steckte und mit bewegter Stimme sagte: „Neh-

men Sie diese Blumen, mit denen Marie ihren Vater willkommen hieß, mit nach St. Peter! Sie sollen Sie stets daran erinnern, daß Sie zwei Personen hätten glücklich machen können, wenn Sie — doch nein! Fern seie es von mir, Ihnen einen Vorwurf zu machen! Das ominöse Ereignis des gestrigen Tages soll nur in meinem und in Maries Herzen einen Stachel zurücklassen, Ihnen aber seie es ein anmutiges Idyll und eine interessante Romanze, die Ihnen über die einsamen Stunden des Seminars in St. Peter hinweghelfen mögen!" Ich nahm allen meinen Mut zusammen, reichte der Wittwe die Hand und sagte: Das Abenteuer, das wir gestern und heute erlebten, wird nicht nur eine reizende, sondern auch eine heilige Episode meines Lebens sein. Unser Schicksal steht in Gottes Hand. Es war wohl nicht Gottes Wille, daß ich an die Stelle Ihres Mannes trete. Empfangen Sie den verbindlichsten Dank für Ihr mir geschenktes Vertrauen und großmütiges Anerbieten — — „und", ergänzte die Wittwe, „helf Ihnen Gott!*) Glückliche Reise nach St. Peter!" Ich retirierte zur Türe hinaus, stieg die Treppe hinab und verabschiedete mich unter der Haustüre mit einer stummen Verbeugung — —.

---

*) „Helf Ihnen Gott" oder: „Helf Dir Gott" ist ein zweideutiges Wort, das entweder so viel heißt: ich würde Dir gerne helfen, wenn ich könnte, oder: ich könnte Dir wohl helfen, aber ich will nicht, und offenbar in diesem lezteren

Es kam mir vor, als wäre noch niemals jemand auf so zarte und schonende Weise die Stiege hinabgeworfen und vor die Schwelle gesezt worden, wie ich — —.

Des andern Tags fuhr ich mit meinen 15 Kommilitonen nach St. Peter. Keiner von ihnen ahnte, welch schwere Prüfung ich in den lezten Stunden vor der Fahrt nach St. Peter zu bestehen gehabt hatte. Freilich ließe es sich darüber streiten, ob ich in dieser Prüfung siegte oder unterlag, bestand oder durchfiel. Nach meiner eigenen Ansicht siegte ich einesteils, und anderenteils unterlag ich. Ich siegte, weil ich, so zu sagen, passive Assistenz leistete und mir, troz alles Zauderns und Schwankens von meiner Seite und troz aller Versprechungen und glänzenden Anträge von der andern, das Jawort nicht abringen ließ, ich siegte wie Fabius Cunctator; und ich unterlag, weil die Wittwe eigentlich die Entscheidung herbeigeführt, weil sie, als ich schon kapitulieren wollte, ihren lezten Trumpf, der ihr das Spiel gewonnen hätte, nicht ausgeworfen, weil sie den lezten elektro-magnetischen Schlag, der mich kampfunfähig gemacht hätte, nicht eintreten ließ — kurz: in An-

---

Sinne legte mir die Wittwe dieses Wort in den Mund; sie wollte also sagen: Sie könnten meinen Wunsch, meine Bitte bei gutem Willen wohl erfüllen, allein Sie ziehen sich scheu zurück und stellen mir einen Wechsel auf die Barmherzigkeit Gottes aus.

betracht ihres resoluten, schneidigen Benehmens, ihrer Geistesgegenwart und ihres feinen Taktes war ich eigentlich unterlegen. Aber meine Niederlage verwandelte sich in einen Sieg, denn ich erkannte im Seminar und in der Seelsorge, daß mich Gott zum Priester berufen.

Von Marie und ihrer Mutter habe ich nie mehr etwas gehört, ich erkundigte mich übrigens auch niemals nach denselben; so oft ich aber mit dem Dampfboot rheinabwärts oder rheinaufwärts fuhr, sah ich mit hohem Interesse, ergriffen und gerührt, bei Koblenz tief hinein ins Moseltal.

Belegstellen.

1) Zu Seite 7 und 8.

„Universalgeschichte der christlichen Kirche.“ Von Dr. Johannes Alzog. III Aufl. Mainz, 1844. Verlag von Florian Kupferberg. Seite 984—986.

Ferner:

„Kirchenlexikon oder Enzyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften.“ Verlag von Herder in Freiburg. VI Band, Seite 1848—1863. II Aufl.

Ferner:

„Allgemeine Realenzyklopädie oder Konversationslexikon für alle Stände.“ Regensburg. Verlag von G. Jos. Manz. VIII Band, Seite 83. III Aufl.

Ferner:

„Die theologische Dienerschaft am Hofe Josefs II. Geheime Korrespondenzen und Enthüllungen zum Verständnis der Kirchen- und Profangeschichte Österreichs von 1770—1800, aus bisher unedierten Quellen der k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Ministerialarchive.“ Von Sebastian Brunner. Wien, 1868. Verlag von Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. Besonders Seite 1—198.

Ferner:

„Die Mysterien der Aufklärung in Österreich von 1770 bis 1800. Aus archivalischen und anderen bisher unbeachteten Quellen.“ Von Sebastian Brunner. Mainz, 1869. Verlag von Franz Kirchheim. Besonders Seite 1—523.

Ferner:

„Josef II. Charakteristik seines Lebens, seiner Regierung und seiner Kirchenreform, mit Benützung archivalischer Quellen.“ Von Sebastian Brunner. II Aufl. 1885. Verlag von Herder in Freiburg. Besonders VI—XII Kapitel, Seite 71—240.

Ferner:

„Kaiser Josef II und Leopold II, Reform und Gegenreform, 1780—1792.“ Von Dr. Albert Jäger. Wien, 1867. Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Besonders Abschnitt II. Nr. 9, Seite 64—66, Nr. 10—13, Seite 67—85, Nr. 13, Seite 89—96.

Ferner:

„Lehrbuch der Weltgeschichte“ von Dr. J. B. Weiß. Wien, 1884. Verlag von Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. VII Band, Einleitung, besonders Seite 417—515.

Ferner:

„Die Weltgeschichte.“ Von Bumüller. Verlag von Herder in Freiburg. 1852. II Aufl. II. Teil, XV Kapitel, Seite 229—231.

2) Zu Seite 113, 114 und 115.

„Alban Stolz nach authentischen Quellen.“ Von J. M. Hägele. Verlag von Herder in Freiburg. 1884. Seite 49 und 50. I Aufl.

3) Zu Seite 127 und 128.

„Die Mysterien der Aufklärung in Österreich von 1770 bis 1800, rc.“ Von Sebastian Brunner. Mainz, 1869. Seite 42.

Ferner:

„Die theologische Dienerschaft am Hofe Josefs II. Geheime Korrespondenzen und Enthüllungen rc.“ Von Sebastian Brunner. Wien, 1868. Verlag von Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. Seite 114—116.

Ferner:

„Der stille Krieg gegen Tron und Altar.“ Nach Dokumenten. Von G. M. Pachtler S. J. Amberg, 1876. Verlag von J. Habbel. II Aufl. Seite 41. Besonders: Anmerkung 3.

Ferner:

„Kaiser Josef II und Leopold II ꝛc.“ Von Dr. Albert Jäger, Abschnitt II. Nr. 7. Seite 54.

4) Zu Seite 401 - 404.

„Die theologische Dienerschaft am Hofe Josefs II ꝛc.“ Von Sebastian Brunner. Seite 372, 373 und 374.

Ferner:

„Kirchenlexikon“ von Wetzer und Welte, Band IV, Seite 403. I Aufl. und Band XI, Seite 1027 und 1028.

Ferner:

„Geschichte der Universität Wien“ von Rudolf Kink Band I, Abteilung 1. Seite 432—590.

Ferner:

„Josef II, Charakteristik seines Lebens ꝛc.“, von Sebastian Brunner II Aufl. 1885. VI Kapitel, Seite 78—83, bezüglich Gottfried van Swietens, der ein Sohn Gerard van Swietens war und seines Vaters Ansichten, Gesinnungen und Absichten teilte.

Register.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Seit

*

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Druckfehler.

Seite	16,	Zeile	16	von	oben,	lies: die statt der.
„	59,	„	5	„	unten,	lies: mir statt nicht.
„	71,	„	7	„	oben,	lies: famose statt jokose.
„	85,	„	1	„	„	lies: de Vega statt der Vega.
„	93,	„	7	„	unten,	lies: gestanden statt standen.
„	127,	„	10	„	„	lies: Ignaz statt Inaz.
„	148,	„	6	„	„	ist der zweite Beistrich zu streichen.
„	168,	„	10	„	oben,	lies: hierachischem statt hirarchischem.
„	199,	„	12	„	unten,	lies: Phillips statt Philipps.
„	211,	„	9	„	oben,	lies: Wimpheling statt Bimpheling.
„	255,	„	11	„	unten,	lies: spuckt statt sprudelt.
„	316,	„	2	„	„	lies: Lebensberuf statt Lebensberufes.
„	331,	„	6	„	„	lies: haben statt hat.
„	346,	„	3	„	oben,	ist statt eines Punktes ein Strichpunkt zu sezen.
„	355,	„	5	„	unten,	lies: „Salzbüchsle“ statt „Salzbüchle“.
„	502,	„	3	„	oben	ist „und“ zu streichen.
„	502,	„	5	„	„	lies: und statt ist, daß.
„	511,	„	14	„	„	lies: seiner statt ihrer.
„	537,	„	10	„	unten,	lies: Seminariums- statt Seminarismus-.



Von **Leopold Kist** sind folgende Werke erschienen, und zwar:

a) im Verlage von Franz Kirchheim in Mainz:

Die lauretanische Litanei. (Zunächst für die Maiandacht.) Dritte Auflage. 3 Mark.

Das Familienleben. Auch unter dem Titel: **Hausapothek,** I. Band. Vierte Auflage. 3 Mark 60 Pfg.

Die Familienkrankheiten oder **Neun Sargnägel.** Auch unter dem Titel: **Hausapothek,** II. Band. Zweite Auflage. 3 Mark 50 Pfg.

Aufklärung, Fortschritt, Freiheit oder **Die wahre Bekehrung.** Auch unter dem Titel: **Hausapothek,** III. Band. Zweite Auflage. 2 Mark 40 Pfg.

Geistlicher Schatzgräber oder **Die Angelegenheiten deiner Seele diesseits und jenseits.** 2 Mark 50 Pfg.

Dienstbüchlein fürs Christentum, das nachweist, was die Welt war vor Christus, was sie ward durch Christus, und was sie wird ohne Christus. 1 Mark 20 Pfg.

Das ist der Tag des Herrn. 2 Mark 70 Pfg.

Das christliche Kirchenjahr. 3 Mark 75 Pfg.

Dänisches und Schwedisches. 3 Mark 75 Pfg.

Amerikanisches. 5 Mark 25 Pfg.

Exempelbuch für Priester und Volk. Zwei Bände. 8 Mark 40 Pfg.

Kreuz und Kreuzweg. (Zunächst für die Fastenzeit.) 4 Mark 50 Pfg.

Drei Schooßkinder des Zeitgeistes: Wissenschaft, Schule und Loge. 2 Mark 25 Pfg.

b) im Verlage der Vereinsbuchhandlung in Innsbruck:

Erlebnisse eines deutschen Feldpaters während des deutsch-französischen Krieges 1870/71. 2 Mark 60 Pfg. = 1 fl. 30 kr. Gebunden in Leinwand 3 Mark 60 Pfg. = 1 fl. 80 kr.

Die Augensprache. 3 Mark = 1 fl. 50 kr.

Indisches und zwar Religion, Tempel und Feste der Hindu nebst all Dem, was damit zusammenhängt. 3 Mark 60 Pfg. = 1 fl. 80 kr.

„Indisches“, aus der fleißigen und gewandten Feder des weit gereisten Verfassers des „Dänisches, Schwedisches“ und „Amerikanisches“ bietet nicht nur, was es auf dem Titelblatt ankündigt und verspricht, sondern eine überaus reiche Musterkarte des Merkwürdigen und Interessanten aus dem Wunderlande Indien. Mit Recht sagt der Verfasser in der Vorrede: „Für wen wäre das (in diesem Buch Mitgetheilte) nicht von hohem Interesse, und wer dürfte sich heutzutag zu den Gebildeten zählen, ohne über dasselbe unterrichtet zu sein?“ Ein eminenter Vorzug dieser Novität der Reiseliteratur und Ethnographie besteht darin, daß der Verfasser Indien kreuz und quer bereiste und seine an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen in derselben veröffentlichte, daß er tiefe Menschenkenntnis und eine feine Beobachtungsgabe besitzt, daß er die zuverlässigsten Indologen in Hindostan selbst ausfindig zu machen wußte und sich mit ihnen in's Einvernehmen setzte, und daß ihm eine sehr reiche Literatur über Indien zu Gebot stand. Dieses verdienstliche Werk Leop. Kist's ist berechtigt, auf dem literarischen Gebiet eine hervorragende Stelle einzunehmen und wird auf Grund der Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit seines Inhaltes, sowie seiner populären, packenden Darstellungsweise, einen durchschlagenden Erfolg erzielen.

Druck der Vereinsbuchdruckerei in Innsbruck.